Geschichte

der

deutschen Poesie

in

leicht faßlichen Umrissen

für

die reifere Jugend beiderlei Geschlechts

von

Chr. Oeser.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

Inhaltsverzeichniß.

Siebenter Zeitraum:

Achter Zeitraum:

iebenter Zeitraum:

Goldenes Zeitalter der deutschen Dichtkunst.

Von Göthe's Jugend bis zum Befreiungskriege.

Vom J. 1773 — 1813.

Eingang.

Wenn gleich Umgestaltungen und Veränderungen menschlicher Zustände meist nur allmälig zu Stande kommen, ist's doch gewöhnlich irgend ein großes Ereigniß, wodurch sie erst gleich der Pflanze aus dem in der Erde verborgenen Samen ins Leben treten und wir bezeichnen mit Recht die Zeit und das Jahr, worin solche Ereignisse vorgefallen sind, als Anfangspunkte neuer Geschichtreihen. Darum wird das Jahr 1517 als das Jahr der Befreiung von der römischen Hierarchie gefeiert, und nicht weniger merkwürdigist das Jahr 1773, in welchem Dinge geschehen sind, die große und wichtige Folgen nach sich gezogen. In diesem Jahre sind die brittischen Kolonien von Nordamerika zum Bewußtsein gelangt und haben eine Revolution muthig begonnen, die ihres sittlichen humanen Charakters wegen einzig in ihrer Art in der Geschichte ist. Aber auch in Europa ist das Gefühl der Freiheit erwacht und zwar zuerst der geistigen Freiheit, und der Theil der christlich-europäischen Menschheit, welchem das Jahr 1517 keine Erlösung gebracht, hat in diesem Jahre sich der Unmündigkeit dadurch entrungen, daß er die sogenannte Gesell schaft Jesu, welche bisher so Staat als Kirche bevormundete, mit Genehmigung des Papstes abschaffte. Ein drittes Ereigniß dürfte Vielen minder wichtig scheinen, weil es sich nicht auf so allgemeine

Nothdurft, wie bürgerliche und kirchliche Freiheit bezieht, allein es steht eben darum um so höher, weil es eine Freiheit begründen half, deren die edelsten und gebildetsten in allem Volke bedürfen, die Befreiung der Poesie aus den Fesseln der Schule, wodurch diese Himmelsgabe, dieses weltliche Evangelium wieder Gemeingut des Volkes werden sollte. Das aber wurde angeregt durch Göthe's Götz von Berlichingen, womit wir Deutsche die Epoche der wieder erstandenen Nationalpoesie mit Recht bezeichnen. Bald nach diesem Drama erschien von demselben Verfasser ein Roman: Werther's Leiden, in welchem auf ähnliche Weise, wie in Götz die Regeln der Kunst, alles Herkömmliche in Sitten und Zuständen der Nation wahrhaft stürmisch angegriffen wurden. Diese zwei genialen Produkte des jungen Dichters schlugen wie ein Blitzstrahl in die entzündbare Jugend Deutschland's ein und es erfolgte eine Periode des Sturmes und der wildesten Leidenschaft in der deutschen Literatur, wo alles von Bande und Fessel los, sich seiner eingebildeten oder wirklichen Natur gemäß gebärdete und die wunderlichsten Ergießungen und Ausbrüche von Gesinnung und Empfindung zu Tage förderte. Ueber dieses bacchantische Treiben auf dem deutschen Parnasse läßt sich Göthe, wie folgt, vernehmen, um den Sturm zu beschwichtigen, den er heraufbeschworen: (deutscher Parnaß)

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbraus't den Wasserfall?
Sauset heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrein?
Ist es möglich, seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Ras't im Blicke,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar,
Mann und Weib, —
Tiegerfell
Schlägt umher —

Ohne Scheu,
Zeit den Leib.

Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer sie hört,
Wird zerstört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut
Wer begegnet ihrer Wuth?

Göthe mit seinen Freunden, wozu sich auch der Dichterbund zu Göttingen gesellte, trat diesem Unwesen entgegen, wie er in demselben Gedichte singt:

Brüder, laßt uns alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht.
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Wurch die Haine.
Brüder, faßt sie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieser Brut entgegen,
Und vertreib' aus unsern milden
Himmelreichen Luftgefilden
Diese Fremden, diese Wilden

Leider bemerkt Göthe bald, daß selbst unter seinen Freunden welche sind, die dieser frechen Zunft die „Wege zeigen" und „mit den Klapperblechen voraus im Takte ziehn!" So sucht er selbst bald andere Kreise und durch eigene Werke die

wieder der Regel sich bequemen, gibt er ein Beispiel, welchem dann Viele freudig folgen. Der gesunde Hausverstand und die deutsche Sittlichkeit hilft auch wieder Besinnung herstellen, Erziehung und Unterricht steigt vom Katheder zu Volk und Jugend herab, die Philosophie predigt Vernunft, die schon in voriger Periode bewährten Dichter, (vor allen Wieland und Herder) führen Grazien und Sitte in die Dichterreihen und zu Weimar eröffnet eine deutsche Fürstin den Musen ein Athen. Das ist im Umrisse die Geschichte der Poesie in den 70 und 80 Jahren, von der nun im Einzelnen soll gesprochen werden.

Werthers Leiden.

Von seinen Jünglingsjahren an trachtete Göthe, wie er selber sagt, „sich mit griechischer Art und Sinn möglichst zu befreunden" und nach dem Leben der Alten das Seinige zu gestalten. Dies schien ihm das einzige Mittel sich in seinen poetischen Bestrebungen, die so wirr und irr durcheinanderliefen, wie bei den unbändigen Zeitgenossen allen, einen Ausweg zu finden und sich selbst von dem Uebermaß der Empfindsamkeit, die wie eine Seuche in deutschen Gemüthern damals herrschte und die nun bei ihm, seit dem Verluste Friederikens, desto quälender geworden, zu befreien. Das Studium der Alten zeigte ihm nun eben, wie sehr die Neuern in allen ihren Zuständen, im Handeln, Denken und Empfinden, von der Natur abgewichen waren, und darum wurde es sein fester Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung walten zu lassen. Um das zu bewirken hatte er sich in die ältere Geschichte der Deutschen vertieft und seinen Götz von Berlichingen geschrieben; zugleich aber wandte sich sein Blick auf die neuere und neueste Zeit, und in sein eigenes Herz, in so fern es mit jener in Berührung kam. Längst schon hatte er die Gewohnheit sich über dergleichen Gegenstände mit abwesenden Personen im Geiste zu unterhalten und diese Selbstgespräche in Zweien schrieb er endlich in Briefform nieder. So hatte er nun bald die geheimsten Geständnisse seines Herzens und die Schilderung alles seines Unmuths und Lebensüberdrusses, den er mit seinen

Freunden theilte, auf dem Papiere, und erleichterte sich dadurch seinen gepreßten Seelenzustand, weil er gleichsam alles Quälenden los wurde. Bald kam er auf den Einfall diesen Briefen eine poetische Form zu geben und der Tod des jungen Jerusalem gab ihm Veranlassung daraus einen Roman zu machen, dem er den Titel Werther's Leiden gab. Eine Gemüthsstimmung, die der seinigen glich, hatte den gedachten Jüngling zu dem Entschlusse gebracht, sich das Leben zu nehmen; wie es hieß trug eine heimliche Neigung zu der Gattin eines Freundes und eine entehrende Beleidigung, die ihm in vornehmer Gesellschaft, als einem Bürgerlichen widerfuhr, viel dazu bei. Nun war es Göthen ein Leichtes die Leiden dieses Jünglings zu schildern und demselben seine schon fertigen Zugeständnisse beizulegen und so entstand ein Seelengemälde von solcher Wahrheit, daß lange Zeit die geschilderten Personen Werther und Lotte und die übrigen alle nicht für erdichtete, sondern wirkliche Gestalten und die Begebenheiten für eben so wirklich gehalten wurden und es widerfuhr dem Verfasser häufig, daß man ihn bat, doch die wahren Namen zu nennen; ja manche Lotte erhielt Besuche von Neugierigen, welche in ihr die gepriesene Wertherische Lotte entdeckt zu haben meinten. Die Wirkung dieses Romans, den er in vier Wochen zusammenschrieb, war außerordentlich, aber freilich war, wie Göthe selbst sagt, es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung besonders auf seine jüngern Freunde hervorbrachte, und „so waren diese," fährt er fort, „gerade in einer der seinigen entgegengesetzten Stimmung: denn er hatte sich durch die Composition mehr, als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem er durch eigene und fremde Schuld, durch gefällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. „Ich fühlte mich", schreibt er weiter, „wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln,

einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publikum, und dieses Büchlein, was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen. Eigentlich ward also immer nur der Inhalt, der Stoff beachtet, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie."

Der Eiferer Göze, der schon bei Lessing erwähnt worden, verdammte das Buch; Andere schüttelten den Kopf und weil Niemand noch gewohnt war Stoff und Form zu unterscheiden, verschloß man es sorgfältig vor der Jugend. Selbst die begeisterten Lobredner und die zahllosen Nachahmer gewahrten nicht die poetische Erhebung der Sprache, die hohe Lyrik der Empfindungen, die bald mit idyllischer Anmuth, bald mit pindarischem Schwunge abwechselt und die Gedanken eines titanischen Geistes mit entzückender Blumenpracht umgibt. Was aber am wenigsten erkannt und gewürdigt wurde, war das Nationale, das auf Gesinnung und Erhebung der Deutschen mächtig Einwirkende in dieser genialen Dichtung. Sie steht in dieser Hinsicht dem Göz von Berchlingen näher, als es den Anschein hat; denn so wie dort der Untergang des Ritterthums und Lehnwesens aber auch der deutschen Freiheit und Tapferkeit dargestellt wird, sehen wir hier einen Bürgerlichen, einen Mann aus dem Volke, ritterlich gegen die Ueberreste des Lehnwesens und aller Mißverhältnisse im deutschen Lande ankämpfen und weil er nirgend durchdringen kann und ihm selbst das einzige Freigut, das dem Unadeligen damals noch unbenommen blieb, die Gestaltung seines häuslichen Glückes und Befriedigung seiner innigsten Neigung verkümmert ward, in dem Geiste altrömischer und germanischer Mannheit ritterlich sterben. Es ist der Opfertod eines Plebejers, der ein neues Ritterthum des Bürgerstandes verkündete, ein Ritterthum, das in neuester Zeit die Nation gerettet und fortfährt ihr diejenige Gestalt zu geben, die sie ihrem alten Glanze, ihrer alten Herrlichkeit wiedergeben wird.

Am lächerlichsten gebärdet sich bei der Erscheinung Werther's der prosaische Kritiker Friedrich Nicolai. Er verfaßte einen Anhang zu dem Buche: Freuden des jungen Werther's und obendrein Leiden und Freuden Werthers des Mannes, mit einem Gespräche, worin sich Hans und Martin über den Götheschen Werther gar auferbaulich und hausbacken unterhalten. Sein Werther erschießt sich auch, die Pistole wird aber durch einen vorsichtigen Hausarzt mit Hühnerblut geladen, woraus denn „ein schmutziger Spektakel" aber glücklicher Weise kein Unheil hervorgeht. Mit Alberts Genehmigung wird Lotte nun Werther's Gattin und Alles endet friedlich und freundlich zur Freude aller empfindsamen Seelen, die keine tragische Katastrophe vertragen. Im zweiten Abschnitte wird dann die Ehe mit ihrem Regen und Sonnenschein geschildert, um zu zeigen, daß sich's doch nicht der Mühe lohnt, eines Mädchens willen sich todtzuschießen. Göthe lachte über das alberne Machwerk und schrieb für seine Freunde einen lustigen Dialog, wo er die Farçe noch übertriebener fortspielt. Das Büchlein selber ließ er also sprechen:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann
Der lerne besser lesen.

Schade, daß diese humoristische Dichtung verloren gegangen; im Manuscript wurde sie aber viel gelesen und diente dem Kreise derjenigen, die Göthe's Geist am nächsten standen, als Commentar und völlige Befestigung im neuauftauchenden Geschmacke. Daß Klopstock, Wieland, die Göttinger Freunde, Merk, Schlosser, selbst Lessing Werthers Leiden nach Verdienst würdigten, ist kaum nöthig zu erwähnen; eines ruhigen Denkers, Christian Garve's Worte dürfen wir nicht übergehen.

„Ich habe," schreibt er, „die Leiden des jungen Werther

gelesen, sie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieser Art seit langer Zeit gemacht hat. Dieses Einzige ist schon ein großes Verdienst des Werkes in meinen Augen, weil ich so lange fast durch keine andern Leiden, als durch meine eigenen, stark gerührt worden bin, und weil diese Rührung bei fremder Noth etwas so Angenehmes und Befriedigendes für die Seele ist. Ich habe also bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieses Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es diese gethan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin, der eine so edle Seele, eine so lebhafte Empfindungskraft, und einen so tief dringenden Verstand ganz in einen einzigen Gegenstand versenkte, und in demselben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden, so wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige ist etwas sehr Gutes und seine Leidenschaft steckt an. Endlich habe ich bei der Voraussetzung, daß der Fond der Geschichte wahr sei, mich damit getröstet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat. — — Daß in dem Verfasser kein gemeiner Geist wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem solchen wird unser Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben."

Der Göttinger Dichterbund.

Während also durch Götz von Berlichingen und Werther das Drama und der Roman in Deutschland in Aufnahme gebracht und bald durch eine Menge Nachahmer, wenn auch nur selten glücklich gepflegt wurden, bildete sich in Göttingen eine Dichterschule für die Lyrik. Der Grund zu derselben wurde schon 1770 gelegt, wo Christian Boie aus Holstein den ersten deutschen Musenalmanach in Gemeinschaft mit Wilhelm Gotter herausgab

und sich bemühte junge strebende Dichter aufzumuntern und in seinen Kreis zu ziehn, worin ihm selbst einige ältere und längst gefeierte Sänger, wie Klopstock, Ramler, Gleim und Denis beistanden. Die ersten Jünglinge, welche sich ihm beigesellten, waren August Bürger, Heinrich Hölty, Martin Miller, und Heinrich Voß. Anfangs wurde derselbe Verein von Boie und Gotter geleitet und hatte mehr eine allgemeine Richtung, ohne gegen irgend einen Dichter feindselig aufzutreten, und die Gesellschaft versammelte sich blos wöchentlich um ihre Arbeiten vorzuzeigen und zu beurtheilen, worauf denn Boie sie noch einmal durchging und verbesserte, sodann aber für den Musenalmanach zusammen legte. Allein Voßens leidenschaftliche Verehrung des Barden Klopstock und eben so leidenschaftlicher Haß alles Französischen und desjenigen was dem Fränzösischen nachgebildet war, hatte bald entschiedenen Einfluß auf die Uebrigen, und als Gotter Göttingen verließ und Boie die Jünglinge walten ließ, bildete sich ein förmlicher Dichterbund, dessen Gründung Voß selbst folgender Maßen in einem Briefe an Pastor Brückner erzählt: „Ach, den 12. September (1772) da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Baum herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich war durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen."

Nun kamen die Verbündeten alle Sonnabend um 4 Uhr bei

einem der Mitglieder zusammen, wo Klopstock's Oden und Ramler's lyrische Gedichte und das sogenannte Bundesbuch auf dem Tische lagen. Zuerst wurde eine Ode aus Klopstock oder Ramler laut vorgelesen und man urtheilte dann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Deklamation des Lesers. Dann wurde Kaffe getrunken und dabei, was man die Woche hindurch gemacht, vorgelesen und darüber gesprochen. Zuletzt bekamen die einzelnen Mitglieder einzelne Arbeiten mit nach Hause, um darüber eine Kritik zu schreiben, die dann des andern Sonnabends vorgelesen wurde. Gedichte, welche durchgehends gebilligt wurden, schrieb man in das Bundesbuch ein. Die Schilderung eines Abschiedschmauses, welchen einer der Freunde gab, verräth schon eine leidenschaftliche Richtung. „Das war," schreibt Voß in einem Briefe" nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus; Boie, unser Werdomar, im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich: Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzen's, Weißen's u. s. w. — — Jemand nannte Wieland, mich deucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire!" — Diese Ausbrüche jugendlicher Unduldsamkeit zeugen, wie einseitig der Geschmack dieses Dichtervereins noch gewesen sei; allein bei ihnen galt nur Klopstock, dessen eben erschienene Gelehrten Republik ihnen ein untrügliches Gesetzbuch für alle Poesie war. Einen neuen Zuwachs bekam der Bund durch die beiden Grafen Christian und Leopold Stolberg, welche durch ihre Herablassung zu armen Musensöhnen und ihre weltanstürmenden Freiheitsdeklamationen und Volksthümlichkeit den in solchen Ideen ganz verstiegenen Voß, dem alle Menschenkenntniß mangelte, zur begeisterten Freundschaft hinrissen. Was sie den Göttinger Freunden noch mehr empfahl, war, daß sie von Klopstock, den sie persönlich kannten, Grüße an alle brachten und eine aufmunternde Theinahme des ältern Bar=

den verursachten. Da geschah es, daß sie zu Göttingen seinen 49 jährigen Geburtstag feierten, und dabei Wielands Schriften als Fidibus gebrauchten. Klopstock kam endlich selber nach Göttingen, wo er im vertraulichen Kreise der Jünglinge lebte, ohne die Professoren zu besuchen, welche die Dichtkunst, noch mehr als auf andern Universitäten üblich war, geringschätzten; wofür sie denn auch wieder von Klopstock und seinen jungen Freunden in Versen und Prosa gescholten und geschmält wurden. Wurde nun gleich auf beiden Seiten Alles übertrieben, so bleibt doch wahr, daß die jungen Dichter, die neben der Poesie die alte Literatur der Griechen und Römer mit außerordentlichem Fleiße trieben, die Geringschätzung nicht verdienten; sie haben, wie wir unten hören werden, durch die Uebersetzung Homer's und anderer alten Dichter, und weil sie das Studium der alten Welt und Kunst erst recht lebendig machten und es über alle Schulwissenschaft erhoben, zur Bildung des deutschen Volkes und zur Erhebung desselben mehr beigetragen, als die Katheder-Männer, die nur immer darauf losgingen, wieder nichts weiter als eben Kathedermänner zu bilden. Trefflich sprach sich hierüber Voß in folgender Ode aus!

Die Künstler.

Ehrvolle Männer fruchtender Wissenschaft,
Auf hohem Schulsitz, den Akademia
  Ihr namtet, eingedenk des Platon,
    Und des sokratischen Gangs im Lusthain;

Ihr rühmt Gesamtschaft aller Belehrungen
Zu allen Künsten freierer Menschlichkeit,
  Ihr rühmt verklärte Musenwohnung
    Pflegerin weises Betriebs, die Werkstatt:

Wo ihr gelahrter Innungen Zöglinge
Zur Amtsbefugniß zünftiget für Altar,
  Für Kanzellei und Hebungskammer,
    Und für asklepischer Kolben Mischung;

Für jede Zunft auch, und der geformelten
Weltweisheit Lehrstuhl, Jünger zur Meisterschaft
Mit Brief und stolzem Siegel weihend,
Goldenem Ring', und dem Hut der Freiheit.

Nur Eins, o Männer fruchtender Wissenschaft,
Nur Eins gebricht euch zur Akademia:
Denn Schönes that zum Guten Platon,
Kindlich von Bienen geleʒt mit Honig,

Im Blumenschlummer; Göttinnen sandten sie,
Die hold in Lorberdämmerung, durch Gesang,
Durch Zauber nicht unschöner Weisheit,
Redendes Menschengeschlecht veredeln.

Selbst dem ihr auftrugt griechische Musenkunst,
Der Dichter Dolmetsch und der Beredtsamkeit,
(O straft ihn sanft!) dolmetscht und deutelt
Sylben allein, und beriecht den Moder.

Halbmönch' und Barbaren fiedelten euch. Doch schaut
Die Lein'-Augusta, welche des helleren
Jahrhunderts Kind, um jungen Reiz alt-
väterische Wülste gemummt, daherprangt:

Wie, gleich der Sippschaft Lojolas, immerdar
Sie: Unsres! ausruft; stumm, wenn der Genius
Den Namen Deutschlands trug ins Ausland,
Oder den hämischen Zahn entblößend!

Ha! dein, Lenorens Harfener, schämte sich
Die Lein'-Augusta! Aber Germania
Nennt dich den Unsern, traurt an deinem
Male, du Edler, und klagts der Nachwelt.

Diese weitausschweifenden Plane, die Klopstock mit dem Bunde hatte, gingen indeß nicht in Erfüllung; Einer um den Andern verließ Göttingen und 1774 war er so gut wie aufgelöst; denn wie Jeden sein Amt, und dann Haus und Familie in Anspruch nahm, hörte auch der Briefwechsel allmälig auf. Doch blieben die einzelnen Mitglieder meist der Poesie treu ergeben, und wir

wollen im nächsten Abschnitte davon handeln, was die Vorzüglichsten unter ihnen: Hölty, M. Miller, die Stolberge, Bürger und Voß für deutsche Literatur geleistet haben. Von Boie und Gotter den Herausgebern des Göttinger Musenalmanachs sagen wir nur wenig, weil Ersterer mehr Kritiker als Dichter war und Letzterer in seinen lyrischen Poesien noch der alten Halberstädter Schule angehörte und als Dramatiker noch besonders besprochen werden soll.

Heinrich Christoph Hölty.

Geb. 1748. gest. 1776.

Hölty war der Sohn eines Predigers zu Mariensee bei Hannover; wo er in ländlicher Stille erzogen, eine heitere und frohe Jugend lebte; die Pocken ließen aber außer den entstellenden Narben Spuren der Kränklichkeit zurück, die ihn nicht wieder verließ und ihm seine Munterkeit raubte. Rastloses Studiren schwächte den Körper noch mehr und als er im Jahre 1769 nach Göttingen kam, erschien er wohl als ein kenntnißreicher und geistvoller Jüngling, allein mit sichtbaren Zeichen eines zehrenden Siechthums. Das poetische Talent, welches sich schon im Knaben zeigte, fand nun hier in Göttingen, wo er, wie schon erzählt, den Dichterbund mit Voß und den übrigen stiftete, reichliche Nahrung. Auch er folgte Klopstock's Fußstapfen in der Ode und Elegie, doch viel gewandter, klarer und anmuthiger ist seine Sprache, die er mehr als jeder seiner Freunde den Griechen abgelernt. Darum ist auch seine Sentimentalität so wahr und unmittelbar und selbst der elegische Ton, der überall durchtönt und die Todesahnung, die wohl bei ihm mehr als eingebildet war, ist nichts weniger als kleinmüthig und verzagend; muthig sieht er gleich Horaz dem Tode in's Auge und bittet nur um ein sanftes und leichtes Hinüberschweben, wie in folgendem Gedichte:

Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh', mit linden,
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet Euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du, mein Engel, komm' von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh'
Mir mit Deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies' entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn

Wohnt ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in Eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

So haben auch seine Oden nicht das Ueberspannte und Ueberschwengliche der übrigen Bardensänger, es ist hoher Flug von Grazien getragen, wie z. B. in folgender:

An die Ruhe.

Tochter Edens, o Ruh', die du die Finsterniß
Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilst,

Mit dem Schäfer am Bach' flötest, der Schäferin
Unter Blumen der Au' singest und Kränze reich'st,
Und dem Schellengeklinge
Ihrer tanzenden Schäfchen horchst!

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich Dich,
Allgefällige Ruh'! spähte Dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall!

Endlich bietest du mir, Herzenerfreuerin,
Deinen himmlischen Kranz, ach! und umarmest mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie du die singende Schäferin!

Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf' entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengesangeston.

Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern
Deinen Liebling, o Ruh', blick' ich den Mond hinan,
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickenden Wipfel schaut!

Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest,
Als mein Knabengelock', mit der entknospeten
Rosenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug',
Noch ein kußlicher Mund, soll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernspiels!

Hier bei Früchten und Milch unter dem Halmenbach
Weil', o Freundin, bei mir, bis du mich einst am Arm'
Eines lächelnden Mädchens
Edens Hütten entgegen führst.

Richtig aber mochte er fühlen, daß die Pindarische Ode bei unsern prosaischen Lebensverhältnissen nicht den Anklang finden könne, wie bei dem in Poesie ganz und gar schwelgenden Volke der Griechen; darum er auch seinen Horaz nicht übersetzte, sondern parodirend so nachbildete, daß der Geist dieses in griechischer Art dichtenden Römers von lieblichen Grazien, Lebensweisheit und Laune getragen uns näher tritt, als in den steifen und gezwungenen Uebersetzungen. Wie hat er z. B. die erste Ode Horazens trefflich gegeben; wir setzen diese Parodie sammt der Voßischen Uebersetzung der Ode selbst hieher:

An Mäcenas.

O Mäcenas, Geschlecht ähnlicher Könige,
Du mir waltender Schutz, wonnige Zierde mir!
Viel sind, welche den Staub, Renner Olympia's,
Aufzuwölken erfreut, und das mit glühendem
Rad' umflogene Ziel und der Verherrlichung
Palm', als Herrscher der Welt, hoch zu den Göttern hebt.
Diesen, wenn der bestandlosen Quiriten Schwarm
Zu dreidoppelter Ehr' ihn zu erhöhen ringt;
Jenen, wenn ihm gesammt eigene Speicher füllt
Was des Libyer-Lands Tennen entfeget ward.
Wer sein väterlich Feld muthig mit scharfem Karst
Aufwühlt, biethe sogar Schätze des Attalus,
Nie wird solcher bewegt, daß er in Cyprus Boot
Die myrtoische Fluth lange durchsegele.
Wenn des Afrikus Kampf Ikarus Wog' empört,
Zagt der Krämer, und Ruh lobt er, und seiner Stadt
Segensgegenden; bald zimmert er neu des Schiffs
Lecken Rumpf, und verschmäht arme Genügsamkeit,
Auch ist, welcher den Trank alterndes Massikers,

Und an nächtlichen Schmaus Stunden des Tags zu reihn,
Nicht verachtet, gestreckt unter des Arbutus
Hellgrün, oder am sanft plätschernden Nymphen-Born.
Dem ist Lager und Wall, und zu Trompetenklang
Heller Zinke Verein, Seligkeit und der Krieg,
Den die Mutter verwünscht. Jupiters kalte Luft
Trägt der Weidner, und nicht denkt er der jungen Frau,
Ob ihm etwa den Hirsch wackere Hund' ersahn,
Ob des Marsergebirgs Eber das Garn durchbrach.
Mich hat Epheu, der Kranz edler Begeisterung,
Himmelsmächten gesellt; mich hat der kühle Hain,
Und die Nymphen im Chor schwebend mit Satyren,
Abgesondert vom Volk; wenn mir den Flötenhall
Nicht Euterpe versagt, noch Polyhymnia
Lesbos tönendes Spiel mir zu besaiten flieht.
So du mich in die Reihn lyrischer Seher fügst;
Ragend streck' ich das Haupt zu dem Gestirn empor.

Die Beschäftigungen von Hölty.

Jener liebt den Hof, liebet das Stadtgeräusch,
Und französischen Modewitz,
Küßt den Damen die Hand, mischet den Potpourri
Kocht Pomade und strickt Filets;
Zieht die Säle voll Tanz Wiesen des Frühlings vor,
Roms Kastraten der Nachtigall;
Lebt vom Lächeln des Herrn, dreht, wie ein Wetterhahn,
Nach dem Winde des Hofes sich.
Dieser liebet den Prunk gleissender Wissenschaft,
Stappelt Bücher auf Bücher auf,
Und begaffet den Band, und den bemalten Schnitt,
Und den gläsernen Bücherschrank.
Jener schachert umher, wie ein Beschnittener,
Stopfet Beutel auf Beutel voll;
Schließt sein Kämmerlein zu, schüttelt die Beutel aus
Und beäugelt den Seelenschatz.
Mich entzücket der Wald, mich der entblühte Baum,
Mich der tanzende Wiesenquell,
Mich der Morgengesang oder das Abendlied
Meiner Freundin, der Nachtigall.
Dämmert endlich mein Traum heiter zum Leben auf,
Gibt der Himmel das Mädchen mir,

Dessen lächelndes Bild mir um die Seele schwebt;
Dann, dann bin ich ein Erdengott!
Wie ein mächtiger Gott flieg' ich den Himmel durch,
Reiße Sterne, wie Blumen ab,
Und bekränze mein Haupt, trinke die Quelle leer,
Die durch Rosen der Engel fleußt!

Aber weit über alle seine Zeitgenossen, Göthe etwa ausgenommen und Bürger, ragt er im Liede hervor, das bald Minnelied, bald Volkslied, lehrhaft und spielend immer so originell und unmittelbar, immer so klar und verständlich, so weich und melodisch ist. Darum lebt er auch noch im Munde der Landleute, Handwerksburschen, Soldaten, Mädchen und Jünglinge aller Stände bis heute fort. Was aber seinen Liedern einen besondern Reiz und ein besonderes Leben verleiht, ist das episch dramatische Gewand derselben, da er sie meist handelnden Personen in den Mund legte.

„Vier trübe Monden sind entflohn
Seit ich getrauert habe;"

singt ein Mädchen an dem Grabe ihrer Freundin und es sind nicht kalte Betrachtungen über den frühen Tod eines jungen Mädchens, sondern unmittelbare wirkliche Empfindungen. Im Schnitterliede läßt er einen Schnitter, den eine Schnitterin mit Band und Blumen beschenkt, sprechen, in der Elegie auf ein Landmädchen beschreibt er den Leichenzug und erzählt, wie ihr Wilhelm glücklich in ihrer Liebe gewesen, der nun „mit seinem Liederbuche, nassen Auges, an das offene Grab hinwankt." Seine Geliebte besingt er bald wie sie schiffend auf dem Kahne daherrauscht, bald unter „Lindenschatten" einherwandelnd, bald unter blühenden Aepfelbäumen und er segnet die „Rosen, die ihr Fuß betrat, auf daß jedes seiner Blätter seines verherrlichten Mädchens Namen trage! Selbst das didaktische Gedicht der Landmann an seinen Sohn gewinnt dadurch an lebendigem Interesse, daß der alte Vater ganz in dem Tone eines Landmanns zu „Treu und Redlichkeit" ermahnt

und auch, im Aberglauben dieses Standes befangen, von Geistern, vom alten Kunz, der als Feuermann auf seines Nachbarn Pfluge pflüget, vom Amtmann, der auf glühendem Roß im Walde einhertrabt, vom Pfarrer, der nebenbei Filz und Wucherer war und nun in der Nacht in der Kirche spuckt, vom Junker, der umbraust vom Seufzerhall zum Fest des Satanas kutschirt, plaudert. Was überdies die anmuthigste Scenerei in Hölty's Gedichte bildet, sind die Naturschilderungen, worin er Kleist, der allen Göttinger Freunden ein Lieblingsdichter war, an ungezwungener Darstellung und poetischer Auffassung noch übertrifft. Z. B.

Frühlingslied.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.
Drum komme wem der Mai gefällt,
Und schaue froh die schöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervor gebracht,
Den Baum und seine Blüthe.

Ist nicht hier das Stillleben der Natur in einer solch' einfachen Melodie besungen, wie sie uns lange nachklingend zuweilen in den Minneliedern vorkommt. So wieder:

Der Anger.

Mein Anger, welchen früh und spat
Ein allerliebstes Mädchen trat
Mit ihren weißen Füßen,
Mit Zittherklang
Und mit Gesang
Werd' ich dich oft begrüßen.

Oft werd' ich in dein frisches Gras,
Wo sie mit mir am Schlehdorn saß,
Im Abendrothe kommen,
Und singen dann,
So gut ich kann,
Der Reinen und der Frommen.

Mit deinen Blumen weiß und roth,
Werd' ich, beglänzt vom Abendroth,
Die blanke Zitther krönen,
Und weinen naß
Das grüne Gras
Beim Namen meiner Schönen.

Gib doch, o lieber grüner Plan,
Am Ende meiner Lebensbahn
Bei dieser Murmelquelle
Wo Vögelein
Des Mai's sich freun,
Mir meine Ruhestelle!

Ist nicht dieses anmuthige Gedicht ein ächtes Minnelied, werth eines Walthers von der Vogelweide? Voll dieser sanften Naturschildereien und der sanftesten Empfindungen ländlicher Unschuld ohne alle die Manier der Geßnerischen Schäfergedichte sind seine Idyllen: der arme Wilhelm, Christel und Hannchen und vor allen das episch fortschreitende: Feuer im Walde. Die Romanze hat er wohl nach Wieland mehr ironisch als poetisch aufgefaßt, wie denn seine Neigung zu Travestien und Parodien dem Poetischen Eintrag thut, allein es sind dieß ja Alles nur leichte Jugendversuche; was hätte dieser Dichter geleistet, wenn er älter geworden wäre; doch leider raffte ihn der Tod schon in seinem 27. Jahre hinweg, nachdem er kurz vorher in seinem letzten Gedichte: Aufmunterung zur Freude, also gesungen:

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Was bei Voß, der bei all' seiner ungestümen Derbheit mit rührender Liebe an ihm hing, und später bei Salis, Mathisson, Tiedge sanft elegisch und idyllisch erklungen und mit solcher Theilnahme von den Deutschen aufgefaßt wurde, sind doch nur Anklänge an Hölty's zartes Saitenspiel. Wir scheiden von ihm mit folgendem Gedichte:

Der Auftrag.

Ihr Freunde, hänget, wenn ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.
Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert.
Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's, und sahn, wie die Kränze lebten.

Martin Miller.

Geb. 1750. Gest. 1814.

Hölty gleich an Weichheit und stiller Heiterkeit ist Martin Miller, allein es ist dies nicht dem Innersten seines Wesens entsprungen, sondern mehr das Erzeugniß einer nach behaglichem Zustande sich hinneigender Sinnlichkeit; und die Ideen die ihn tragen

erheben sich selten über alltägliche Empfindungs- und Gedankenweise, der Verstand herrscht häufig vor und das Lehrhafte macht sich wieder breit bei ihm. Demohngeachtet ist ihm manch gemüthliches Lied gelungen: seine ganze Muse widmete er aber bald dem Romane, worin er seine Empfindsamkeit und seine moralischen Betrachtungen in leichter fließender Prosa ausspinnen konnte. Sein erster Roman war Siegwart, eine Klostergeschichte, worin er Werthers Sentimentalität wo möglich noch zu übertreffen trachtete und wirklich besonders bei gemeinen und unpoetischen Lesern, die gerne ohne gewaltsame Erschütterung in Thränen schwimmen, weit übertraf. Dieser Roman war Signal für unzählige junge Dichter, sich in dergleichen empfindelnden Romanen zu ergehen, womit seitdem der Büchermarkt überschüttet ward. Voß war sehr unzufrieden mit Miller und schrieb ihm einst: „richte deine Ohren auf und horche auf die olympische Harfe Apoll's; deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volkes und dem Frohlocken der Buchhändler; deine Freunde, deren Urtheil dir mehr gelten muß, als Hans Hagel's sind unzufrieden mit deiner Arbeitsamkeit.“ Miller ließ sich aber nicht abhalten und schrieb noch einige ähnliche Romane, die aber immer didaktischer wurden, bis er in einer Predigerstelle das gewünschte Ziel seines Lebens erreicht hatte und alle Poesie aufgab; ein Beweis, daß sie eben nicht unabweisbares Bedürfniß seiner Seele war, sondern ihm nur in seiner Jugend zum Spiele diente.

Die Stolberge.

Weit poetischer waren allerdings die beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg, welche unter allen Göttinger Freunden am eifrigsten Klopstock in allen seinen Richtungen nachstrebten. Ja es ist nachzuweisen, wie sie nur durch Klopstock zur Poesie begeistert wurden, so daß sie sich am Ende selbst in dem Maße täuschten, daß sie durchaus Klopstocks Genius zu haben meinten, während es nur eingesogene Ideen waren, wo-

durch sie ihre Einbildung zu jener Art von Rhetorik steigerten, welche häufig für Poesie gehalten wird. Wir haben schon davon gesprochen, wie diese vielseitig gebildeten und begabten Jünglinge in Göttingen dem Hainbunde beitraten und sich daselbst als die thätigsten Mitglieder bezeugten. Mag es wahr sein, was Einige behaupten wollen, daß sie die Ritterspornen ihres Standes mit in die Literatur brachten und um so stolzer auf ihre Talente waren, je seltener dergleichen bei Adeligen anzutreffen sind, so bleibt doch ihr Bestreben löblich und was sie geschrieben, hat die Theilnahme der deutschen Nation meist verdient. Christian, der ältere, der zwar selbst immer bescheiden hinter seinen Bruder zurücktritt, hatte zwar weniger schöpferische Kraft, doch als Uebersetzer des Sophokles bewies er eine mit Recht bewunderte Gewandtheit sich in der edelsten Form zu bewegen, wenn es darum zu thun ist, ein vorliegendes Meisterwerk in unserer Sprache treu und doch unbeschadet der Schönheit auch frei wieder zu geben. Vielseitiger waren Friedrichs Bestrebungen, indem er sich nicht nur im Klassischen, sondern auch im Ritterlichen und Romantischen, in der Epik, Lyrik und Dramatik bewegte. Er übersetzte zuerst die Iliade, ein Drama des Aeschylus und dichtete Oden, Elegien und Satyren im griechischem Versmaße; leider herrscht aber auch in den meisten jene Unklarheit, jener gezwungene Pathos, der uns schon bei Klopstock öfter begegnet. Das Ritterliche, wozu er freilich geborne Neigung mitbrachte, gelingt ihm allerdings am besten; wer kennt nicht sein Lied eines deutschen Knaben, das Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn, die beide ins Volk eingedrungen sind und fortleben werden; allein das Romantische hat er nicht weiter gebracht als Vater Gleim; in seinen Balladen und Romanzen ist nur die Form getroffen, der romantische Zauber waltet nicht darin. Ganz im Widerspruch mit der Classischen Richtung war auch er einer Derjenigen, welche allen Regeln trotzen zu müssen meinten und sich daher in regellosen Ergießungen ihrer Empfindungen gleich dem jungen Göthe gefielen. Eines seiner schönsten Gedichte dieser Art ist:

Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluft.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!
Wie bist Du schön
In silbernen Locken!
Wie bist Du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen.
Du haschest die Felsen,
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel dahin!
Dich kleidet die Sonne
In Strahlen des Ruhms!
Sie mahlet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der sträubenden Fluth.
Was eilst Du hinab
Zum grünlichen See?
Ist Dir nicht wohl beim näheren Himmel?
Nicht wohl im hallenden Felsen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, Du bist noch stark, wie ein Gott!
Frei, wie ein Gott!
Zwar lächelt Dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Strahl.
O Jüngling! was ist die seidene Ruhe,
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendsonne Purpur und Gold
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?
Noch strömest du wild,
Wie dein Herz gebeut,
Dort unten herrschen oft ändernde Winde,

Oft Stille des Todes im dienstbaren See
O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling noch bist Du stark, wie ein Gott!
Frei wie ein Gott!

In dieser Allegorie stellt uns der Dichter den Menschen in seinem freien, sich selbst genügenden wenn auch gefahrvollen Naturzustande dar und warnt ihn vor dem friedlichen Behagen des civilisirten Lebens, in welchem zwar die Schrecknisse der Natur, Arbeit und Beschwerden weichen, aber auch alle Kraft und alle Eigenthümlichkeit untergeht. Es ist also dies ein Hymnus auf die Freiheit, nicht die bürgerliche Freiheit, die in unsern Tagen von den Völkern angesprochen wird, sondern jene Freiheit des wilden Naturzustandes, von Rousseau gepredigt und von der exaltirten Jugend der Sturmperiode bis ins Verstiegene ausgemalt und auf Kunst und Leben und alle Zustände der Menschheit angewandt. Aber auch für jene Freiheit, welche in dieser Zeit die Rechte der Menschheit ansprach, glühte Stolberg in seinen Gedichten und zum Himmel erhebt er den Kronprinzen von Dänemark, der zuerst die Leibeigenschaft, den Menschenhandel und viele Privilegien des Adels abschaffte, ja er ging in dieser Begeisterung weiter und auf keinen seiner Freunde haben Herder's politische Gedichte so stark eingewirkt, als eben auf ihn. Mit dem stolzen Bewußtsein, daß ihm als einem Grafen solch' eine kühne Sprache Niemand wehren dürfe, übertrieb er Alles, was bisher ein deutscher Dichter zu sagen gewagt und gewann dadurch um so mehr die Bewunderung und Liebe der bürgerlichen Zeitgenossen. Jedoch lehrte die Folge, daß dergleichen Deklamationen nicht aus ihm selber geflossen seien, und daß er in dieser Gesinnung nur so lange beharrte, als er eben unter den Freunden lebte. Georg Merk, der die Stolberge in Darmstadt auf der Reise nach der Schweiz, die sie in Göthe's Gesellschaft machten, kennen lernte, war der Erste, der sie richtig beurtheilte, und seinem Freunde geradezu abrieth, sich mit diesen Gesellen zu befassen: „dein Bestreben," sprach er, „deine unablenk-

bare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und da gibt's Nichts, wie dummes Zeug." Wirklich war der besonnene Göthe bald des Phantastischen in der sich diese Brüder bei jeder Gelegenheit bis zum Tollen gefielen, bald satt und verließ sie schon in Zürich. Zurückgekehrt in ihr Vaterland (Holstein) traten beide in Staatsdienste, worin Christian als Amtmann, ländliche Ruhe und einen beschränkten Wirkungskreis allen höhern Ehrenstufen vorziehend, nur auf einem Orte zu Tremsbüttel in Holstein verblieb: wogegen Friedrich Leopold als bischöflich lübeckischer Minister bald zu Kopenhagen, bald als dänischer Gesandte zu Berlin und endlich als Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin lebte. Dabei blieb er immer literarisch beschäftigt und als er seine längst geliebte und vielbesungene Agnes heirathete, besang er gleich Jakobi und Gleim das häusliche Glück, Morgen- und Abendscenen und dergleichen Naturlieder, die er in den stürmischen siebziger Jahren als unpoetisch vermied. Außerdem übersetzte er fort aus dem Griechischen, schrieb Satyren in Jamben und endlich 1788 sein Lehrgedicht: die Insel, worin er schon aus dem Antiken in das Romantische, aus dem Heidnischen in das Christliche übergeht. Die Idyllen nach Ossian und in der nebulistisch-träumerischen Weise dieses alten Barden, mit dem sich Stolberg viel beschäftigte, die in diesen Gedichten vorkommen, sind schon Vorboten jener nebeligen Romantik, die dann in den neunziger Jahren mit katholischem Liebäugeln alles Heil dem deutschen Parnaß verkündigte. Noch in demselben Jahre zeigte sich aber Stolberg in seiner ganzen Blöße, als er Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands mit folgenden Worten angriff: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohnes sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn mir auch ein solches Lied den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte. Die Vorstellungen der christlichen Religion müßten dem Dichter, auch wenn er das Unglück hätte nicht daran zu glauben, doch wohl edler und wohlthätiger erscheinen, als die Spiele der griechischen Phantasie, deren Götterlehre die größte Abgötterei mit dem traurigsten Atheismus verband." Wir werden von diesem Gedichte Gelegenheit haben, weit-

läufiger zu sprechen, hier wollen wir nur bemerken, wie gering der Einfluß der griechischen Literatur und Homer's auf Stolberg muß gewesen sein, da er so grobe und gemeine Begriffe von der Mythologie und dem Wesen der Poesie selbst hegen konnte; man meint Pastor Götze in Hamburg zu hören und der Mann hat Aeschylos und Homer übertragen! Man kann sich denken, wie seine Freunde besonders Voß, der zu Eutin lange in seiner Nähe lebte, wie die Dichter und Meister der achtziger Jahre: Schiller und Göthe sich seitdem von ihm als einem Aufgegebenen allmälig wegwandten. Der Tod seiner Agnes machte den Riß zwischen ihm und Voß bald vollständig, denn so lange dieses holde Wesen lebte, war sie Vermittlerin, wie Göthe ganz richtig bemerkt: „Ich habe mich selbst, schreibt er, in ihren blühenden schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern frei-heiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Nie sah ich sie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund, erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielte sie die Rolle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht ein Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte?

Nicht ohne Bewußtsein, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt sie sich zwischen beiden Unfreunden und spiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo sie innerlich schon die Vorboten der Hölle gewahr werden. Die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe schlingt sich zuletzt ums Kreuz.

Die französische Revolution brachte Stolberg vollends aus aller Fassung und er fuhr mit demselben Grimme über die Franzosen her, wie ehedem gegen die Tyrannen. Es ging ihm wie jenem Mädchen', das künstliche und scheinbar leblose Puppen bekam, mit denen sie sich aufs Anmuthigste unterhielt, so lange sie sich nicht rührten, als sie aber plötzlich lebendig wurden, sich aufrichteten und gingen, alle Glieder bewegten und redeten, erschrocken

davonlief zum Vater und ihn bat die kleinen Kobolde zu erschlagen. So spielte auch Stolberg mit den Begriffen, Freiheit und Wahrheit, mit Natur und Griechenthum, so lange sie ihm nur todte Begriffe waren; als aber nun Freiheit und Griechenthum ins Leben traten, da entsetzte er sich vor ihnen, als wie vor Gespenstern und weil er nun kein Spielzeug mehr hatte, so ging er in die Kinderstube zurück, in die Kinderstube des Menschengeschlechtes und suchte da die alten Rüstungen von Pappe und die Wiegenlieder aus Herrnhut auf, um Ruhe zu finden für seine geängstigte Seele. Er begann von nun ein vornehmeres, dem Junkerthum ergebenes Leben, und reiste in dieser Gesinnung nach Italien, wo ihn nur die Bilder der Madonna und der Heiligen entzückten, die Statuen der alten Götter aber mit ihrem „Todeszeichen auf der Stirne" traurig machten. Endlich geschah der leichte Uebergang von protestantischer Frömmelei zum Papismus, er trat öffentlich mit seiner ganzen Familie, (nur die älteste Tochter nicht) zur katholischen Kirche über, legte alle seine Aemter nieder und wohnte von nun an (1800) in Münster, wo die fromme Fürstin Galizin einen ästhetisch-katholischen Hof hielt. „Seine Sinnesart dieser Zeit," sagt Gervinus, „spricht er letztlich in dem Büchlein der Liebe aus, indem er wohl den Thomas a Kempis nachahmen wollte. Auch in diesen heiligen Regionen fuhr er fort, sich Formen anzutäuschen; und sein Uebertritt zu einer Religion, die ganz hohle Form geworden ist, bezeichnet in höchster Potenz eben diese Eigenschaft, die seine ganze Poesie ausmacht, und die ein Phantasieleben ohne Sinn für die wirkliche Welt und ohne verständige Grundsätze immer begleiten wird." Uebrigens darf er durchaus nicht mit dem Uebrigen in eine Reihe gesetzt werden, die in Folge eines ausschweifenden Rausch- und Sinnelebens entweder an Geist und Körper verkümmerten oder aus Ueberreiz, auch wohl um irdischer Zwecke willen, diesen Schritt gethan. Stolberg verdient wohl unser Mitleid, aber auch die ehrende Anerkennung, daß er ein durchaus edles, deutsches Gemüth und reine Sitten hatte.

Gottfried Bürger.

Geb. 1748. gest. 1794.

Ein Günther neuerer Zeit, ganz poetisch aber auch so sinnlich und leichtsinnig wie jener unglückliche Schlesier, war Gottfried Bürger. Er war der Sohn eines Predigers von Wollmerswende im Halberstädtischen und wurde, da er auch von Natur sehr langsam reifte, durch die Schuld eines indolenten Vaters in seiner frühesten Jugend so vernachläßigt, daß er es in seinem zehnten Jahre kaum zum Lesen und Schreiben brachte. Dafür zeigt sich bei ihm früh poetische Anlage und er machte schon als Knabe Verse, obwohl er auch außer seinem Liederbuche noch nichts Poetisches gelesen hatte. Sein Großvater mütterlicher Seite, ein wohlhabender Bauer, nahm sich nun seiner an und schickte ihn in die Schule, weil er aus ihm einen Prediger machen wollte. Der Knabe lernte sehr schwer und machte nur langsame Forschritte, wofür er aber desto gründlicher Alles wußte und behielt, was er sich einmal angeeignet. In seinem sechszehnten Jahre bezog er die Akademie zu Halle, wo eben der Philolog Klotz mit seiner feinen Gelehrsamkeit, seinen weltmännischen Sitten und seiner leichtfertigen Genußsucht, wohl Pedanterie verscheuchte und die Kenntniß der Alten in einer gefälligen Weise mittheilte, aber auch durch sein eigenes Leben höchst nachtheilig auf die Sitten der Studirenden einwirkte. Dieses wiederfuhr besonders Bürgern, der als ein verwandtes Naturell sich um so lieber an diesen Lehrer anschloß, so daß er beinahe schon damals in seinem wüsten Leben untergegangen wäre, hätte nicht sein Großvater auf die Entfernung von Halle gedrungen. Er ging nun 1768 nach Göttingen, wo er die Theologie mit den Rechten vertauschte. Weil er aber hier mit dem Hause einer leichtfertigen Frau, Klotzens Schwiegermutter, seinen lockern Wandel fortsetzte, so zog der Großvater seine Hand gänzlich von ihm ab, und gab ihn dem drückendsten Mangel preis, den er um so schmerzlicher fühlen mußte, da er durch seine Ausschweifungen geistig und körperlich zerrüttet war. Zu seinem Glücke nahm Boie, dem er durch einige kleine Gedichte schon bekannt war, sich seiner an, und

der edle Gleim, der so gern neuauftauchende Talente unterstützte, suchte seine Bekanntschaft, ermunterte ihn zu poetischen Arbeiten, schickte Geld und zeigte Mittel zu Amt und Brot, so daß Bürger schon im Jahre 1772 durch Boie's Vermittlung Gerichtsamtmann in Altengleichen bei Göttingen wurde. Hier war nun für seinen Lebensunterhalt gesorgt und seine fortdauernde Verbindung mit dem Hainbunde, der immer zunehmende Ruf seines poetischen Talentes und seine literarische Thätigkeit brachten seine Seele wieder ins Gleichgewicht und die besten Erzeugnisse seine Muse entzückten das deutsche Volk, dem er um so lieber wurde, da er sich's zur Aufgabe gemacht Volksdichter zu sein, indem er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärte. Doch diesen Seelenfrieden störte er bald selbst, indem er im Jahre 1774 ein Mädchen heirathete, die er nicht liebte, deren vierzehnjährige Schwester er liebte. Zu schwach diese Neigung zu unterdrücken, kam es dahin, daß die betrogene Gattin selbst auf seine Liebe verzichtete und als sie nach dem zehnjährigen Hinschleppen eines qualvollen Zustandes hinstarb, verband er sich nun öffentlich mit der Schwester. Doch die rächende Nemesis raubte sie ihm schon nach einem Jahre und wie er so gebeugt und trostlos über ihren Verlust war, kam er zugleich durch Unglück um all sein Vermögen und zog wieder, durch wohl leicht erklärliche Anfeindung und Verfolgung zur Niederlegung seiner Stelle getrieben, nach Göttingen. Wohlmeinende Freunde suchten ihm an der Universität eine Professorstelle zu verschaffen, die er seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente halber verdient hätte, aber die Lein'-Augusta schämte sich des „Harfner's Leonorens" und erst nach fünf Jahren gelang es ihm außerordentlicher Professor zu werden und kümmerlich nährte sich der Dichter, der ganz Deutschland bezauberte, von Uebersetzungen und Privatcollegien. Das Maß seinen Unglücks voll zu machen, heirathete er eine Elise Hahn aus Schwaben, die sich ihm, durch seine Poesie für ihn eingenommen, selber angeboten. Zwei Jahre hindurch that dieses Weib durch ihre schamlosen Sitten Alles, was seine Ruhe und Ehre kränken konnte, er trennte sich von ihr und lebte noch zwei kummervolle Jahre, bis ihn der Tod von der Last des Lebens befreite. So endete ein deutscher Dichter, der in bessern Verhältnissen sich zu einer

Höhe geschwungen hätte, auf welcher er neben Schiller und Göthe stehen konnte. Freilich hat er sein Elend selbst verschuldet, allein es ist doch himmelschreiend wie die reichbepfründeten und reich besoldeten geistlichen und weltlichen Räthe und Professoren der Göttinger Universität, einen solchen Mann so im Elende verkommen lassen konnten! War er doch sonst bieder und rechtschaffen, und was er verschuldet Folgen des Leichtsinnes und der Schwäche. Und welch' ein reiches Gemüth, welch' ein klarer und starker Geist weht in seinen Gedichten, welche Wahrheit, welches Leben! Vernimmt man, wie schwer und besonnen, immer feilend und nach der höchsten Vollendung des Ausdrucks ringend er gearbeitet, so begreift man nicht, wie so natürlich, so unmittelbar aus dem Herzen der Born seiner Poesie quille! Ueberdieß ließ er sich die Mißgriffe des Hainbundes nicht zu Schulden kommen, indem er, obgleich ein Bewunderer der Griechen (er übersetzte auch Homer), sich doch nicht mit griechischem Versmaße abquälte, nicht Pindar'n in überschwenglichen Oden nachflog, auch nicht im Ossianischen Nebel herumtappte, oder regellosen Bardengesang anstimmte und Worte statt Empfindungen und kalten Verstand an der Stelle des Gemüths sprechen ließ. Er wollte nicht für die höhern gebildeten Stände allein, er wollte für alles Volk singen; auf den Markt des Lebens trat er hin mit seiner Harfe und sang dem Volke Leid und Freud, wie es seine Brust durchzuckte und nie langweilt bei ihm das Lehrhafte, weil es ihm nie an Bild und Gleichniß gebricht, das Wort zu beleben und lebend vor Phantasie und Aug' zu führen. Darum sind seine Lieder, die er der deutschen Natur selbst abgelauscht, so frisch und sinnlich und tragen wie einst die Minnelieder und alten Volksgesänge das Gepräge ihrer Zeit und der Nation an sich. Will er aber einmal durch sein Spiel zugleich belehren, so geschieht dies, wie etwa in folgendem Gedichte:

Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgend wo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,

Wie Abendsonnenstrahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant.
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es am Leib' und am Gemüth
So hohe Wunder schafft.
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet, traun! mein Blümchen Dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird, wie ein Engel, schön,
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor;
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann Nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beißt und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach hattest Du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war, —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar,
Dann würdest Du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,

Und in das Licht der Wahrheit sehn
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büße meine Schuld
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn ich's „Blümchen Wunderhold"
So heißt's — Bescheidenheit.

Ist es nicht ganz episch, was der Dichter uns hier von einem Blümchen singt, so daß man erst in der letzten Zeile, mit dem letz- Worte gewahrt, daß es eine Allegorie, eine im Bilde ausgesprochene Lehre sei? Den Begriff der Bescheidenheit poetisch aufgefaßt so zu geben, daß es mehr ergötze als belehre war seine Aufgabe und wie trefflich hat er sie gelöst; ja wir wüßten kaum ein ähnliches Gedicht der Gattung in der ganzen deutschen Poesie aufzuweisen, wofern man nicht die Allegorien einiger neuerer Dichter in die Wagschale will werfen, die in einer vornehmen Sprache ein prächtig ausgeschmücktes Gleichniß ausmalen, das nur der scharfsinnigste Kopf zu enträthseln weiß. Zu dem erzählenden Tone, in welchem das Lied wahrhaft musikalisch fortklingt, kommt noch die milde Ruhe und die besonnene Klarheit, wie sie in den besten Stunden des Dichters, wo er sich seinen Sorgen und seinem Gram entrungen, über ihn und seine Schöpfungen kam. Einfach lieblich wie Blümchen Wunderhold selbst ist die Darstellung und Redeblumen sind gerade so viel angewandt, als zur Erhöhung lebendiger Anschauung nöthig ist. Hohes Interesse gewinnt das Lied in den letzten drei

Strophen, wo ihn das Gefühl, das tiefste Gefühl ergreift und er seiner geliebten Gattin gedenkt, die auch das Blümchen Wunderhold besessen, so daß uns der Sänger mit einer Thräne im Auge am Schlusse des Gedichtes verläßt.

Mehr abstrakt und rhetorisch sind durch ihren Stoff selbst die politischen Gedichte Bürgers: Mittel gegen den Hochmuth der Großen; auf das Adeln der Gelehrten, der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen und

Der große Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreußt:
Wenn Schwindel- oder Schmeichelgeist
Gemeines Maaß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an:
Wer ist, wer ist ein großer Mann?
Der Ruhverschwendung Acht und Bann!

Der, dem die Gottheit Sinn bescheert,
Der Größe, Bild, Verhalt und Werth
Und aller Wesen Kraft ihm lehrt;

Deß weitumfassender Verstand,
Wie einen Ball die hohle Hand
Ein ganzes Weltsystem umspannt;

Der weiß, was Großes hier und da
Zu allen Zeiten fern und nah,
Und wo und wann und wie geschah;

Der Mann, der die Natur vertraut,
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend schaut.

Und warm an ihres Busens Gluth,
Vermögen stets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben saugend, ruht;

Und nun, was je ein Erdenmann

Zur Menschenheit gekonnt und kann,
Wofern er will, deßgleichen kann;

Dabei in seiner Zeit und Welt
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch That der Kunst die Wage hält.

Der ist ein Mann und er ist groß!
Doch ringt sich aus der Menschheit Schooß
Jahrhundert lang kaum Einer los.

Doch bleibt er auch in dieser Gattung frei von dem Bombaste der Nachahmer Klopstocks und die klare Darstellung nähert sich so leicht dem Gemüthe und der Empfindung, daß es noch immer Aufgabe bleibt in das Didaktische mehr Poesie hineinzubringen als er.

Doch nicht nur als Lyriker, mehr noch als Epiker steht Bürger unter den Meistern des deutschen Gesanges. Zu einem vollständigen Epos ist es wohl und konnte bei ihm, der so wenig Zeit sich zusammenfand, nicht kommen, nur die Ballade und Romanze bearbeitete er und zwar mit einer Meisterschaft, die ihn über alle Göttinger Freunde erhob. Die neuern Aesthetiker haben mühsam gesucht den Begriff der Ballade und Romanze scharf von einander scheidend endlich zu bestimmen und es gilt nun die Ballade für ein erzählendes Gedicht, dessen Stoff aus unmittelbarer Volksanschauung genommen ist und wo der Mensch mit der feindlichen Natur kämpfend, also dem heidnischen Schicksal preisgegeben, unterliegt; wogegen in der Romanze der Stoff aus idealem Selbstbewußtsein genommen wird, so daß der denkende Geist des Menschen die Natur besiegt und die christliche Lehre von der Macht der Sittlichkeit ihre Anwendung findet. Doch hat weder Bürger noch andere Meister dieser epischen Gattung dessen Unterschied so scharf im Auge gehabt, allein das Gefühl jedes Gebildeten gibt ihm die rechte Benennung an die Hand und wenn wir die Entstehung beider Gattungen im Mittelalter verfolgen und die Meisterstücke genau prüfen, so kommt

noch zu der oben erwähnten Bestimmung, daß die Ballade, welche ursprünglich mit Tanz und Musik verbunden vorgetragen wurde, eigentlich die ersten Anfänge des Drama bildet, wogegen die Romanze ihres einfachern und gefühlvollern Inhalts wegen nur musikalischen Vortrag erfordert.

Seine erste Ballade, wodurch Bürger bei den Göttinger Freunden und bald in ganz Deutschland ungemeines Interesse verbreitete, war Leonore, ein wahres Drama im Kleinen, worin die Erzählung ohne je die Einheit des Stoffs zu stören, bis zu ihrem Ende unaufhaltsam fortschreitet und Alles angewendet ist unsere Phantasie mitten in die Begebenheit zu versetzen, Mitleid und Furcht, Schrecken und Entsetzen zu erregen. Unter allen seinen Balladen hat aber den meisten poetischen Werth: der wilde Jäger. Schon der Stoff ist hoch poetisch, da er die Idee einer bösen und guten Natur im Menschen unter der Person des wilden Jägers vorstellt und dazu ist die Gestalt, (gleichsam der Träger der versinnlichten Idee) aus dem Bereiche des alten Volksglaubens genommen; denn wer kennt nicht den wilden Jäger? und die Phantasie des Lesers wird sogleich beschäftigt das Bild zu verfolgen, welches ihr aus den Erzählungen der Amme noch erinnerlich ist. Auch hier ist volles, kräftig fortschreitendes dramatisches Leben. Wie ergreifend ist die Darstellung des göttlichen Gerichts, das den Ruhelosen am Ende ereilt; denn wie vor einem Gewitter alles Leben aus der Natur zu weichen scheint und eine lange Stille sich über alle Welt verbreitet, so verstummt hier plötzlich das Jagdgetümmel; wie von unsichtbaren Gestalten ergriffen erstarren Graf und Begleiter und wir werden von unheimlicher Bangigkeit mit ergriffen, bis endlich das Gewitter losbricht und ihn dahinreißt in die Hölle.

Haben wir uns nun an den Vorzügen dieses Dichters geletzt, so ist's doch auch nothwendig, um nicht falschem Geschmacke Vorschub zu leisten, die Schattenseite seiner Poesie zu zeigen. Diese besteht zuerst in einer Ungleichheit der Darstellung und in ganz unschönen Ausbrüchen des Affekts und der Leidenschaft; Mängel, die sich aus seiner Lage, worin er gar selten Herr seiner selbst war, und seinem gereizten Gemüthe herschreiben. Daher kam es denn auch, daß er bald von der höchsten Höhe und Bedeutsamkeit, zur

gemeinsten Niedrigkeit und Plattheit herabsinkt und daß sich mitten unter Meisterwerken manch leichtfertig hingesudeltes Machwerk befindet. Dahin gehören unter andern die Menagerie der Götter, Frau Schnips, Fortunens Pranger u. dgl. m., die leider von manchen seiner Verehrer und vom Volke fast eben so freudig aufgenommen wurden, wie seine Leonore und Blümchen Wunderhold. Solche Mißgriffe that er wohl meist nur unbewußt, allein auch mit völliger Besonnenheit hat er Manches darum verfehlt, weil er das Poetische bei einzelnen Individuen im Volke suchte, nicht wissend, daß das Volk nur in Masse und in seiner gesammten Erscheinung poetisch sei. So bildete er gleich denjenigen niederländischen Malern, die ihre Darstellungen aus dem gemeinen Leben nicht zu idealisiren verstanden und in seinen Weibern von Weinsberg, seiner Pfarrer's Tochter von Taubenhain, in manchen seiner schönsten Lieder und Balladen sind solche Gemeinheiten, die das ganze Gemälde entstellen. Deßgleichen hat er dem herrschenden Volksgeiste zu Liebe, gerne den epischen Ernst in Spaß verwandelt, und mußte so die große Wirkung der Romantik, die wohl Spiel und Scherz, doch nie gemeinen Spaß duldet, verscherzen. Alle diese Fehler hat Schiller in einer ausführlichen Recension gerügt und gründlich nachgewiesen und es gehörte mit zu den bittersten Kränkungen, die Bürger in seinem Leben und eben damals (1791) erfahren, mitten unter den Huldigungen und Lobpreisungen von ganz Deutschland, eine solche Stimme zu vernehmen. Leider mochte er fühlen, daß die Kritiker Recht haben, und er wollte wirklich einen andern Weg einschlagen, hatte aber nicht mehr Kraft zu neuem Anlauf, sein Lebensmuth war durch äußere und innere Kämpfe gebrochen. Daß aber Schiller ihn nicht habe kränken, nur mahnen, nur die Poesie und ihn habe retten wollen, beweist der Schluß der Recension, der hier folgt: „Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Herrn B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen: und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den

Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Herrn B. und dem lyrischen Lorbeerkranz ringen, grade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Herr Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Classicität zu erringen".

Johann Heinrich Voß.

Geb. 1751. gest. 1825.

Voß war der Sohn eines verarmten Landpächters zu Sommersdorf in Mecklenburg, der, so hart und kümmerlich auch seine Jugend war, doch frühzeitig schon eine unbezwingliche Neigung zu

den Wissenschaften hegte. Herbe Noth, angestrengte Thätigkeit und strenge Zucht, welche weder Eigenliebe noch Unbeständigkeit aufkommen ließ, bildete schon im Keime die Festigkeit seines Charakters und den sittlichen Ernst, der alle seine Poesien auszeichnet. Schon als Knabe las er am liebsten die Bibel, griechische und römische Klassiker und alte Volksbücher und auf der lateinischen Schule zu Neubrandenburg stiftete er eine Gesellschaft von 12 Jünglingen, die sich's zum Gesetze machten, das Griechische, welches im öffentlichen Unterrichte lau betrieben wurde, zu studiren und nebenbei deutsche Dichter zu lesen. Schon hier machte er poetische Versuche und ahmte Luthers kräftige Sprache nach, wozu er dann später die Kürze und Gediegenheit der Griechen fügte und so seinen männlichen und originellen Styl völlig ausbildete.

Um sich dann so viel zu erwerben, daß er die Universität beziehen könnte, übernahm er eine Erzieherstelle auf dem Lande und empfahl sich hier dem auch als Dichter nicht unbekannten Landprediger Brückner durch seine Kenntnisse und Poesien. Dieser ermunterte ihn, einige seiner Gedichte in den Göttinger Musenalmanach einzusenden, welche Boie so entzückten, daß er sich um seine Umstände erkundigte und sodann Mittel machte, daß er 1772 nach Göttingen kommen konnte. Hier wurde er nun, wie schon erzählt, der Stifter und die Seele des Hainbundes und später Mitherausgeber des Musenalmanachs. Nebstbei studierte er fleißig fort und trat in das philologische Seminar des Professors Heyne, der als Erklärer Homer's so berühmt geworden. Leider entspann sich bald zwischen Lehrer und Schüler Mißverständniß und litterarischer Zwist, der jedoch Heyne nicht hinderte, ihn in Hamburg als Lehrer zu empfehlen. Voß erhielt zwar diese Stelle nicht, wohnte aber seitdem bei Claudius in Wandsbeck; heirathete Boie's jüngere Schwester, seine oft besungene Selma und wurde 1778 Rektor in Ottensee, im Lande Hadeln. Hier übersetzte er die Odyssee Homer's in's Deutsche und zwar auf eine Weise, wie noch kein Dichter etwas übertragen hat; denn er zeigte erst, welche Kraft in unserer Sprache liege, allen Geist des Alterthums in sich aufzunehmen, und wie bildsam sie sei, Alles was Rom und Griechenland gedacht und empfunden treu und bezeichnend, ja in demselben Vers-

maße wiederzugeben. So ist durch die Uebersetzung das trefflichste Gedicht des Alterthums deutsch und ein Lieblingsbuch aller gebildeten Deutschen und dadurch der Sinn der Nation vom Gemeinen, Flachen und Verkünstelten, zum Idealen, Bedeutsamen und Natürlichlichen erhoben worden. Im Jahre 1782 ging er, weil Ottensee seiner Gesundheit nicht zusagte, nach Eutin als Rektor und wohnte da lange Zeit nahe bei seinem Fritz Stolberg, den er gar sehr liebte, und des „See's trauliches Ufer" Agneswerder genannt, die Pappeln von Voßens Hand gepflanzt, das nahe Pfarrdorf Malente, das Prinzenholz mit der Binsenbank sind durch das Zusammenleben der Stolberg-Voßischen Familien berühmt geworden. Die Erinnerung an dieses schöne Zusammenleben gab noch dem über Stolberg's schon wankenden Protestantismus erzürnten Voß die Worte ein:

Komm her, du alter Fritz,
Wir wollen hier auf Agnes Sitz
Den alten Bund erneun!

Leider lebte damals die milde, freundliche Vermittlerin Agnes nicht mehr, Stolberg wurde katholisch und zog nach Münster und Voß konnte es auch nicht lange mehr in Eutin aushalten. Da ihn auch zunehmende Kränklichkeit hinderte sein Lehramt zu verwalten, ging er mit einer jährlichen Pension zuerst nach Jena, und dann nach Heidelberg, wo er im Jahre 1825 starb, nachdem ihm schon Stolberg vorgegangen war. Seine letzten Jahre verbitterte er sich selbst mit heftigen Streitschriften, womit er den alten Freund erbarmungslos verfolgte.

Was nun Voßens Poesie betrifft, finden wir darin die höchste Aehnlichkeit mit Klopstock, dem er in den Oden und dem Liede rühmlich nachstrebte und weil er der griechischen Muse tiefer in's Auge geblickt, ist er auch überall klarer und prunkloser als die Stolberge, selbst oft klarer und lebendiger als Klopstock. Uebrigens hat er selbst eingestanden wie Lessing (denn bescheiden war er wie Lessing) daß er selbst kein Dichter, sondern „nur ein Genie zu einem künftigen Dichter sei" und bestätigte, was seine Tadler sagten,

daß ihm Phantasie zu poetischen Schöpfungen fehle. Unter seinen Jugendgedichten ist wohl Manches, wenn er Ernestinen's, wenn er Agnesen's, seiner Freunde gedenkt in elegischer Wehmuth, das lieblich anspricht, doch die spätern Gedichte werden immer gemachter, künstlicher und inhaltloser; Alles galt ihm bald die Sache, der Gedanke und die Einkleidung. So kam es auch, daß er, von Haus ein Mann des Volkes, den Ton nicht finden konnte den Claudius, Miller und besonders Hölty meist getroffen haben. Nehmen wir z. B. ein's seiner besten, das Kartoffellied.

So einfach und natürlich Alles darin hergeht, muß doch die wahre lyrische Fröhlichkeit erst von dem Sänger oder der Sängerin hineingelegt werden. Wir werden sehen, wie geborne Volksdichter Hebel oder Holtei derlei besingen. Eine Gattung ist's jedoch, worin er Meister geworden, worin er wahrhaft poetisch geworden ist, — die Idylle. Hier traf er die rechte Mitte zwischen dem allzugetreuen Ton der Bauernnatur und dem allzuzierlichen Geßner und weil er das Landvolk liebte, so malt er sie und ihre Sitten so getreu, wenn ihn nicht sein Eifer, Menschlichkeit die Herrschaft gegen ihre Unterthanen zu lehren, zuweilen lehrhaft macht. Eine seiner schönsten kleinern Idyllen ist: „die Kirschenpflückerin." Welch' griechische Anmuth weht in dieser Idylle, die schalkhaften Mädchen wie sie sich necken, wie dramatisch sich Alles in der anmuthigsten Scenerie bewegt, wie leicht und natürlich die Sprache. Selbst das eingewebte Lied ist weniger schwerfällig, obwohl es gegen die Hexameter absticht, denn das ist das Versmaß, in welchem sich der Dichter wie in seinem Elemente befindet. Darum sind auch Voßens Uebersetzungen, besonders die Verwandelungen Ovids, wenn er freier ist wie in Philemon und Baucis und neben der Odyssee, die Iliade, das Trefflichste, was er geschrieben; sein übersetzter Horaz, der rein lyrisch ist, konnte ihm dagegen nicht gelingen, so eckig, unbequem und gezwungen, ohne das poetische Leben des Originals ist Alles. Unter seinen kleinen Idyllen sind auch einige und nicht die letzten in plattdeutscher Mundart. Den höchsten Preis errang sich aber Voß durch das größere idyllische oder ländliche Gedicht: Louise, worin das stillheitere Leben eines wunderseligen Landpredigers und seiner Familie und die Vermählung seiner Tochter

Louise mit einen jüngern Prediger mit den lieblichsten Farben geschildert wird. Es sollte dieß ein Epos werden den Deutschen die Odyssee ersetzen, und da in der Zeit seiner Erscheinung wirklich nur Mittelstand in deutscher Poesie lebte, so konnte der Inhalt, so einseitig er das Nationalleben auch aufgefaßt, wirklich allgemein interessiren, denn in diesem Stande war doch ein Pfarrer meist das höchste Ziel irdischer Wünsche, da höhere Stellen im Staate in der Regel nur für den Adel da waren. Da kann man sich nun wohl das Entzücken erklären, mit dem die Louise aufgenommen worden und auch die Gleichgiltkeit des jetzigen Deutschlands gegen dieses Gedicht, dem Niebuhr unvergängliche Theilnahme versprach. Zum Theil ist es aber auch zu weit ausgesponnen und des Lehrhaften ist immer zu Viel, zu wenig Handlung. Befriedigend ist eine andere Idylle (Voß nannte es ein mimisches Gedicht) der siebzigste Geburtstag, wo auf ähnliche Weise nur gedrängter und fortschreitender, das Stillleben eines Schulmeisters, den sein Sohn, ein Prediger in der Nachbarschaft mit seiner jungen Frau besucht, höchst anmuthig dargestellt wird.

Was übrigens Voß geleistet, welchen gewaltigen Schwung er der deutschen Sprache, wie ein zweiter Luther gegeben, wird man erst dann gewahr, wenn man die kurz vor ihm herausgekommenen deutschen Schriften liest. Vor allem verbannte er die französische Schwatzhaftigkeit und Breite, dann die alberne Tändelei und süßliche Empfindsamkeit, die unserer Sprache alle eigenthümliche Kraft benahm. Voß war auch dadurch ein wahrer Sprachkünstler, daß er aufmerksam auf die Klänge der griechischen Sylbenmaße, ihr Geheimniß sich enthüllte und die Vereinigung zwischen Poesie und Musik auffand. Daher sind viele seiner Gedichte blos als Meisterwerke des Sylbenmaßes und der Sprachenmusik anzusehen, worin er bereits Klopstock übertraf und dann später Göthe's Lehrmeister geworden.

Was ihn aber über Alles erhebt und uns ehrwürdig macht ist seine Gesinnung, sein männlicher, heiliger Ernst für alles Wahre, Gute und Schöne, seine Ausdauer in den schwierigsten Unternehmungen, sein Lebensmuth in den drückendsten Verhältnissen; denn leider erfahren wir, daß auch er, der weder durch Leichtsinn noch durch

Ausschweifungen irgend Etwas verschuldete, im Schweiße seines Angesichts sein täglich Brod essen mußte. Das Rektoratsgebäude, wo er in Eutin wohnte, soll sehr ländlich, beinahe zu ländlich gewesen sein und er spricht in seiner Louise viel zu viel von behaglichem Imbiß, als daß man nicht auf den Gedanken geriethe, es habe derlei Genuß zu den Idealen seines Lebens gehört, da er ihm nur selten in Wirklichkeit zu Theil geworden. Nahrungssorgen, mühsame an Tag- und Stunde gebundene Unterrichtsarbeit, Mangel an Austausch der Ideen, in einem Orte wo, wenn Stolberg nicht da war, kein ebenbürtiger Geist lebte, — und dann allmälig einzusehn wie Stolberg nicht der war, für den er ihn in den Jugendjahren hielt, — Alles dieses machte ihn oft grämlich und er verlor nicht selten alle Fassung, war seiner Familie und seinen Schülern ein unduldsamer Plagegeist, wie man aus den Briefen seiner Ernestine ersieht, die zu seinem Glücke ein solches Weib war, dessen „edle Aufopferung bis zur Verläugnung von Gram und Sorgen geht." Der Mann, der nicht, (wie Göthe sagt) sich begnügt mit einem „zerstückelten buchstäblichem Wissen des Alterthums, sondern bis zum Anschauen eindrang in die Vergangenheit" „und die griechische Literatur in Deutschland mehr förderte, als die berühmtesten Professoren und Philologen, er fand auf keiner der vielen deutschen Universitäten ein Plätzchen, irgend einen Lehrstuhl von dem herab er auf die Massen des jungen Vaterlandes hätte wirken können. Nicht ist's also zu verwundern, wenn sich auch in seine Gedichte so viel Herbes und ein so unbezwingbarer Ernst, selbst wo er launig und fröhlich singen will, einmengen; ist auch nicht immer Poesie vorhanden, so ist doch gesundes, kräftiges Denken und Empfinden immer da und seine Verstimmung hat nie das Krankhafte eines Schwächlings, es poltert sich aus, wie ein erzürnter Titane und „Vorwärts!" ist sein Losungswort, das protestantische Vorwärts, das er überall anbringt, ob es gleich die poetischen Fäden oft zerreißt, es klingt freudig und mächtig wie Orgelton durch alle seine Werke, wie durch sein Leben. Vernehmlich klingt's z. B. in folgendem Gedichte:

Entschlossenheit.

Vorwärts, mein Geist, den schroffen Pfad!
Nicht träg' umhergeschauet!
Dort oben winkt die Ruhestatt!
Wohlauf, Dir selbst vertrauet!
Dich, Gottes Odem, Du Verstand,
In Staub gehüllt, hat Gottes Hand
So wunderbar gebauet!

Nicht ziemt Dir's, edler Himmelssohn,
An eitlem Schein zu haften!
Dein würdig, tritt in Staub mit Hohn
Die niedern Leidenschaften.
Und ob sie rechts und links nach Stolz,
Nach Sinnlichkeit, nach Durst des Gold's,
Die Freunde Dir entrafften!

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu' auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut,
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod:
Unredlich sein ist schlimmer!

Wir müssen, müssen vorwärts gehn!
Wie Wahn und Trug auch toben!
Uns hat, zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben!
Drum wank' und fall' es links und rechts:
Wir sind unsterbliches Geschlechts;
Das Vaterland ist oben!

Ach, unsrer Heimath eingedenk,
Laßt uns doch gehn, wie Brüder,
In Lieb', ohn' Eifer und Gezänk',
Im Klange froher Lieder!
Du kränktest mich aus Mißverstand;
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

Was aber unter dieser derben Kraft für ein treues Herz für seinen Freund lebe, zeigt die letzte Strophe:

Du kränktest mich aus Mißverstand
Komm, Lieber, reiche mir die Hand,
Und thu' es niemals wieder!

Können wir ihm den Zorn verargen, als er den Liebling seines Herzens ihm durch Rom entrissen sah? Und Freiheit und Vaterland liebte er nicht wie manche Phantasten, sondern wie der Grieche und der ächte Deutsche aus Hermanns Zeiten es liebt; wie so schön verschmolzen ist dieser griechisch-deutsche Geist in folgendem Gedichte:

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder;
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder:
Der Celt' und Griech' und Hottentot'
Verehren kindlich einen Gott.

Doch ob der Geist den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderschaar;
Ihn säumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebar.
Umsonst, von seines Staubes Hügel,
Blickt auf der Geist, und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnsucht wird im Stand,
Sein All ein süßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte,
Den Ahorntisch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn und des Völkleins Sitte,
Des heimischen Gefildes Raum.
Er liebt die treuen Schulgenossen,

Der Jugendspiel' harmlose Possen,
Das angestaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenspruch.

O Du, in Fremdlingsflur Verbannter,
Wie warst Du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte Dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrst in schroffes Eisgefilde
Mit Lust aus reicher Sonnenmilde,
Und weinst, auf Deiner Väter Höhn
Von fern den blauen Rauch zu sehn.

Schafft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeist und gemeines Wohl,
Baut Jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde;
Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückselig, wenn Geschick und Tugend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Preis und Mann daheim, der Jugend
Zum Beispiel, guten Bürger nennt.
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines.
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Am ausführlichsten und mit wahrer Liebe hat ihn Göthe gewürdigt, in einer Recension die im 33. Bande seiner gesammten Werke steht, wo er ihn durch alle seine poetischen Wege, die er wandelt, begleitet und überall das Treffliche hervorhebt, wie es nur wieder ein Dichter kann und das Mangelhafte aus seiner Schöpfungsgeschichte erklärt. Am Schluße zeigt er dann, mit welcher Meisterhand Voß uns die alten Schriften herübergereicht, „so daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache, als Vermittlerin

zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schützen verbunden sind."

Wieland und Herder noch einmal.

Während nun die Göttinger also den deutschen Parnaß durch ihre Lyrik belebten, waren auch die ältern Dichter nicht müßig in ihrer Weise fortzufahren, freilich ohne, wie es alten Meistern gewöhnlich zu begegnen pflegt, von den neuen Erwerbnissen der Schüler Gebrauch zu machen. So versammelte der alternde Gleim noch immer in Halberstadt einen Kreis von Dichtern um sich und schrieb selbst noch eben so breit und tändelnd, wie in jüngern Jahren Episteln, Lieder, Fabeln und dergleichen. Auch Klopstock schien zuletzt durch Vossens Fortschritte in der deutschen Verskunst wo denn seine eigenen Hexameter in den Schatten gestellt wurden, etwas empfindlich, dichtete aber nach Vollendung seines Messias Oden und Elegien fort, woraus mit zunehmendem Alter die Poesie immer mehr zurückwich. Nur Wieland und Herder blieben nicht auf der Stufe stehen, auf der sie von den Göttingern in den siebziger Jahren angetroffen wurden, sondern arbeiteten noch immer ihrer Zeit voran; wie sie denn durch ihre schon erschienenen Werke den jüngeren Dichtern unvermerkt näher gekommen waren; ja günstige Verhältnisse, durch welche beide in Weimar, jener als Prinzenerzieher, dieser als Oberconsistorialrath vereinigt wurden, gaben ihnen ein großes Uebergewicht, weil denn doch das Leben des Talents durch äußere Verhältnisse vielfach bedingt ist. Wir haben Wieland in Weimar unter Beschäftigungen verlassen, die ihn aus der Griechenwelt auf das Historische und Politische hinführten. Nun begab er sich, nachdem er wie schon gesagt von den Göttingern und von Klopstock seiner leichtfertigen Muse wegen hart angeklagt worden und auch von dem jungen Göthe in der Farce Götter, Helden und Wieland arg mitgenommen wurde, in das romantische Ritterthum. Er ahmte darin meist altfranzösische

Liebeserzählungen (Fabliaux) nach und man muß gestehen, daß kein Deutscher vor ihm so anmuthig in Prosa und in Versen zu erzählen verstand, als er. Wir führen hier eine seiner lieblichsten Erzählungen, den Vogelsang an, worin er das Wesen der Poesie sowohl als den Mangel an poetischem Sinn in einem Bilde darstellt.

Der Vogelsang oder die drei Lehren.

Vor etwa siebenhundert Jahren
Und drüber lebt' in meinem Schwabenland
Ein reicher Erdensohn, von Namen unbekannt,
(Weil seine Ahnen stets geheim geblieben waren)
Und drum kurzweg der reiche Hans genannt.
Von Gottes Gnaden hat der
Ein schönes Schloß, — das bessern einst, als er
Zum Aufenthalt gedient — man weiß nicht wie, gewonnen;
Wie nun einmal in dieser Unterwelt
Nichts lange seinen Herrn behält,
Und was ein braver Mann begonnen,
Durch einen Schlechten wieder fällt:
Genug, Hans hatt' es nun gewonnen,
Das schönste Schloß, das von der lieben Sonnen
Je angeschienen ward, seitdem
Es Schlösser gibt. Es lag gar wunderangenehm,
Gebaut von schönen Quadersteinen,
Geräumig, stattlich und bequem;
Von ferne konnt's das schönste Kloster scheinen.
Ich sage Nichts von all' dem feinen
Geräthe drin, den langen Reih'n
Von Sälen, Zimmern groß und klein,
Und wie da ringsum Alles schimmert
Und wiederscheint und blitzt und flimmert
Von Silber, Gold und edlem Stein;
Nichts von den Kellern voller Wein,
Von weißen, purpurnen und gelben,
Aus Wälschland, Frankreich und vom Rhein,
Noch von den Kammern und Gewölben,
Bis oben an mit Allem voll,
Was nach dem alten Spruch ein Weiser
Gern haben, leicht entbehren soll.
Ein Wort für tausend, selbst der Kaiser
Zu Wien in seinem alten Schloß

(Geleit' ihn Gott auf seinen Reisen!)
Hat kaum mehr Reichthum aufzuweisen,
Als Hans in seiner Burg verschloß.
Wie er's handhabte und genoß,
Das wird sich in der Folge weisen.

Und eine schöne Treppe ging
Vom Schloß herab in einen Garten,
Der hundert Morgen wohl empfing.
Den wie ein Gärtner zu beschreiben,
Damit geschäh' Euch, wie ich weiß,
Kein großer Dienst; drum laß ich's bleiben;
Genug, es war ein Paradeis.
Alles, was Aug' und Gaum und Nase
Gelüsten kann, das fand man hier,
Nicht blos im Treibhaus hinter Glase,
Frei stand es da im frischen Grase,
Und blüht' und reifte für und für.
Auch war in diesem Blumenreich
Die Luft so heilsam, rein und weich,
Daß Leute, die zum Sterben lagen,
Auf ihrem Bette hierher getragen
Und unter Bäumen auf den Rasen
Gelegt, in einer Nacht genasen.

Es geht doch, sagt mir, was Ihr wollt,
Nichts über Wald und Gartenleben,
Und schlürfen ein Dein trinkbar Gold,
O Morgensonn', und sorglos schweben
Daher in frischem Blumenduft,
Und, mit dem sanften Weben
Der freien Luft,
Als wie aus tausend offnen Sinnen
Dich in sich ziehn, Natur, und ganz in Dir zerrinnen!
— — — — — —
Wo war ich? — Gutes Volk, verzeiht!
Ich ließ Euch doch nicht lange warten?
Der Abweg ist zum Glück nicht weit;
Wir sind ja noch in Hansens Garten.

Der war nun, wie gesagt, ein zweites Paradeis.
Und mitten drinnen stand ein siebenfacher Kreis
Von alten himmelhohen Linden,
Die ihre Aeste wechselweis
So vielfach in einander winden,

So dicht, daß ihre grüne Nacht,
Den hellen Tag zur Dämmrung macht.
Im engsten Kreise zog ein Kranz von Rosenhecken
Sich her um einen vollen Quell,
Der, kalt wie Eis, und spiegelhell,
Sein perlend Wasser in ein Becken
Von grünem Marmor goß. Des Sommers strengste Gluth,
Der schärfste Strahl der schwülen Mittagsstunde,
Erlosch in diesem kühlen Grunde;
Ein lieblich scharfer Geist erfrischet hier das Blut,
Frischt Laub und Gras, und nährt mit ew'ger Fülle
Den immer grünen Hain; und wie in seine Stille
Ein Denker tritt, so freut er sich, allein,
Und ist's ein Liebender, so wünscht er zwei zu sein.

Nun merket auf! — Ein Vögelein
Kam jeden Abend, jeden Morgen,
Und füllte diesen Ort mit lieblichem Gesang.
Es sang im dichten Laub verborgen,
Und aller Vögel Sang und Klang
Verstummte flugs, sobald es sang.

Der Vogel schien, so anzusehn,
An Federn ein gemeiner Spatz,
Und kleiner noch; doch zum Ersatz
Für beides hatten ihn die Feen
Gar sonderbar begabt, zu singen frank und froh
Ballade, Virelay, Rondeau,
Und tausend schöne Melodeien,
Die einem Leib und Seel erfreuen.
Da war kein Schmerz, noch Gram so groß,
Der nicht in seinen Sang zerfloß.
Ihn singen hören, oder trinken
Aus Lethe's Fluth war einerlei.
Sang er von Liebe (zumal im Mai)
So war's unmöglich, nicht zu sinken
In wonnigliche Träumerei;
Und sang er Freud' im bunten Kranz,
Gleich hob sich jeder Fuß zum Tanz;
Und wenn er Ritterthaten sang,
Ward Einem stracks nach Kämpfen bang.

Der Vogel hatte noch was Sonderlichs an sich:
Denn wie er von dem Garten wich,
Fiel alles Laub, die schönen Bäume

Verdorrten um die Quelle her,
Die schöne Quelle sprang nicht mehr,
Und jede Blum' erstarb im Keime.
Das ganze Paradeis verschwand,
Nichts blieb, als kahler Fels und dürrer Sand.

Hans, dem dieß Alles zugehörte,
Kam täglich einmal, zweimal auch,
Gewackelt in den Hain, und hörte
Dem Vogel zu, das war sein Brauch,
So bald er Morgens aus dem Bette
Gestiegen war, und kurz vor Licht;
Doch, daß er was empfunden hätte,
Das war nun seine Sache nicht.
Denn Essen und Trinken zum Zerplatzen,
Und schlafen, und im — Kopfe kratzen,
Und täglichstags sein Porzellan
Und seine goldnen Becher wischen,
Und mit dem Amtmann und Kaplan
Die Dame ziehn und Karten mischen,
Und dann und wann in Wintertagen
Ein Häschen durch die Saaten jagen,
Und flacken auf dem Ruhebett,
Und, wenn ihm Alles sonst will fehlen
Sich schließen in sein Kabinet
Und seine Rosenobel zählen —
Dieß Hanses Thun und Lassen war
Zwölf Monat lang in jedem Jahr.

Einst stand der lappichte Geselle
Und wusch die Augen aus der Quelle;
Da wirbelt aus dem Laub hervor
Dieß Liedchen in sein dickes Ohr:

„Ihr Ritter und Ihr Frauen zart,
„So roth von Mund und Wang',
„Und junge Knappen edler Art,
„Horcht alle meinem Sang!
„Seid Eurem Liebchen treu und hold:
„Und dient Ihr um der Minne Sold,
„So sei's auf lebenslang!

„Dem Mann, der ohne Liebe bleibt,
„Und doch vor innerm Drang
„Sich rastlos hin und wieder treibt,

„Ist's in der Haut so bang!
„Ist Alles ihm so kalt, so todt!
„Er ist, wie Wange ohne Roth,
„Und Geigen ohne Klang.

„Doch, Liebe sonder Ehre wär'
„Ein Feuer ohne Glanz,
„Ein Sommerwölkchen, bunt und leer,
„Ein welker Blumenkranz.
„Ein Biederherz ist wahr und frei,
„Und wenn es liebt, so liebt es treu,
„Und gibt sich rein und ganz.

„Was hebt uns bis zum Götterrang?
„Das thut die Liebe: traun!
„Drum horchet alle meinem Sang,
„Ihr Ritter und ihr Frau'n!
„Wollt Ihr den ächten Minnesold,
„Seid Euerm Liebchen treu und hold
„Und liebt auf lebenslang!"

Hans, der nicht fern am Brunnen stand,
Horcht nach dem Sänger unverwandt;
Denkt bei sich selbst: „Potz Stern, das wäre
Ein Tausch! Der König, wie ich höre,
Liebt die Musik; er gäbe mir,
Wenn ich den Vogel ihm verehre,
Wohl einen Maierhof dafür!
Zwar singt er hübsch; allein, was schere
Ich mich um seine Dudelei?
Kommt doch zuletzt Nicht's raus dabei!"

Der Vogel hörte Wort für Wort,
Was jener mit sich selbst gesprochen,
Und sang aus voller Kehle:
„O du holder Ort,
„Was so Arges hast Du wohl verbrochen,
„Daß Du Einem dienst, der Deinen Werth nicht fühlt,
„Der, so lang er lebt, nie in den Ring gestochen,
„Nie des Ruhmes, nie der Liebe Preis erhielt?
„Fallt ihr schönen Erker, Thürme, Hallen,
„Und ihr grünen dichten Bäume, laßt es fallen
„Euer Laub! und Du, die zwischen Blumen spielt,
„Kühle Quelle, höre auf zu wallen,

„Und vertrocknе, daß dieß Immergrün
„Sterb' und alle Blumen straks verblühn
„Unter Euern Schatten, hohe Linden,
„Gingen wackre Ritter einst und edle Herrn,
„Und aus Euch, Ihr Rosen, Kränze binden
„Sah ich Frauen schöner, als der Morgenstern!
„Und sie hörten meine Lieder gern!
„Denn sie hatten Lieb' im Herzen! desto lieber
„War ich ihnen und mein Liederspiel,
„Und vor wonniglichem, pressendem Gefühl
„Gingen manche klare Aeuglein über;
„Und der liederwerthen Thaten wurden viel
„Viel gethan, uns mancher Dank erstritten;
„Und sie lohnten deß der Lieb und mir,
„Denn noch wohnten adelige Sitten,
„Ritterschaft, Gesang und Minne hier.
„Und es sollte mich nun nicht verdrießen,
„Daß mich so ein Schuft besitzen soll?
„Der dies Alles hat, und vom Genießen
„Nichts versteht, — ein roher grober Knoll,
„Der sich selbst nur lebt und seinen Lüsten,
„Nichts begehrt, als ewig Bauch und Kisten
„Anzufüllen, fühllos bei Gesange bleibt,
„Und die Zeit dabei mit Gähnen sich vertreibt."
So sang das Vögelein, und flog davon.
„Gut, schimpfe nur, du kleiner Hurensohn
(Denkt Hans) Du sollst mir jedes Wort bezahlen,
Und mit Provision!"

Als nun der Abend kam, kam mit den letzten Strahlen
Auch, wie gewohnt, mein Vögelein
Zurück in seinen lieben Hain,
Sein frohes Abendlied zu singen.
Indessen hatte Hans die Linde und den Ast,
Wo es zu sitzen pflag, sehr wohl in's Aug' gefaßt,
Und überall so viel geheime Schlingen
Im Laub versteckt, daß sich das arme Ding,
So wie's geflogen kam, in einer Schleife fing.

Der Schalk von einer grünen Mauer
Verborgen, eilt herzu, so bald er's zappeln hört,
Macht den Gefangenen los, der tausend Kronen werth
Ihm unter Brüdern däucht, und steckt ihn in ein Bauer.

Der Sänger spricht: „Ich seh' es schon,
So wie der Herr, so auch der Lohn.

Das hab' ich nun für all' mein Singen!
Doch dürft' ich's sagen, wohl gethan
War's eben nicht mich so zu fahn;
Es wird euch wenig Rosen bringen."

„Du sollst nur desto baß mir singen!
„Sonst sangst Du oder schwiegst auch still:
„Jetzt sollst Du singen, wann ich will.

„Da (sprach der Vogel) irrt Er sich!
Der Käfig ist mir stark zuwider.
Ich liebe freien Himmel, ich,
Und Wald und Wiesen; setze mich,
Wo mir's beliebt, im Grünen nieder,
Und wiege mich nach Herzenslust
Auf meinen Ast; und sing' ich Lieder,
So sing' ich sie aus freier Brust.
Drum lieber Herr, seid nun so bieder
Und schenkt mir meine Freiheit wieder:
Denn glaubt mir, da geht Nichts davon,
Im Bauer sing' ich keinen Ton."

„Dem (spricht der Baur) ist bald gerathen:
„So dreh ich Dir den Hals, mein Sohn,
„Und esse Dich für einen Braten."

„O Herr, das lohnte wahrlich nicht
Die Mühe nur den Tisch zu decken!
Bin gar ein kleiner magrer Wicht,
Ich blieb' Euch zwischen den Zähnen stecken,
Bis in den Magen käm ich nicht.
Mein guter Junker laßt mich leben!
Was hättet Ihr von meinem Tod?
Euch kann er wenig Vortheil geben,
Und mir ist länger Leben noth
Am End ist doch Nichts über Leben!"

„Hör' auf zu bitten, sag' ich Dir,
„Mit Bitten kriegt man Nichts von mir."

„Nun (spricht der Vogel) seh' ich wohl,
Das alte Sprichwort ist nicht hohl:
Mit groben Leuten höflich sein,
Heißt Wasser gießen auf einen Stein;

Der Stein wird nicht durch Wasser weich,
Der Baur nicht mild durch Höflichkeit.
Doch sagt ein andrer Spruch zugleich:
Der Weise schickt sich in die Zeit.
Drum Lieber, macht den Bauer auf,
Und laßt mir wieder meinen Lauf;
Will Euch zum Dank drei Dinge lehren,
Die nie kein Mann von Euerm Stamm
Gewußt, von Sinn gar wundersam.
Die sollen Euch groß Gut gewähren!"

"Was giebst Du mir zum Unterpfand?"
"Mein Ehrenwort, versetzt der Sänger;
Es gilt für baar im ganzen Land."

"Wohl (denkt der schlaue Vogelfänger),
Es kann doch was dahinter sein;
Ich nehm' es mit, kann Alles brauchen:
Und Du, hochweises Vögelein,
Sollst Dir die Füßchen bald verstauchen;
Bis Morgen bist Du wieder mein!

Somit schiebt er den Bauer auf
Und läßt dem Vogel seinen Lauf.

Der schnurrt heraus seiner Höhle,
So froh, wie eine arme Seele,
Die aus des Fegfeu'rs Flammennacht
Ein frommer Klausner frei gemacht.
Er hüpft und tanzt im Kreis umher,
Als ob er neu geboren wär',
Setzt dann, indeß der Junker paßt,
Sich wohlgemuth auf einen Ast.

"Nun spitz' die Ohren, edler Knecht
Merk' jedes Wort und faß' es recht
So wird Dir's bringen viel Gewinn;
Es liegt darin ein großer Sinn!
Glaub' nicht gleich Alles, was Du hörst!"

"Daß Du dem Geier im Schnabel wärst!"
Versetzt der Junker grimmiglich;
"Das wußt ich lange ohne Dich!"

„Gut, bis Du's brauchst, halt's warm indessen!
So etwas ist gar leicht vergessen."

„Nun seh' ich wohl, mein saubrer Gast,
Daß Du mich nur zum Besten hast.
Das Erste, was Du mich gelehrt,
Ist keinen rothen Heller werth!
Du hast den Lohn umsonst genommen.
Doch sei's! laß nur das Andere kommen!"

„Merk' wohl aufs Wort (der Vogel spricht),
Du wirst es brauchen! — Weine nicht
Um Etwas, das Du nicht gehabt!"

Hans schreit: „Da haben wir's ertappt!
Ein fein Arkanum, Gott verdamm' es!
Daß ich der Erste meines Stammes
Sein sollte, der von Dir Das noch
Erst lernen müßte! Hätt' ich doch
Den Schelmenhals Dir umgedreht!"

„Der Wunsch (spricht jener) kommt zu spät.
Indessen daß Du sehen magst,
Wie ungerecht Du mich verklagst,
Sei nochmals Beides Dir empfohlen!
Soll ich Dir's etwa wiederholen?
Von Herzen gern! —"

„Du mußt mich wohl,
(Schreit Hans) um so mit mir zu walten,
Für einen großen Esel halten?
Denn hätt' ich auch ein Haupt von Kohl,
Mit Spreu gefüllt, so kahler Lehren,
Zum Henker! könnt' ich doch entbehren.
Doch, weil Du nun im Vortheil bist,
Laß immer noch das Letzte hören!
Wer weiß, ob's nicht das Beste ist?

„Das, spricht der Vogel, könnte sein.
Nur faß' es wohl! — Es gleicht dem Stein
Der Weisen. Wer den machen kann,
Der wird gewiß kein armer Mann!
Merk' auf mit Fleiß! wiewohl es heut
Zu spät kommt, kann's zu andrer Zeit

Dir viel vergebliche Reu ersparen.
Narr, was Du in den Händen hast,
Halt' fest, und laß es nimmer fahren!

Wie Hans dieß hört, ergrimmt er fast.
„So schreit er, hältst Du Dein Versprechen?
O! könnt' ich Dir die Beine brechen!
Ist dieß Dein Wort, ist dieß mein Dank?"

„Nun, guter Freund, was soll der Zank?
Gab ich Dir nicht drei goldne Lehren?
Was kannst Du wohl noch mehr begehren?

„Ein fein Geschenk', bei meiner Treu'!
Man dächte, was dahinter sei!
Ich wußt' in meinen Kindertagen
Dergleichen schockweis' aufzusagen."

So gut als irgend eine Gans,
Versetzt der Vogel. Mein guter Hans,
Die Augen aus dem Kopf gegeben
Mit Freuden hättest lieber Du,
Und beide Ohren noch dazu,
(Wärst Du gescheit) als mir das Leben."

„Wie so? wie so? Was hätte mir's
Geholfen Dich zum Koch zu tragen?"

„Gar viel geholfen hätte Dir's!
Unglücklicher! In meinem Magen
Hätt'st Du gefunden einen Stein,
Drei Unzen schwer, und hell am Schein,
Wie Diamant, der auf der Stätte
Zum reichsten Mann gemacht dich hätte.
Denn wer den Stein besitzt, der weiß,
Was künftig ist und was vergangen;
Die Geister kommen auf sein Geheiß;
Er darf nur wünschen, nur verlangen,
So steht es da, ist Alles sein!
Dein guter Engel gab Dir ein,
Mich heute noch am Spieß zu braten;
Hätt'st Du gefolgt, der Stein war Dein!
Doch einem Narr'n ist nicht zu rathen."

Hans, wie er diese Nachricht hört,
Sich wüthend in die Haare fährt,
Schlägt mit der Faust sich vor den Magen,
Zerreißt sein Wamm's und seinen Kragen
Von Spitzen, hundert Thaler Werth
Und füllt den Wald mit lauten Klagen.

Der Vogel sieht in großer Ruh'
Dem Spuck von seinem Baume zu.
Sagt nicht ein Wort, bis Mantel, Kragen
Und Wamms, und Wange, Bart und Haar,
Sich Hans zerfetzt hat ganz und gar.
Drauf ruft er: „Narr, hör auf zu zagen;
Der Schade darf Dich so nicht plagen;
Es ist kein Wort von Allem wahr,
Was ich vom Stein Dir vorgetragen."

„Wie? was? So wär's nur Lug und Trug!"

„Du sagtest ja, Du sei'st so klug,
Mann könne Dir nichts Neues sagen?
Du wissest Alles schon vorher?
Als Du mich fingst, Du dummer Bär,
Da war ich keine Unze schwer;
Wo käme denn in meinen Magen
Ein Kiesel von drei Unzen her?"

„Nun, seh' ich's freilich nur zu sehr,"
Erwiedert Hans mit nassem Blicke:
„Wer aber hätt auch solche Tücke
Dir zugetraut?"

„Begreifst Du nun,
Wie Narren sich selber Schaden thun?
Thor, Worte sind nur leere Schalen!
Der Sinn ist Alles, der Sinn, der Sinn!
Allein für Dich ist keiner drin!
Die Lehre magst Du nun bezahlen!
Du wußtest Alles längst zuvor —
Was half Dein Wissen? Pinsel, Thor!
Hätt'st Du verstanden, es auszuüben,
Dein Kragen und Wamms wär ganz geblieben!
So merk' nun meine Lehren Dir,

Und sieh Dich künftig besser für.
Sie kommen Dir hoch genug zu stehn!
Hiermit leb' wohl, auf Wiedersehn!"

Der Vogel flog davon und soll
Noch wieder kommen. Dumm und toll
Steht Hans; ihm ist, als ob ihm träume:
Und wie er steht, o wundervoll!
Fällt alles Laub, die schönen Bäume
Verdorren plötzlich rings umher.
Die schöne Quelle springt nicht mehr,
Die Blumen sterben all' im Keime,
Weg ist das ganze Feenland
Und ihm bleibt Nichts als dürrer Sand.

Dieser Fabel liegt eine Doppellehre zu Grunde, einmal daß gerad die offenbarsten Wahrheiten von dem Menschen am wenigsten gebraucht oder verstanden werden; zweitens daß nur eine schöne liebevolle Seele im Stande sei die Herrlichkeiten der Natur zu empfinden und daß alle ihre Reize und Wunder dem rohen Sinne unverstanden bleiben, und daher gleichsam gar nicht da sind oder wie es poetisch heißt: in ewiges Nichts verschwinden. Wir theilen hier auch die Fabel von Heinrich von Nicolai mit, um zu ermessen, was Wieland aus dem einfachen Stoffe zu machen gewußt.

Der Mann und das Vögelein.

Ein Vogler fing ein Vögelein,
Das sprach zum Vogler: „Sieh', wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz ich Dir!
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dich erst ein schönes Sprüchlein lehren."
„Wohlan! laß sehn!" versetzt der Mann,
„Was mich ein Zeisig lehren kann."

Das Vögelein war herzlich froh
Und sagte zu dem Vogler so:
„Mein Spruch ist der: ein weiser Mann
Glaubt nur was er begreifen kann,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um etwas, was unmöglich ist.“ —

„Ein schöner Spruch!“ versetzt der Mann
„Den jedes Kind mir sagen kann.
Wer glaubt wohl ungereimte Dinge?
Jedoch dein Werth ist so geringe,
Daß ich damit zufrieden bin!
Fahr glücklich! ich entlasse dich!
Flieg' immer wieder hin!

Das Vögelein, sobald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt: „Laßt uns sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann.
„O! (fängt es zu dem Vogler an)
O seht ihn doch, den dummen Mann,
Den auch ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur: mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein,
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.“

Weg fliegt darauf das Vögelein,
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Hier sehen wir eine Begebenheit nur der Moral wegen erzählt, wogegen Wieland beinahe ein Epos daraus machte. Und mit welcher dramatischen Lebendigkeit geht die Handlung vor sich! wie entwickelt sich Alles so natürlich, nachdem es doch so kunstreich verschlungen war!

Neben seinen Dichtungen beschäftigte Wieland aber auch die Herausgabe einer Zeitschrift, Merkur, in welcher außer seinen poetischen Erzeugnissen auch die seiner Freunde aufgenommen, aber auch zugleich politische Ereignisse und das gesammte deutsche Leben

in Kunst und Wissenschaft besprochen wurden und zwar auf eine Weise, wie es ganz vorzüglich den höhern Ständen gemäß war. Löblich ist es, daß er eben diese Stände, die bisher nur französische Literatur liebten, in die deutsche einzuführen strebte, was durch die Schriften der meisten deutschen Dichter, die in ihrer Freiheits- und Naturbegeisterung etwas stürmisch zu Werke gingen, nicht gelingen konnte.

Endlich im Jahre 1780 schrieb Wieland sein Meisterstück, das romantische Epos: Oberon, wodurch er wieder auf unsere neueste Zeit hinwirkte und die deutsche Poesie, die durch Klopstock und Voß, beinahe zu ernst geworden, wieder dem absichtlosen Spiele zuwandte. Auch dieses Gedicht ist nach einem altfranzösischen Roman: Huon de Bordeaux bearbeitet, so aber daß der deutsche Dichter eine dreifache Fabel in einander webt: erstlich die Abenteuer, welche Ritter Hüon auf Geheiß des Kaisers Karls des Großen in Babylon bestehen soll, dann dessen Liebesverbindung mit der Tochter des Sultans, der schönen Rezia, endlich: die Wiederaussöhnung des Elfenkönigs Oberon mit seiner Gemahlin Titania. Der wunderthätige Beistand dieses Elfenpaars hilft eben dem Ritter sein Abenteuer glücklich bestehen, so daß er wohlbehalten, freilich nach langer Irrfahrt, und großen Gefahren, nach Hause kommt. Da sind denn die Elemente des Ritterthums: Heldensinn, Glaube und Liebe die Träger des Gedichts und so heiter und anmuthig, durch die Laune des Knappen Scherasmin bis zum Komischen, auch die Darstellung ist, behauptet sich doch der tiefe Ernst des Romantischen. Man hat Wieland häufig vorgeworfen, daß die Ironien, womit er das Wunderbare behandle und das magische Dunkel wie mit Blitzen seines schimmernden Witzes erleuchte; allein dieß thaten ja selbst die alten Troubadour's und wenn die neuern Romantiker, sich anders stellen und scheinen wollten, als ob sie die Wunder der Zauber- und Feen-Riesen- und Gnomenwelt wirklich glaubten, nahmen sie sich gewöhnlich sehr gezwungen und unnatürlich aus und halfen die Neigung zum Romantischen eher schwächen, als vermehren, und was sie mühsam schufen ist meist vergessen, während von Oberon gilt, was Göthe an Lavater darüber schrieb: „so lange Poesie Poesie, Gold Gold, und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als

ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden. Wer nicht wie Heinrich Percy bei Shakespeare aus lauter Theaterdurst und Politik allen Sinn für muntres Spiel der Phantasie und des Gemüths verloren, den wird gewiß schon der Eingang ungemein ansprechen:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryfen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel
Der auf der Vorwelt Wunder liegt?
Ich seh', im bunten Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Er nennt seine Poesie, gleich Horaz, einen holden Wahnsinn, der ihm um den entfesselten Busen spielt und so ist sein Anruf der Muse ein trunkener Dithyrambus und nicht ein nüchterner Hymnus wie vor einem Opferfeste. Vermengung bringt meist mißrathene Frucht; Religion und Wissenschaft mit Kunst vermengen wirkt auf beide nur nachtheilig. Spielend also führt uns der phantasiereiche und gewandte Dichter in ein Epos hinein, wo aber nicht die schwerfällige Maschinerie der Cherubin und Seraphin, oder des alten Olympus, der uns zu ferne steht, sondern das leichte und lose Zauberspiel luftiger Elfen, die mit uns eines Stammes sind, an die unsere Väter geglaubt haben, treibt das ganze Räderwerk der Handlung. Und ohne diesen Beistand, wie konnte der Paladin die entsetzliche Aufgabe lösen, zu dem der erzürnte Kaiser also sprach:

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspeitze.
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.
Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,

So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhl, hin, nach Morgenländer-Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Hand voll Haar aus seinem grauen Bart.

In einem Haine wohnt der Elfenkönig, Scherasmin warnt den Ritter nicht hineinzutreten, allein dieser läßt sich nicht halten und so erscheint ihm Oberon und spricht hn also an;

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir bestimme
An keinem Adamskind hab' ich es je gethan!
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz dir niemals fehlen
Denn meine Strafgewalt trifft nur befleckte Seelen.

Er gibt dem Ritter dann ein elfenbeinern Horn und einen Becher, mit den Worten:

Ertönt mit lieblichen Ton von einem sanften Hauch
Sein schneckengleich gewundner Bauch,
Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntausend Mann, sie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.
Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.
Nur spare solchen Ruf bis höchste Noth dich dringt.
Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
So bald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillt;
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.
Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von seines neuen Schützers Huld;
Und da er sich des Ostens Purpurränder
Vergülden sieht, forscht er mit Ungeduld,
Nach Babylon den kürzesten der Wege.
Zeuch hin, spricht Oberon nachdem er ihn belehrt,
Und daß ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

Von der Zauberkraft des Hornes und Bechers hatte er ihm sogleich eine Probe gegeben, indem er eine Prozession von Mönchen und von Nonnen wider ihren Willen zum wüthenden Tanze zwang und darauf den Becher mit köstlichem Wein gefüllt dem Ritter und seinem Knappen zur Stärkung reichte. Nun geht es auf Babylon los, allein wie viele Abenteuer muß der Paladin noch bestehen, doch überall würzt der Dichter die Erzählung mit Witz und Laune, anmuthige Schilderungen, die nicht zu breit, sondern nur mit kunstreichem Pinsel leicht hingezaubert scheinen, immer fort mehr **Handlung als Lehre und Empfindelei** — steuert der langen Weile. Wird ja der Ritter einmal recht sentimental, wie ihm z. B. seine künftige Geliebte im Traume erscheint, mit welcher Laune sucht ihn der Knappe zur Wirklichkeit zurückzuführen:

„Daß euch im Traum ein wohlgewogner Geist
Die künft'ge Königin von euerm Herzen weist,
Das hat er gut gemacht! So etwas läßt sich glauben,
Und kurz, wir nehmen's nun für eine Wahrheit an,
Allein der Strom, den Wirbelwind, die Schrauben
An Hand und Fuß, die hat der Traum hinzugethan.
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.
Da zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiß woher,
Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem Degen
Und zieh', und zieh' — umsonst! Ein plötzlich Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehends wird der Bär noch siebenmal so groß,
Sperrt einen Rachen auf so gräßlich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängst'ge mich, und kann nicht von der Stelle.
Ein andermal, wenn ihr von einem Abendschmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten Gaden
Vorbei, auf einmal knarrt ein kleiner Fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die in's Gesicht euch sehn,
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälsen recken:
Ihr drückt in Todesangst euch seitwärts an die Wand
Die gegenüber steht — und eine dürre Hand
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt über'n Rücken,
Und sucht an euch herum, euch da und dort zu zwicken.

Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kehrt
Die Spitz' empor, zur Flucht ist jeder Weg verwehrt,
Die Gasse wird zusehends immer enger,
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.
Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;
Allein am End' ist's doch ein bloßes Possenspiel,
Das Nachtgespenster sich in unserm Schädel machen;
Ich dächt' an euerm Platz dem Ding nicht weiter nach,
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg versprach.
Frisch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden.
Bei diesen Worten springt der Ritter, angeweht
Von frischem Muth empor, als hätt' ihm nichts geträumet.

Ist irgend wo faßlicher und schöner gezeigt, wie durch Ironie Schwärmerei geheilt werden könne? Doch gleich darauf läßt der Dichter, als wollt' er zeigen, welche Schwärmerei eines Mannes würdig sei, den alten Knaben selber schwärmen, indem er stille neben seinem Herrn hinreitend an eines Stromes schönen Ufern, der Garonne und seiner Heimath gedenkt, der Flur, wo er als Kind den ersten Straus gepflückt.

Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün!
Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus Dir verbannt;
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!

Als nun endlich Hüon nach Babylon kommt und vor dem Chalifen steht, das entsetzliche Wagniß dem der zur Linken sitzt den Kopf abzuschlagen, ausführt und nun noch Rezia küßt und vom Vater Barthaare und Zähne verlangt und die Ungläubigen Rache schnaubend mit gezückter Wehr über ihn herfallen wollen, ist es das Horn, das ihn rettet, mit welchem er Alles zum Zaubertanze nöthigt, bis Oberon selbst erscheint und der Ritter mit seiner Rezia glücklich von dannen zieht. Der zweite Theil sollte freilich gedrängter

sein, da das Interesse mit dem erreichten Ziele zu sinken beginnt, und gut wäre es, der Dichter hätte Eschenbachs Rath befolgt, denn:

„die Sage
Ist vergleichbar einer Armbrust Bogen,
Der den Pfeil scharf angezogen
Desto schneller zum Ziele jage.

Doch entschädigen einiger Maßen die reizenden Schildereien und das Hervortreten des Elfenpaars, das sich entzweit, und nur erst dann vereinigt, wenn die Liebenden in aller Noth und Gefahr getreu verharren.

Wahr ist es, daß dieses Gedicht kein nationales Interesse hat, auch gleicht der Franke Hüon mehr einem mittelalterlichen Franzosen und alle welthistorische Bedeutung fehlt; doch ist dieß eben kein Erforderniß des romantischen Epos, welches gleich einer musikalischen Phantasie durch Abwechslung von Scherz und Ernst, Ironie und Begeisterung, Verwickelungen, Auflösungen und neue Verkettungen in Erstaunen setzen, bald Freude, bald Mitleid und Angst im Ganzen aber mehr eine angenehme Aufregung der Empfindungen, als einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth hervorbringen soll. Wem übrigens der poetische Sinn so erschlossen ist, daß er auch unter dem Spiele der Phantasie die ernste Bedeutung wahrnimmt, der hat gewiß mehr als blos sinnliches Wohlgefallen von diesem Meisterwerke. Sollte ihm entgehen, was der Tanz der vom Horn bezauberten bedeute und warum Hüon und Rezia von der bacchantischen Wuth nicht mit ergriffen werden. Man hat ferner Wieland vorgeworfen, daß er so gerne lüsterne Spiele der Sinnlichkeit und Phantasie ausmale, so daß seine Schriften nur mit Auswahl von der Jugend gelesen werden können; nun ist er aber kein Schriftsteller für die Jugend und seine Poesie ist das Horn Oberon's, das den Reinen nichts anhaben und nicht zum Sinnentaumel verlocken wird. Zur Entschuldigung kann Wieland auch dienen, daß er im Leben selbst makellos wandelte, gleich dem ehrbaren Hofmann von Hofmannswaldau, dessen Muse auch so muthwillig spielte, und daß er sich dergleichen erlaubt habe, weil er sich bewußt

war daß es nicht aus schmutziger Quelle fließe. Auch hat dieß sinnliche Element seiner Poesie grade zu seiner Zeit treffliche Dienste geleistet, die übertriebene und überspannte Geistigkeit aus Poesie und Leben zu verscheuchen, und Wieland's Schriften haben gewiß weniger zur Entnervung der Deutschen beigetragen, als die empfindsamen Romane des nächstfolgenden Geschlechts.

Uebrigens war bald nach Oberon's Erscheinen sein eigentliches poetisches Schaffen im Abnehmen und er schrieb nun philosophisch-historische Romane, wie sie damals beliebt waren und endlich in seinem Greisenalter, um recht würdig zu schließen, übersetzte er seinen Lieblingsschriftsteller aus dem Lateinischen und Griechischen und diente hiemit gleich Voß dem deutschen Volke, es immer mehr mit dem zu befreunden, was in den alten Zeiten Schönes und Wahres gedacht und empfunden worden.

Unter seinen Nachahmern sind Heinse, Heinrich von Nicolai und auch August von Thümmel zu nennen, welche die italienischen Dichter ausbeutend größere und kleinere Romane und erzählende Gedichte lieferten. Der Talentvollste war allerdings Heinse; leider gefiel er sich zu sehr, das Sinnliche bis zum Schlüpfrigen darzustellen, worin er dann auch sein Vorbild weit überbot. Nicolai versuchte sich auch in der Fabel und der Epistel, seine Epik ist übrigens gereimte Prosa. Thümmels Dichtungen sind bloß von der sinnlich behaglichen Gattung, die ohne Aufwand von Kraft und Phantasie eben nur den Zweck hat, das eigene Vergnügen sein Verfassen auch den Lesern mitzutheilen. Halb und halb gehören auch Georg Jacobi und Pfeffel hieher, sie betheilten uns mit Erzählungen und Romanen nach den französischen Werken Florians. Den größten Einfluß hatte Wieland auf die Wiener Lesewelt und ihre Dichter, unter welchen Alxinger zwei Ritterepopöen Doolin von Mainz und Bliomberis schrieb. Da er zugleich Florian nachahmte trug er viel dazu bei gleich seinem Freund Meißner, welcher Romane in Prosa lieferte, die Ritter- und Geschichtspoesie zu verwässern, so daß die edlere Gattung der Wiener-Dichterschule des Barden Denis (Snied), durch eine alte immer wieder hervorbrechende Hinneigung zum Trivialen verdrängt wurde. So geschah es, daß Wieland wie Göthe sagt, „obgleich unnach-

ahmlich" eine lange Zeit nur mäßigeren Talenten zum Muster diente.

Groß war noch einmal der Einfluß Herders, welcher fortfuhr gleich Lessing in alle Zweige des menschlichen Wissens einzugreifen. Fast ebenso stark als Klopstock wirkte er auch zunächst auf die Göttinger Dichterschule, in welcher er den deutschen Freiheitssinn und die enthusiastische Liebe für Griechenthum durch seine Poesie, seine Ideen zur Geschichte der Menschheit und seine übrigen kritischen und philosophischen Schriften weckte. Das absichtliche, ja das leidenschaftliche Niederreißen des Schlechten und Aufbauen des Bessern gestattete ihm nicht zu jener Harmonie zu gelangen, die zu einem Gedichte erforderlich ist; wie groß aber und edel, wie seiner Zeit vorgreifend ist, z. B. folgendes Gedicht:

Germanien.

Deutschland, schlummerst Du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah. Fühl' es, ermuntere Dich,
Eh' die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohne den Scheitel blößt!
Deine Nachbarin sieh', Polen, wie mächtig einst,
Und wie stolz! o sie kniet, ehren- und schmuckberaubt
Mit zerrissenem Busen
Vor drei Mächtigen, und verstummt.
Ach, es halfen ihr nicht ihre Magnaten, nicht
Ihre Edeln, es half Keiner der Namen ihr,
Die aus tapferer Vorzeit
Ewig glänzen am Sterngezelt.
Und nun, wende den Blick! Schau die zerfallenen
Trümmer, welche man sonst Burgen der Freiheit hieß,
Unzerstörbare Nester;
Ein Wurf stürzte die Sichern hin.
Weiter schaue. Du siehst, ferne in Osten steht
Dir ein Riese: Du selber lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an Dir.
Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht
Dir ein anderer Kämpfer,
Der Dir schon eine Locke nahm.
Und Du säumetest noch, Dich zu ermannen, Dich

Klug zu einen? Du säumst, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?
Soll Dein Name verwehn? Willst Du, zertheilet, auch
Knien vor Fremden? Und ist Keiner der Väter Dir,
Dir Dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrest Du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Gallier,
Des Kosaken, Kalmuken
Pulsschlag fröhnen? Ermuntere Dich!
Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?
Der gemaleten, die nur ihm gegönnet ward;
Ach, die Pfeile des Bündels!
Einzeln bricht sie der Knabe leicht.
Höfe schützen Dich nicht; ihre Magnaten fliehn,
Wenn kaum nahet der Feind; Inful und Mitra nicht.
Wirf die lähmende Deutschheit
Weg und sei Ein Germanien!

* * *

Träum' ich, oder ich seh' welch einen Genius.
Niederschweben? Er knüpft, einig verknüpft er
Zwei germanische Freundes=
Hände, Preußen und Oesterreich.

Solche Worte schlugen wie Blitze Gottes in die jugendlichen Dichter und in allen Poesieen aus dieser Periode bis zu Schiller hinauf findet man Anklänge und Nachklänge dieses Hochgesangs, — häufig bis zur Uebertreibung.

Wir erwähnen hier außer den Göttingern noch zwei Männer, die durch ihre freisinnige ja herausfordernde Stimme gegen Regierungen und Fürsten sich in's Unglück stürzten; Ludwig Huber würtembergischer Regierungsrath und Oberamtmann und Daniel Schubart, Schulmann und zuletzt Theaterdirektor in Stuttgart; beide büßten auf der Festung Hohenasperg ihre Freimüthigkeit. Huber's Poesieen machen wohl keinen Anspruch von der Nachwelt gewürdigt zu werden, desto mehr sein edler Charakter und sein

fleckenloses Leben. Schubart besaß poetisches und musikalisches Talent und unter seinen Gedichten sind treffliche Volkslieder, wie z. B. das Abschiedslied, das er für die an England verkauften und nach Afrika gesandten würtembergischen Soldaten dichtete (Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!) noch im Mund des Volkes ist; allein durch seinen gränzenlosen Leichtsinn, seine grobe Sinnlichkeit die er nicht zu bezähmen wußte, hat er sich und die Seinigen in's Elend gestürzt und die harte Strafe eines Theils verdient, die freilich seiner poetischen Gesinnung und satyrischen Schriften wegen über ihn verhängt wurde. Man kennt das Gedicht: die Fürstengruft, welches an gewaltigem Ausdruck und Kühnheit nicht seines Gleichen hat, und wird es begreifen, daß in seiner Zeit es so kommen mußte. Nach zehnjähriger Gefangenschaft wurde er mit einem siechen Körper und geschwächtem Geiste entlassen und lebte nach einigen Jahren als herzoglicher Theater- und Musikdirektor in Stuttgart.

Merkwürdig ist, daß in dem eigentlichen Vaterlande des Minnesangs, in Schwaben, damals Poesie, freie Gesinnung und Aufklärung unter dem Drucke der Regierung und der Kirche (denn auch die protestantischen Theologen hatten hier viel Gewalt und Einfluß) schmachteten, während in Sachsen und ganz Norddeutschland alles frei und freudig aufsproßte.

Göthe's Lehrjahre.

Wir haben gesehen wie auch Göthe an dem Göttinger Musen-Almanache Antheil genommen, so wie gegenseitig die Göttinger sich von Götz und Werther gewaltig angezogen fühlten, ohne daß jedoch in dramatischer oder epischer Form außer Siegwart etwas Aehnliches von ihnen wäre zu Tage gefördert worden. So geschah es, daß das Schauspiel, diejenige poetische Form, welche von dem Zeitgeiste und dem Volke gefordert wurde, meist unpoetischen und mittelmäßigen Köpfen anheimfiel, welche das deutsche Theater bald mit einer Flut von Ritterschauspielen überschwemmten.

Begabter waren einige Freunde Göthes, vor allen Lenz und Klinger, die ebenfalls die Shakespearische Regellosigkeit und des Freundes stürmische Genialität im Drama nachzuahmen strebten; doch haben beide die Vorbilder überbieten wollen, woraus denn wilde Ausgeburten der Phantasie und verzerrte Gemälde ohne Natur und Anmuth zu Stande kamen. Klinger gewann zwar durch sein Trauerspiel: die Zwillinge, den auf das beste Drama über Brudermord ausgesetzten Preis; allein der bessere Geschmack ertheilt der Tragödie Julius von Tarent, womit Anton Leisewitz aus Hannover wetteiferte, den Vorzug, da es Natur und Maaß und eine reinere beinahe Lessingische Sprache hat. Leisewitz wurde dieser Verkennung wegen dergestalt verstimmt, daß er alle seine Schriften vernichtete und nichts mehr schrieb. Klinger, der nach mannigfaltigen Schicksalen mit dem Range eines General-Lieutenants Direktor der Kadetenschule zu Petersburg wurde, verlegte sich später auf den sogenannten philosophischen Roman, worin er gleich Wieland sein inneres Leben niederlegte, aber auch gleich Wieland dem französischen Geiste huldigte, nur daß er die strenge Moral der Stoiker predigt, während jener den leichtern Grundsätzen Epikur's das Wort redet. Die meiste Frucht seines Genies ist der Roman: Dichter und Weltmann. Unglücklicher als er war Reinhold Lenz, ein Liefländer, der muntere und sonderbare Jugendgeselle Göthes in Straßburg, den aber der Sturm der Zeit und das leidenschaftliche Treiben der Poesie, nicht zu derjenigen Harmonie gelangen ließ, die ein glückliches Schaffen erfordert. Auch wollte er sich nicht in die Formen des Lebens fügen und keine Hand anlegen sich einen anständigen Unterhalt zu verschaffen; und so kam er nach langem Herumirren nach Moskau, wo er 1792 im tiefsten Elende und Wahnsinne starb.

Indessen führte ein liebender Genius Göthen auf ebenen und blumenreichen Pfaden fort, und ließ ihn Werke schaffen, welche wie absichtlich die irrenden Genossen aus den Stürmen zum Frieden, von der Maßlosigkeit zur Regel, von Titanischen zur Grazie zurück bringen sollte. Er befand sich damals 1775 noch immer in Frankfurt und wohnte im elterlichen Hause, an der Seite seines

Vaters, der mittlerweile kaiserlicher Rath geworden, advocirend; ja es schien sich ein Verhältniß zu gestalten, durch welches er in eheliche Verbindung tretend den Grund zu einem ruhigen Patrizierleben legen sollte. Verschiedene Ursachen wirkten aber ein, daß aus dem Umgange mit einem liebenswürdigen Wesen Nichts weiter als ein wahrhaft mit Liebe geschriebenes Drama hervorging. Die Veranlassung war folgende. In dem anmuthigen Kreise, worin sich Göthe bewegte, hatte ein munterer Geselle den Scherz angegeben, die ganze Gesellschaft sollte wöchentlich durch Loose in Ehepaare getheilt werden, die sich in Gesellschaft eben so gegen einander zu benehmen hätten, wie die vornehme Sitte der modernen Welt es vorschreibe. „Er gab, so erzählt Göthe selbst," die Regeln an im Allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, vielweniger sich Liebkosungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein Alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt, und die allgemeine Ehestands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert. Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte: ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen

als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum drittenmale zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst: der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen, und fügten uns wechselweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun nach der allgemeinen Verfassung die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang."

So brachte Göthe eines Abends das Memoire des französischen Journalisten Beaumarchais gegen Clavigo mit und las es vor, und nachdem man viel darüber gesprochen hatte, sagte jene Freundin zu ihm: wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln und Göthe versprach es zu thun und binnen acht Tagen das Theaterstück fertig mitzubringen. So entstand das bürgerliche Trauerspiel Clavigo, welches wieder zur französischen Regelmäßigkeit zurückwies und nicht nur in dem Freundschaftskreise, wo es vorgelesen, sondern in ganz Deutschland auf allen Bühnen dargestellt, gute Wirkung und großen Beifall fand. Nur Merk war unzufrieden damit und sprach: „solch' einen Quark mußt du mir künftig hin nicht mehr schreiben; das können die Andern auch!" worin er freilich, wie auch Göthe bemerkt, Unrecht hatte, denn Clavigo ist noch immer auf den Brettern unter allen seinen Dramen das Einzige, welches auch bei einer minder vollendeten Darstellung und vor einem gemischten Publikum seine Wirkung thut.

War indeß Göthe auch hierin irre gemacht durch seinen Freund, so konnte ihn das doch nicht hindern in poetischen Arbeiten aller Art fortzufahren. Da entstanden viele der gemüthlichsten und heitersten Lebens- und Jugendlieder: Durch Feld und Wald zu schweifen, — In allen guten Stunden, — Fetter grüne du Laub, — Zwischen Waizen und Korn — und mehrere dergleichen, wo nicht mehr der sturmgetriebene

Wanderer in regelloser Lyrik einherbraust, sondern ein munterer Jüngling sich in seinem Frohsinn ja Muthwillen vornimmt sich

> vom Halben zu entwöhnen
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Doch nicht durchweg und in allen Stunden und Tagen war solch gutes Wetter in seiner Seele; der alte Werther spukte öfter noch, und mit der bewegten Zeit im Einklang nahm er thätigen Antheil an dem Kampfe, den starkmüthige Geister damals gegen Herkommen, Anmaßung, Mittelmäßigkeit, unbequeme Formen der Gesellschaft und der Wissenschaft, wie der Poesie und Kunst begonnen hatten. Da geiselte er im Prolog zu: „Barth" die leichtfertige und unwissenschaftliche Weise, womit dieser Theolog und Professor zu Halle die Gottesgelahrtheit profanirte, in seinen Puppenspielen das eitle und auch schlechte Treiben der Philisterwelt in der Farce: Götter, Helden und Wieland die französische Manier in antiken Darstellungen. Kleine Lustreisen in die Umgegend, neue Verbindungen, neue Kreise zerstreuten ihn auch wieder und weckten zugleich seinen romantischen Sinn; in solchen rein poetischen Stimmungen, abgelenkt von allem äußern Zwist gelangen ihm die schönsten Romanzen: der König in Thule. — Es war ein Bube frech genug — Hoch auf dem alten Thurme steht — u. a. m. Das Theater in Frankfurt nahm ihn gleichfalls in Anspruch, auf Clavigo folgte Stella, ein ähnliches Schauspiel, wo Liebe, leidenschaftliche Liebe den Stoff bildet, aber zugleich auf den unruhigen Zustand des Dichters hinweist, in welchem der innere Kampf noch nicht ausgeglichen war. In dieser Stimmung entwarf er verschiedene Dramen, von denen dann einige wirklich in der Folge zu schönen Kunstgebilden heranreiften, andere nur halbvollendet oder in rohen Umrissen liegen bleiben, viele ganz verloren gingen. Zu erstern gehört Faust, dessen älteste Scenen schon damals geschrieben worden. Dasselbe unbefriedigte Drängen und Treiben wollte er im ewigen Juden, ja in einem Mahomet, (wovon sich nur Mahomets Gesang noch erhal-

ten), darstellen; am klarsten und schönsten hat sich diese Idee im Prometheus, dieser Hesperidenfrucht seiner griechischen Studien, gestaltet.

So wenig aber Göthe sein inneres poetisches Treiben beruhigen und zur Einheit bringen konnte, so wenig gelang ihm in seinen äußern Verhältnissen Harmonie und Frieden zu schaffen. Vielleicht wäre er eher dazu gelangt, wenn nicht die zahllosen Gäste, die aus allen Gauen Deutschlands kamen, um den außerordentlichen Jüngling kennen zu lernen, ihn zerstreut hätten. Wie er aber seinen Zeitgenossen damals erschienen, mögen einige Briefe darlegen. Der jüngere Jacobi schreibt an Sophie Laroche: Göthe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Göthens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle. Und Heinse an Gleim: Göthe war bei uns, ein schöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe, Genie, Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. Dann Gleim an Heinse: mit einem Duzent Gellerten wird nichts; ein Duzent Göthe und ein Duzent deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Herder schrieb an Hamann: Ich höre nur manchmal von Göthe ein Wort, und wie das auch falle ist's ein Kerl von Geist und Leben. Er will nicht sein, was er nicht vom Herzen und mit der Faust sein kann. Endlich schreibt Sulzer in seinem Tagebuche:

Ich hatte in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen Dr. Göthens Besuch zu genießen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine sehr feurige Einbildungskraft eine sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht

durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

Solch ein Ruf führt ihn nun auch in die Kreise der vornehmen Welt und es fügte sich, daß den reizbaren Jüngling, — der in dem Wechsel und Taumel mannigfaltiger Zerstreuungen längst schon die Idee aufgegeben, die seine Eltern hegten, sich im väterlichen Hause mit jener Titulargattin, die den Clavigo veranlaßt hatte, zu vermählen, — ein Mädchen von hoher Liebenswürdigkeit und feiner Bildung gewaltsamer fesselte. Es ist dies die in seinen Liedern gefeierte Lilli und mit dem Gedichte Herz mein Herz was soll das geben, kündigte er seine rasch entstandene Neigung an. Allein dies Verhältniß schien sich nicht zu passen für das bürgerliche, in Raum und Ansprüchen beschränkte Haus Göthe's, und es scheint mit eine Ursache gewesen zu sein, warum der Sohn die längst beabsichtigte Reise nach Italien nun antreten sollte. Er that dies in Gesellschaft mit den Grafen Stolberg, und machte auf der Durchreise in Karlsruh die Bekanntschaft mit dem Erbprinzen von Weimar und seiner Frau der Prinzessin Louise von Darmstadt, die an ihm großes Gefallen hatten und sich äußerten: es würde ihnen angenehm sein, ihn in Weimar zu sehen. Auch mit Klopstock kam er daselbst zusammen, dem er die ersten Scenen seines Faust mittheilte. Dann aber besuchte er auf einem Seitenwege seine an den Oberamtmann Schlosser verheirathete Schwester zu Emmendingen, die ihm mit aller schwesterlichen Beredsamkeit zuredete, die Verbindung mit Lilli zu trennen, weil er sie eben so wenig würde glücklich machen, als es ihrem trefflichen Gatten mit ihr gelungen sei. Sie deutete hiebei auf die Bedürfnisse und Ansprüche in welchen Lilli erzogen worden, so daß es kaum zu erwarten sei, daß sie sich in den Zuständen und dem Hause eines Frankfurter Advokaten dereinst behaglich finde. Verstimmt, ja mit gebrochenem Herzen, wie einst Klopstock, kam nun Göthe nach Zürich. Beide Dichter haben ihre Stimmung in Gedichten ausgesprochen, die Ode an den Zürchersee ist bereits erwähnt worden; welch ein Unterschied zwischen ihr und dem Göthischen Liede

Am See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Alles in diesem Liede athmet Leben und Kraft und die Verse sind nicht gemacht, sondern unmittelbar dem Herzen entsprungen und doch wieder mit so vieler Kunst und Anmuth in einander gefügt, so wahrhaft lyrisch ausgedrückt, daß man es nicht lesen kann, sondern unwillkürlich genöthigt wird zu singen.

Aus der italienischen Reise wurde diesmal Nichts; er kehrte wieder nach Frankfurt zurück, folgte aber noch in demselben Jahre der wiederholten Einladung nach Weimar, wo er dem Erbprinzen, der eben die Regierung angetreten, seiner muntern Gesellschaft und seiner geistreichen Weise Alles zu beleben und zu erheitern wegen bald so werth geworden, daß er ihn als Legationsrath anstellte und

so in Weimar fesselte. Merkwürdig ist der Brief, den damals Göthes Vater an den dänischen Konsul Schönborn schrieb.

Frankfurth am Mayn den 24. July 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. October 1775 an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr 6 Wochen hernach allhier richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant sein mögte. Ich fange vom Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der darmstädt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dann auch folget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortige Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren, und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viel Hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme, im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung, ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen izigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter Colomesius*)) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen.

*) Colomesius war ein gelehrter Franzose der im 17. Jahrhundert meist in England lebte und der große Autor kleiner Schriften genannt wurde.

Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohut, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schöner Geister sein, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monaten dort. Was sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgeföhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen.

Goethe Pater.

Hier fand nun Göthe außer Wieland auch schon Herdern und mit Beiden erfolgte das vertrauteste Freundschaftsverhältniß. Die Farce Götter, Helden und Wieland war vergessen und Letzterer gewann den jungen Brausekopf über Alles lieb, wie das aus folgendem Briefe erhellt.

Weimar, den 25. März 76.

... Göthe bleibt nun wohl hier, so lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Nestor's Alter währen! Er hat sich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg aussieht, und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp ganz allein sich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht überm Kopf ganz anzündeten. Er ist auch im Begriff einen Garten zu kaufen, welches ich auch gethan habe, also und dergestalt, daß wir beide, NB. ohne vorgängige Abrede uns beinahe in ein und ebendemselben Augenblick in den Weimarischen Philister-Orden begeben haben — welches dann mit alle dem lästig genug ist. Gestern Abend ist er auch einmal nach Leipzig abgefurrt, wird aber hoffentlich bald wieder kommen. Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles da ist, was ich nicht habe werden können.

Freilich wirkte nun der Hof mit seinen Zerstreuungen und Lustbarkeiten, wie auch mancherlei Geschäfte auf seine poetischen Arbeiten störend ein. Das Meiste von seinen unvollendeten Gedichten, die er mitgebracht, blieb liegen, Neues wurde begonnen und eben so wenig ausgeführt. Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage war er jedoch genöthigt einiges Dramatische zu Ende zu schreiben, dahin gehören das kleine höchst anmuthige Schauspiel: die Geschwister, worin er seiner geliebten Schwester Lotte gedachte. Die deutsche Innigkeit, welche das ganze Stück belebt, hat es bis auf diesen Tag zu einem Lieblingsstück der Nation gemacht. Ganz eigen ist das phantastische Singspiel Lila, und unschätzbar das launige ja bis zum Muthwillen ausgelassene Possenspiel: Triumph der Empfindsamkeit. Da gibt er nun die schale Sentimentalität seiner Zeit, welche sich „mit Cilli zu Tode weinen mochte," dem allgemeinen Gelächter preis. Da bekommt denn die Mondenpoesie ihren Klaps, indem des phantastischen Prinzen Hofcavalier also singt:

> Du gedrechselte Laterne,
> Ueberleuchtest alle Sterne,
> Und an deiner kühlen Schnuppe
> Trägst Du der Sonne mildesten Glanz.

Zugleich ist's auch ein Seitenhieb auf die schlechten Verse der Dichterlinge, und die letzte Zeile ahmt die Knittelreimerei trefflich nach. Aber auch Griechenthümler, welche Monodramen, (Schauspiele mit einer Person) aufführen und ähnliche Tändelei für griechische Poesie hielten, werden durchgezogen. Endlich verurtheilt er die Lieblingskost der Empfindler: den Siegwart, den guten Jüngling, die neue Heloise und — Werthers Leiden zum Flammentode. Hätte Göthe dergleichen mehr geschrieben, so wäre vielleicht das deutsche Lustspiel anders geworden, als es jetzt noch ist. Auch Hans Sachs dieses körnige Gedicht, womit er uns den alten Meistersänger so nachdrücklich ins Gedächtniß ruft, ist aus dieser Zeit und die Anfänge des Wilhelm Meister, eines Romans, worin er wie im Werther seine eigensten Empfindungen und Gedanken niederlegte, und woran er an die achtzehn Jahre arbeitete, bis er vollendet wurde.

Doch über alle diese Arbeiten sah man in ihm die Neigung gebieten, das lebendige Dasein der Dinge mit Augen zu schaun und es dann wieder so darzustellen, daß es Anregung zu Thun und Leben werde. In seiner Einleitung zu Winkelmann's Leben schilderte er diese seine Weise und darum bleibt auch jenes Büchlein nicht nur für Studierende und angehende Künstler, sondern für jeden Menschen, der nach höherer Bildung strebt, ein treuer Wegweiser in das griechische Alterthum. Denn bei dem glücklichen Volke der Griechen war eben unmittelbares Anschauen, That und Leben die einzige Richtung des menschlichen Geistes; wo hingegen die Neuern gleichsam blind oder mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen und sich die Dinge, die sie nie gesehen in mündlicher oder schriftlicher Mittheilung schildern lassen und sodann eine ganz eigene Welt von Gedanken in sich aufbauen und dann freilich erschrecken, wenn sie zufällig die Augen aufthun und Alles anders finden, als sie sich's gedacht hatten. So war denn sein Dichten und Trachten nur immer, sich von dem Wuste eingeimpfter Ideen zu entledigen und gleich den Griechen all' sein Wissen frisch aus Natur und dem Leben selber zu schöpfen. Was Klopstock und Voß dem Griechenthum abgelernt hatten, nahm er zwar dankbar an, allein ihre Bestrebungen konnten ihm nicht ganz genügen, denn sie blieben mit ihren Hexametern und Horazischen Oden und selbst mit aller Bemühung naiv und einfach darzustellen, doch immer in ihrer Zeit und was diese Zeit gefangen hielt, kleben; er wollte ein neues, frisches Menschenleben bei sich begründen und vom Wirklichen, Wahren und Natürlichen sich zum Idealen erheben. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir den großen Meister beurtheilen, wenn wir sehen, wie er sich von allen Momenten des modernen Lebens, vom Römerthum und Christenthum, von der Romantik und der Reformation und in neuester Zeit auch von der Revolution so lange frei zu machen suchte, bis er den Standpunkt würde gewonnen haben, auf welchem er ungehindert und ungestört die wahre Ansicht der Dinge erlangt hätte. Die alten Griechen haben eine Volkssage von Orestes, der seine eigene Mutter tödtete, weil sie den Vater ihm ermordet hatte. Apollo selbst begünstigte ihn allein die Furien verfolgten ihn bis er im Tempel der Diana Ruhe fand und seine Schwester Iphigenia. Diese

Fabel beschäftigte Göthe beständig und ging beständig neben den Sagen vom Prometheus, Ahasver und Faust in seiner Seele her und so wie er Prometheus, Ahasver und Faust selber war, fühlte er sich auch gleich Orestes ein empörter Sohn gegen seine Mutter, die moderne Natur, durch alle Stoffe der modernen Welt, dem wahren und wirklichen Leben entfremdet, herausgestoßen aus seinem väterlichen Erbe, dem Gebiete des gesunden Denken's und Empfinden's ohne Vorurtheil und aufgedrungenem Unterrichte. Diese Mutter aber in sich zu tödten, welch' einen furchtbaren Kampf mußte das kosten nur mit Hilfe des griechischen Lebensgeistes, der ihm, wie dort die liebende Schwester Iphigenie, erschienen, konnte er den Kampf vollenden. Diesen Kampf nun und den Sieg der griechischen Lebensanschauung über die moderne stellte Göthe in der Tragödie Iphigenia in Tauris auf. Dieselbe Fabel ist schon von griechischen Tragikern bearbeitet worden und wir besitzen noch eine Tragödie des Euripides; allein Göthe hat weder übersetzt noch wie die Stolberge bloß nachgeahmt; seine Iphigenia ist ein selbständiges, wenn auch nicht deutsch nationales Kunstwerk. Es ist eine große historische Allegorie, die der Weltliteratur angehört und für alle Zeiten und Völker gleiches Interesse hat, weil der Dichter darin die reinste Blüthe der modernsten Gesittung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in einer so harmonischen Mischung zu verbinden wußte. Denn sein Zweck ist nicht Furcht, Schrecken und Mitleid zu erwecken, sondern durch edle Einfalt zu erheben, durch Enthüllung der Tiefe und Schönheit des menschlichen Herzens sanft zu bewegen und ein heiteres und befriedigendes Selbstbewußtsein zu bewahren. Darum Zelter so schön und wahr darüber schreibt: Alle Wahrheit und Güte der Natur hat hat sich über dies Stück ausgegossen. Es sind Menschen, an denen man die Menschheit, ja sich selbst verehrt, ohne sich geschmeichelt zu finden. Es ist ein religiöses Stück, es hat mich in Thränen gebadet und erbauet wie viele Andere.

In der That ist Iphigenie ein wahrhaft Raphaelisches Ideal weiblicher Anmuth und Seelengröße oder will man sie als eine ästhetische Erscheinung betrachten, so ist sie das Bild der lebenvollsten Naturdichtung, erleuchtet von idealer Sonnenklarheit. Ihr Charakter,

ihr ganzes Gemüth, ist griechische Ruhe und Heiterkeit, gepaart mit sittlicher Grazie und dabei ist sie so zart, schuldlos und schwermüthig, das Land der Griechen mit der Seele suchend, wie eine Deutsche. So ist auch in der Tragödie an die Stelle des griechischen Schicksals das Herz getreten, das weltliche Herz voll Liebe und Sehnsucht, aber auch voll Wahrheit und Heroismus, dahingegen bei Euripides die List dem Adel der Seele Eintrag thut. Unnachahmlich schön ist ferner die Zusammenstellung der beiden Freunde, Orestes und Pylades, jener im innern Kampfe, von den Furien gejagt, bis zum Wahnsinn getrieben und dem wirklichen Leben ganz entrückt; dieser besonnen und festfußend auf der Erde, „noch nicht bereit in's Schattenreich hinabzugehen" und immer auf Rettung sinnend; selbst in der augenscheinlichsten Gefahr ist er voll Lebensmuth, und „Lust und Liebe sind ihm die Fittige zu großen Thaten." Doch ist er nicht etwa wie Prometheus ein Verräther der Götter.

„Was ist des Menschen Klugheit, wenn sie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauscht?"

Solch einem Manne mußte es denn gelingen im Verein mit der klugen und liebevollen Schwester den Unglücklichen zu retten, und so löst sich am Ende Orestes Wahnsinn uud alle aufgeregte Leidenschaft der handelnden Personen in Ruhe auf. So hat Göthe auch dadurch das alte Vorurtheil verdrängt, daß die Tragödie mit Untergang und Verderben enden müsse, indem die Katastrophe völlige Entsühnung und Beruhigung herbeiführt. Dieses und alle übrigen Dramen die Göthe in den siebziger Jahren geschrieben waren in Prosa verfaßt, doch führte ihn selbst seine Prosa, die beinahe rhythmisch klingt auf die Nothwendigkeit der poetischen Sprache und als darauf auch Lessing, dieser beharrliche Verfechter der Prosa seinen Nathan in Versen schrieb und auch Herder unablässig mahnte, dem trefflich gelungenen Stücke die höchste Kunst-Vollendung zu geben, arbeitete er es auf seiner Reise nach Italien in Jamben um. Das ältere Manuscript in Prosa hat neuerlich Adolph Stahr mit einer Einleitung herausgegeben, welches Werk*) nebst Hein-

*) Göthes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von Dr. Adolph Stahr. Oldenburg 1839.

rich Pudors ästhetisch literarischen Versuchen*) sehr dankenswerthe Schriften sind.

Im Jahre 1779 machte Göthe zum zweiten Male eine Reise in die Schweiz und diesmal als Begleiter seines Fürsten. Das ländliche Singspiel Jery und Bätely war die Frucht dieses Ausflugs; er brachte es völlig fertig mit nach Deutschland zurück. „Die Gebirgsluft die darin weht", schreibt er in seinen Tag- und Jahresheften, „empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand- und Pappenfelsen entgegen treten." Nach Weimar zurückgekehrt wurde er zum Geheimenrath erhoben, wie denn die Reise selbst das Verhältniß zwischen ihm und dem Herzog immer enger schloß, worauf er auch ganz den fürstlichen Personen zur Erheiterung und Belebung des schönen Kreises der sich am Weimarer Hofe bildete, seine Muse weihte. Egmont schritt nur langsam vorwärts; schneller und rascher gelangen die Fastnachtspiele von Plundersweilen und ein Lustspiel nach Aristophanes, die Vögel. Auch dieses kleine Kunstwerk ist eine freie Composition zu dem das griechische Vorbild wenig mehr als den ersten Anstoß gegeben, in der Weise der alten Komödie ein deutsches Possenspiel zu dichten. Zwar sind es auch, wie bei Aristophanes mit dem Staate unzufriedene Burschen, die in das Reich der Vögel gerathen, um dort besseres Leben und Genüge aller Art zu finden; doch was sie reden, wie sie sich gebärden ist so durchaus deutsch, daß man in jeder Stadt auf mehrere lustige Kumpane wie mit Fingern hingewiesen wird; selbst die Vögel sind wahre ächte deutsche Vögel, oder eigentlich maskirte Menschen, mit dummem Vogelhirn leicht zu täuschen und sich selber täuschend. Und die Darstellung selbst, wie luftig leicht geflügelt und flatternd, zwitschernd und schnatternd; es rührt sich Alles Mensch und Thier wie auf einem Vogelheerde und wenn der Vorhang fällt hört man noch den lustigen Tummel und hört noch lange den Papagei schwatzen und die gefiederten Näscher Mandelkerne knuspern und Treufreunds

*) Ueber Göthes Iphigenie, ein ästhetisch-literarischer Versuch von C. H. Pudor. Marienwerder. 1832.

parlamentarische Beredtsamkeit. Leider war nur der Hof in Ettersburg so glücklich diese Posse, gewiß unter allen poetischen Possen die beste die Deutschland je sah, auf der Bühne zu sehen; die Direktionen verstehen ihren Vortheil schlecht, daß sie die Aufführung nicht wagen; es hat eben die komische Laune und den Humor, der unserem Volke genehm ist und das Groteske der Vogelmasken gäbe dem Ganzen einen phantastischen Reiz wie ihn keine Zauber- oder Feenwelt unsern gewöhnlichen Volkspossen geben kann. Freilich zu kurz ist es, sie nennen's ein Fragment; allein es wäre nicht Schade, wenn alle unsere Possenspiele nur Fragmente wären; dieser in 3 bis 5 Aufzüge ausgedehnte Spaß wird einem vernünftigen Menschen doch gar zu lang.

Ein anderes Drama aus dieser Zeit, das Singspiel: die Fischerin, beurkundet wieder aufs Neue den Volksdichter. Auf dem natürlichen Schauplatz der Ilm, unter grünenden Bäumen und im Hintergrunde den kleinen Fluß mit Fischerhütten, aufgeführt, welch' ein entzückendes Schauspiel mag das gewesen sein. Liest man das Stück und denkt man dabei auch an den Dichter, so möchten wir ihn uns am liebsten als einen Fürsten, einen guten deutschen Fürsten denken, der unter seinem Volke häufig wandelnd, es kennt und liebt und sich gefällt, in ihrer Weise zu sprechen und von ihren kleinen Angelegenheiten mit gutmüthiger Laune sich zu unterreden. Das liebe Dortchen (die Fischerin) singt Abends vor der Hütte vom Erlkönig, sie singt es als ein bekanntes Volkslied und das ist es auch, nicht eine Symphonie im höchsten Pathos vorgetragen, wie es die an sich (als musikalische Composition ohne Text) treffliche Musik Fr. Schuberts thut. Die Naivetät des gutwilligen, aber schmollenden, grollenden Fischermädchens ist unnachahmlich schön; mit derselben Wahrheit sind auch der Alte und der Bräutigam gezeichnet, wie sie mit der den Fischern eigenen Langweiligkeit schwatzen und dann mit aller Heftigkeit des ungeschlachten Naturmenschen losbrechen, da sie das Mädchen ertrunken wähnen. Die eingeschalteten Liederchen geben dem Ganzen allen Reiz eines Volksspieles. Ach bekäme das gute Landvolk doch zuweilen dergleichen Schauspiele; nicht von wandernden Komödianten frivole Possen, wo in zerlumpten Theaterplunder gehüllte Personagen die Kunst ent-

weihen und tiefer noch in Rohheit und Gemeinheit versenken; fürstlich ausgestattet müßte die Muse dem gemeinen Volke vorgeführt werden, um es zu veredeln." Sonderbar daß die Literarhistoriker dieß niedliche Singspiel so wenig als der Vögel erwähnen, während von den Mitschuldigen, Elpenor, Lila und andern Stücken, die gar wenig Interesse gefunden haben und mehr bedeuten wollen, als sie können, viel Aufsehen gemacht wird. Selbst Göthe scheint diese zwei Meisterstücke nicht sonderlich gehegt zu haben, und Zelter mußte ihn erinnern, die Fischerin ja in die Sammlung seiner Dramen aufzunehmen. Es ging dem großen Dichter aber häufig, wie Eltern, welche ihre mißgerathnen Kinder oft am meisten lieben. Zwei Jahre nach der Iphigenie (noch vor der Fischerin) vollendete er das Drama, welches diejenigen, die in der Poesie das Bedeutsame und Lehrhafte über Alles setzen, für sein reifstes Werk halten, — Tasso. In dieser Hinsicht haben wir auf drei Standpunkte zu achten, aus welchen es beurtheilt werden kann. Erstens ist Göthe darin zu der italienischen Poesie übergegangen, nicht als ob er die griechische aufgegeben hätte, sondern weil er meinte, wir Nordländer dürften in unsern Verhältnissen ein Aehnliches schaffen können und müßten darum auch auf diejenigen Vorbilder sehen, die uns die neuere Zeit hinterlassen, und die auch leichter zu erreichen wären. Hatte er im Götz und Werther der hastigen und rauhen Art der Engländer mit ihrem zermalmenden Pathos nachgestrebt, so wollte er nun den anmuthigen und weichen Italienern das Versöhnende und Liebliche ablernen, das wie die milde Luft ihrer Citronenhaine durch die romantischen Gebilde Ariosto's und Tasso's weht. Zweitens wollte er durch dieses Drama dem Hause Weimar ein ehrendes Denkmal setzen, weil es gleich jenem Ferrara jeden großen Namen des Vaterlandes „seinen Gast nannte und sich auf den schönen Vortheil verstand, den Genius zu bewirthen." Endlich ist dies Werk ein poetisches Gemälde der Poesie selbst; was Poesie sei, wie sie lebe und auf die Seele in der sie lebt zurückwirke, und wie sie zu der sie umgebenden Welt stehe, Alles das ist geschildert drin zu schauen und der Dichter und der Weltmann stehen da vor unsern Augen, doch nicht in dem Schatten der Wirklichkeit wie bei Klinger, im Lichte

der Verklärung stehen beide Bilder und stehen friedlich einander gegenüber da; allein die Farben gehen so milde und sanft in einander über und bietet die Catastrophe auch nicht Beruhigung, so beschwichtigt den unglücklichen Dichter doch Antonio indem er spricht:

„Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne was du bist!"

So ist denn auch dieses Kunstwerk ein Werther, ein Prometheus, ein Ahasver, ein Orest, Göthe selbst ist der Tasso, der wohl an jenem Hofe, der ihn so gastlich aufgenommen mehr gelitten, als wir ahnen können. Einem Geiste, wie der seinige, ist Poesie nicht das höchste und einzige Ziel des Lebens; auch ihm, „wenn er die Welt so weit, so offen vor sich liegen sah, stiegen in der Jugend Tagen künftige Thaten wie die Sterne rings um ihn her unzählig aus der Nacht," in seiner Seele auf; er hoffte am Hofe eines Fürsten in das Rad, das die Schicksale der Menschen treibt mit einzugreifen und die hohen Gestalten die sich ihm so lieblich näherten, — es gab wohl Augenblicke, wo er sich dünkte ihrer Einer zu sein! Doch mußte er nur zu bald, wie er sich getäuscht, gewahren und sprechen:

„Nein, Alles ist dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt, — Und mir noch noch über Alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide."

Frau von Staël meint, Göthe's Tasso sei zu wenig südlich, mehr deutsch, auch mehr geistig als sinnlich, mehr betrachtende Ruhe als Bewegung. Allerdings ist es einem kalten Marmorbilde gleich, doch einem Marmorbilde, das wie die Niobe im Marmor weint. Und wie erschütternd ist ein Weinen, wenn dem Felsen Thränen entquillen. Es ist dieß Charaktergemälde in der That das

Herzzerreißendste, was Göthe geschrieben und wer seine Sprache versteht wird eingestehen, daß bei keinem deutschen Dichter solche Tiefe der Empfindung spreche. Hatte nun Göthe im Tasso diese seine innere Qual niedergelegt, so suchte er sich auch, wie er immer zu thun pflegte mit allem was ihn hemmte und preßte, von den Verhältnissen frei zu machen, die bisher, außer seiner bedungenen Dienstpflicht, alle seine Geistesthätigkeit in Anspruch nahmen, so daß er der allezeit gefällige ästhetische Hofmarschall der allerhöchsten Personen war. Er zog sich allmälig zurück und als er 1786 den Sommer in Carlsbad sich aufhielt, brach er plötzlich ohne Abschied zu nehmen auf und reiste nach Italien. Längst schon nährte er die Sehnsucht dieses Land der Künste, diesen Garten Europa's zu schauen. In seiner jetzigen Stimmung war der Hang unabweisbar; denn wie er sich innerlich frei gemacht von der Außenwelt, die ihn umgab, wie er sich selbst erkannte, so ward er auch auf sich selbst gekehrt, er sich selbst der Zweck, der große Zweck seines Lebens und darum sein einziges Bestreben sich selbst fort auszubilden, und gleich Solon zu lernen unablässig; und so bekam die Mit- und Nachwelt das Muster eines Mannes, der von Jugend auf mit festem Streben an seiner eigenen Vollendung arbeitete. Da fühlte er nun zuerst wieder, daß ihm bei aller Vorliebe und gewonnenen Kenntniß der Alten, doch noch die Anschauung der großen Denkmale alter Kunst gefehlt habe, um ganz einzubringen in den großen Sinn des römisch-griechischen Lebens. In Mannheim hatten ihn schon die Abgüsse entzückt; die Originale selbst, die Spuren des antiken Lebens und das Treiben der südlichen Menschenwelt und die ewige Roma, die noch immer ein gebietendes Roma ist, — verlangte es ihn zu sehen. Wie er aber dahin reiste, hütete er sich vor der Eigenheit der Zeitgenossen, die seit Yorik meist nur empfindsame Reisen zu machen „d. i. sich von allen äußeren Gegenständen wenig oder gar nicht berühren ließen, sondern nur wieder auf ihre Gefühle und Empfindungen merkten und gleich einem kranken Reisenden der den Wagen nicht verläßt, all' ihren heimathlichen Jammer mitschleppen. Er war wie immer nur auf die Gegenstände gerichtet, diese klar und rein aufzufassen, auf sich einwirken zu lassen, ohne über die Einwirkung eben mehr

nachzudenken, als über die Natur der Dinge selbst und zu genießen, was für Geist und Herz, Aug' und Ohr zu genießen war. In dieser Weise beschreibt er uns auch in der italienischen Reise z. B. den römischen Carneval und Alles was ihm begegnete und gab den Deutschen ja der ganzen neuern Weltliteratur ein Muster objektiver, naiver, plastischer Darstellung. Diese Art zu betrachten und zu schildern, wie wurde sie ihm geläufig und leicht, als er erst die Marmorbilder der Griechen gesehen! wie entfaltete sich Alles vor seinen Augen deutlicher, schärfer, von den begränzenden Räumen abgerissen, was er sah! Und eben so plastisch gestaltete sich nun auch der Reichthum seiner Gedanken und Empfindungen, so daß nichts Neblichtes, nichts Dunkles und Verworrenes mehr Gnade fand vor seinem Meisterblicke. Er begnügte sich nicht die herrlichen Denkmale Tag für Tag zu schauen, auch seine Stube füllte er mit Abgüssen, um seine Seele ganz zu füllen mit diesen würdigen Gestalten; er zeichnete selbst, ging mit Künstlern und Kunstkennern um, sich zu belehren und lebte ganz in der alten Kunst und in dem Leben jener Götterwelt. Aber auch der Poesie, wie allen übrigen Künsten, Malerei, Musik und Theater war mancher Tag und Stunde geweiht. Er hatte seine Iphigenie und seinen Tasso mitgenommen und hier auf klassischem Boden, wo ihm die griechische Welt erst ganz klar vor den Augen lag, und in Bezug auf das andere Drama südlicher Himmel über ihn sich wölbte und milde italienische Luft ihn umfächelte, legte er die letzte Hand an beide Werke und bildete sie, wie schon oben erwähnt, in Verse um. Hier vollendete er auch endlich seinen schon in den Jugendjahren entworfenen Egmont. Die Behandlung dieses Charakters, der als Held einer Tragödie zu weich, zu sinnlich und zu lebenslustig ist, hat Schiller wohl mit Recht getadelt; auch ist das Ganze da die Ausarbeitung nicht rasch fortschritt sondern oft unterbrochen wurde nicht aus einem Gusse, es trägt vielmehr das Gepräge der verschiedenen Richtungen des Dichters an sich, so daß Elemente von Götz, Tasso, und vom Singspiele sichtbar werden; allein des Schönen ist so viel darin, daß man wieder das außerordentliche Genie Goethes bewundern muß, das aus so armem Stoffe solch' ein überreiches Dichtungswerk schaffen konnte. Selbst der Held, wie

er da geschildert ist, muß seiner Humanität, seiner Ritterlichkeit und seiner Schwäche wegen, interessiren; wie schön ist aber Klärchen gezeichnet, welche Naturwahrheit und Anmuth!

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein;
Hangen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

So singt sie und ist's nicht richtig, was Schiller sagt: „auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt, als durch ihre Liebe, reizend im Zustande der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts." Unübertrefflich sind aber die Volksscenen, von denen wir wieder Schiller hören wollen: „Egmonts tragische Katastrophe," sagt er, „fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des damaligen politisch-bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zu Grunde liegen, oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viel zerstreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen wie z. B. Shakespeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer kleinen sind, die unter sich auf's schärfste contrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen; so wird man nicht aufhören

können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt, und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei anderen Stücken in die Ritterzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzte, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundlichkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republikanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die leichtesten Gründe wieder gibt: auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll; — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter." —

So schloß er 1788 seine zweite Periode, die nicht weniger bewegt, als seine Sturm- und Drang-Periode war und begann heimkehrend geläutert und gerüstet mit plastischem Auge und italienischer Schöpfungsgluth, in der Fülle seines Mannesalters, geistig und körperlich stark und gesund, sein drittes poetisches Lebensalter, das in seiner Form getheilt zwischen Antiken und Modernen immer schöner und harmonischer wird. Das Gesetz des Maßes und der Ordnung bei aller Freiheit und der Willkür des Schaffenden, lernte er auch bereits in Italien in der Pflanzen- und Thierwelt kennen und forschte ihm nach sein ganzes Leben. Die geistreichen Gedichte: Metamorphose der Pflanzen- und Thierwelt und die dazu

gehörigen kleinen naturhistorischen Schriften sind Belege zu seinen Studien über diesen Gegenstand „und so war es wieder die Natur, die ihn bei aller Kunstanschauung leitete und zu seinen folgenden Dichtungen der Born des Schaffens ward. Kunst, Natur und wiederum die Griechen bleiben fortwährend seine Führer, wie er so schön und wahrhaft dithyrambisch singt:

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstliche griechische Becher.

Schiller's Jugend.

Während Göthe also zur griechischen Einfalt, Mäßigung und reinen Schönheit ohne alle Beimischung des Lehrhaften, Rhetorischen und Stoffartigen zurückführte, trat ein Mann auf, der wieder alle moderne Starkgeisterei mit der blendenden Form der Sturm- und Drang-Sänger vereinigte, nur daß er zugleich auch wirkliches poetisches Talent und die Gebrechen der Zeit nicht aus Büchern und Deklamationen, sondern aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Das war Friedrich Schiler, (geb. 1759 zu Marbach in Schwaben, gest. 1805) der Sohn eines würtembergischen Hauptmanns, auf einem Lande, wo beinahe wie in Baiern und Oesterreich noch alles Volk in geistlichen und weltlichen Banden lag, wo finstere Schulgelehrsamkeit und klösterliche Zucht so gut wie in katholischen Ländern jeden freien Gedanken bannten, wo Schubart gleich dem ärgsten Hochverräther auf der Festung sitzen mußte, wo, während in Norddeutschland das höchste poetische Leben seine Blüthen trieb, nur Prosa herrschte. Er bekam eine gute Erziehnng im väterlichen Hause, die Bibel und eine gemüthliche, zartfühlende Mutter waren die ersten Bilder seiner Kinderseele. In reifern Jahren kam er auf die Karlsschule zu Ludwigsburg, wo er sich nach dem Willen der Eltern zum Rechtsgelehrten ausbilden sollte. Allein die militärische Zucht und Pe-

banterie, welche auf dieser Lehranstalt herrschte, und alles freie Denken hemmte, ja unterdrückte, sagten dem aufstrebenden Jünglinge nicht zu; er studierte sehr nachlässig und las dafür die lateinischen Dichter, besonders Virgil, Plutarch's Lebensbeschreibungen und Klopstock's poetische Werke. So lagen denn die Grundstoffe seiner literarischen Thätigkeit schon in diesen Jugendbeschäftigungen: die rhetorische Form seiner Poesien, die historische Grundlage und die idealeste Auffassung des kirchlichen und bürgerlichen Lebens, mit all' der stürmischen Vaterlands- und Freiheitsliebe der poetischen Freunde. Schon als Knabe fühlte er den Drang seine Gedanken und Empfindungen in Versen auszusprechen, ja Alles was er hörte und lernte bei sich selbst fortzuspinnen und darzustellen. Klopstock's Messiade hatte ihn nun angeregt ein episches Gedicht anzufangen, dessen Held Moses sein sollte. Allein Gerstenbergs Ugolino, Götz von Berlichingen, Julius von Tarent, und Lessing's Schauspiele führten ihn auf die dramatische Poesie und er entwarf schon auf der Karlsschule Trauerspiele, die in der Ausführung noch regelloser wurden, als er erst Shakespeare kennen lernte. Auf keinen Dichter hat dieser gewaltige Genius belebender eingewirkt, als auf Schiller; das Trauerspiel, die Räuber war die Frucht dieser Anregung. Er schrieb dieses gigantische Werk schon als achtzehnjähriger Jüngling im Jahre 1777, während Lehrer und Aufseher mit seinen Studien äußerst unzufrieden, die leidenschaftliche Stimmung seines Gemüths nur immer mehr reizten. Um doch irgend ein Brotstudium zu erfassen, verlegte er sich nun in derselben Anstalt auf die Medicin, da ihm die Rechtswissenschaft durchaus mißfiel, wo er denn im Jahre 1780 nach abgelegter Prüfung als Regimentsarzt angestellt wurde. Nun ließ er die Räuber auf eigene Kosten in Mannheim drucken und das Aufsehen, welches dieses außerordentliche Werk machte, übertraf bei weitem die Wirkungen der Goethischen Dramen, weil eben in diesen das Ankämpfen gegen die Gewalten der Zeit poetischer dargestellt wird, wogegen Schiller die wirkliche Welt auf's grellste nur rhetorischer und mithin verständiger für die Menge, schilderte. Indessen zog sich der gepriesene Dichter von einer andern Seite, freilich aus Unbesonnenheit, viele Kränkungen zu. Er hatte sich

ohne Urlaub nach Mannheim begeben, um der ersten Aufführung seines Trauerspiels beizuwohnen. Ein vierzehntägiger Arrest und das Verbot des Herzog's: künftig nichts, was außer dem medizinischen Fache läge drucken zu lassen, waren die Folge davon. Letzteres konnte der junge Dichter nicht ertragen und verließ daher 1782 heimlich Stuttgart, und fand zu Mauerbach bei Meiningen, auf dem Gute der geheimen Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er ihren Söhnen verdankte, die mit ihm in Stuttgart studiert hatten, einen Zufluchtsort. Hier schrieb er zwei Trauerspiele, Fiesko und Kabale und Liebe. Doch schon im Jahre 1783, als er erfuhr, daß wegen seiner Flucht für ihn Nichts zu befürchten sei, begab er sich nach Mannheim, wo ihn die Vornehmsten der Stadt gastfreundlich aufnahmen und besonders der Freiherr von Dalberg zu einer würdigern Stellung als Schauspieldichter die Hand bot. Hier hatte er nun die Freude seine Trauerspiele von den größten Schauspielern seiner Zeit: Iffland, Beck, Beil und Caroline Beck aufgeführt zu sehen und die Neigung für das Theater ergriff ihn dergestalt, daß er nur durch Vorstellungen seiner Freunde davon abgehalten wurde, selbst Schauspieler zu werden. Wie sehr er die Schaubühne gewürdigt habe, erhellt aus seinen damals geschriebenen Aufsätzen: „über das gegenwärtige deutsche Theater" und „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet." Wie er übrigens über seine Räuber geurtheilt habe und wie mit dem Dichter zugleich der Selbstkritiker gereift sei, besagen folgende seiner Worte, „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel aber Leidenschaft für die Dichtung ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehn, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen—

denn die vierhundert, die mich umgaben waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie angefangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; unbekannt mit den Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel eines Gebildes zu verewigen, das durch die naturwidrige Verbindung der Subordination und des Genius erzeugt wurde. — Ich meine die Räuber. Dieses Stück erschien. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete."

Und somit beschloß Schiller die erste Periode seines poetischen Lebens, worin wohl der große Genius schon unverkennbar hervortrat, doch in einer unkünstlerischen, beinahe rohen Form, die die deutsche Poesie eher zurück in die Lohensteinisch-Klopstockische Zeit, als vorwärts führte und ein Heer von Nachahmern zu wahren Ausgeburten excentrischen Dramen, Räuber- Hof- und Verschwörungsstücken verleitete. Wie unharmonisch sein Inneres noch zu der Zeit gewesen, erfahren wir aus der Geschichte seines Privatlebens, wo Leidenschaft und Sinnenrausch ihn nicht selten seine bessere Natur verläugnen ließen Selbst seine lyrischen Gedichte dieser Periode haben diese Färbung von Gemeinheit und Sinnlich-

keit und es war bei denselben nicht klar, wie es nicht nothwendig sei, an die Poesie den Maaßstab des Sittlichen anzulegen, weil das Unpoetische mit dem Unsittlichen oft eine und dieselbe Quelle hat — das Gemeine und so sind Schiller's Jugendgedichte nicht darum unpoetisch, weil sie unsittlich, sondern unsittlich weil sie unpoetisch sind. Aber auch in seinen bessern Jugendgedichten herrscht jener melancholische Empfindungsschwall, der die Nachahmer Klopstocks so ungenießbar macht. Allein ebenso gefiel er der Menge und es zeigt von großer Willenskraft, daß solcher Beifall ihn nicht betäubte und er mit dem Wahlspruche:

„Vielen gefallen ist schlimm!"

seine innerste Stimme hervorrief und diesem Rufe zu andern Bahnen willig folgte. Schon Frau von Wollzogen, seine Wohlthäterin, und der Umgang mit edlen Menschen klärte seinen sittlichen Charakter, worauf denn auch Veredlung seiner Poesie erfolgte. Auch er suchte, wie Göthe, seine Führer auf dem Wege zur idealen Schönheit in der Griechenwelt, von der ihn schon in seiner frühesten Jugend (1780) eine süße Ahnung erfüllte, die in Hektor's Abschied ausgesprochen ist. Allein es waren noch die Klagetöne einer von Schmerz der modernen Sentimentalität zitternden Seele; erst Voßens Homer lehrte Schillern die Sänger kennen „die mit lebendem Wort horchende Völker entzückt." Er versuchte sich nun auch an den Trauerspielen des Euripides, las, übersetzte, dichtete glossenartig was das griechische Leben in ihm angeregt. Nun ward ihm immer deutlicher, „was Poesie sei?" und sein Trauerspiel Don Carlos, in Prosa begonnen, schrieb er nun in Jamben, weil er gewiß war, alles Gemeine und Unpoetische würde sich wie schlechtes Metall auf dem Probiersteine, verrathen, weil es auf den Aetherschwingen einer poetischen Sprache zu schwer lastet. Die ersten Scenen dieses Trauerspiels las er am Hessendarmstädtischen Hofe vor und der junge Herzog von Weimar, der zugegen war, munterte auch ihn auf, wie einst Göthe, und ertheilte ihm den Hofrathstitel. Eine unbesiegbare Sehnsucht zog ihn 1785 nach Norden, wo sich nun die größten Genien der

Nation, ringsum das deutsche Athen, Weimar sammelten. Er ging zuerst nach Leipzig und lebte daselbst und in dem Dörfchen Gohlis der Dichtkunst und historischen Studien, wozu ihn anfangs sein Trauerspiel veranlaßte, zu welchem er Materialien zusammenlas. Und wie Alles was er las und studierte ihn zur Wiedererschaffung reizte ward aus dem gesammelten Stoffe ein historisches Werk: der Abfall der Niederlande, der im Geiste Herders der erste wohlgelungene Versuch zu nennen ist, dem Volke in lebendiger Darstellung, erhebender Sprache und geistreicher Auffassung Geschichte zu erzählen, während sie bisher nur für Gelehrte entweder im trockenen Zeitungstone abgehandelt wurde oder blos Ergebnisse tiefer Forschung ohne Schilderung und Aufzählung der Thatsachen mittheilte. Auch Dresden besuchte er und lebte da und in Loschwitz bei dem Apellationsrathe Körner (der Vater des Dichters) schöne Tage, legte aber zugleich, da er die Nächte ausgesetzt poetischen Arbeiten und Studien widmete, den Keim zu seiner Kränklichkeit. So vollendete er denn bis 1787 seinen Don Carlos, welcher mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde und selbst strenge Kritiker mehr befriedigte, als die vorgehenden Dramen. Wer sich noch an jene Zeit erinnert, wo dieses Stück zuerst auf die Bühne kam, wird sich auch der Begeisterung erinnern, die es überall erregte und Schiller durfte sich nicht beklagen „kein empfangendes Ohr" gefunden haben. Beinahe athemlos hörte und schaute das Volk den ganzen Abend bis Mitternacht, und wenn die allgemeine Stille bei hervorragenden Stellen durch den losbrechenden Beifallsruf unterbrochen wurde, meinte man der Augenblick sei gekommen, wo Deutschland auf einmal aller seiner hundertjährigen Leiden Ende und Erlösung sich erkämpft habe und also trunken vor Freude, mit Thränen in den Augen gingen die entzückten Menschen nach Hause, nicht anders als ob sie nun gewiß wären, Alles müsse nun besser werden, weil Posa so geredet zu Philipp und weil es ausgesprochen war das Wort, was Millionen Herzen schon so lange preßte. Die kolossalste aller Ideen, die die Menschheit seit der Aufhebung der Jesuiten bewegte, den Kampf der natürlichen Bestimmung des Menschen gegen menschliche Willkühr trug er in diesem Drama vor und ist auch der empfangene Gedanke, das empfundene Wort bei

den Deutschen nicht zur That gereift, so ist doch nicht wegzuläugnen, daß bei den Edelsten im Volke die auflodernde Gluth nur durch die unerschütterliche Sittlichkeit des deutschen Nationalcharakters gedämpft blieb und nicht zur hellen Flamme aufschlug. Harmonischer und poetischer waren freilich Göthe's Gebilde des Weltbürgerthums, und sie werden nachhaltiger wirken, weil sie mit Allgewalt auch die Herrn der Erde erfassen und im menschlichen Gemüthe selber wurzeln; aber Schiller's leidenschaftlicher Zuruf hat schneller gewirkt und ist für's Evangelium Göthe's eine Stimme der Wüste gewesen. Treffend ist was Wieland über Don Carlos äußerte; „Ich hege," sagt er, „keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. Schiller, und habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine, noch immer zu feurige, und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Uebungen z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sújets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studieren, sich um eine nicht blos dichterische, sondern exakte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit Einem Worte die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen." — „Hrn. Schillers größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher deutsche Schriftsteller zu beneiden Ursache hat — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigte sich auch in der Länge der Scenen: ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Akt schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen wenn es genug ist und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so

viele Verse, als Hrn. Schillers erster Act. Uebrigens überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterung des Publikums immer würdiger erweisen werde." —

Wenn nun auch die Kritik nicht ohne Grund auf große Fehler des Dichters hinweist, bleibt doch das Kunstwerk selbst noch immer bewunderungswürdig und ein gewaltiger Fortschritt zum Bessern, wenn man es mit den ersten drei Trauerspielen desselben vergleicht. Merkwürdig wie Schiller und Göthe beinahe zu derselben Zeit in prophetischer Ahnung Gesinnungen und Auftritte darstellten, welche bald in der französischen Revolution verwirklicht werden sollten; es thut sich aber auch hier der Unterschied dieser beiden Genien kund, indem Göthe in seinem Götz und Egmont als Dichter das Gemüth, Schiller mehr als Volksredner die handelnden Kräfte in Anspruch nimmt. Im Jahre 1787 kam Schiller nach Weimar, wo Herder und Wieland ihn aufs Freundlichste aufnahmen. Alles wetteiferte dem jungen und hilflosen Dichter an die Hand zu gehen, ja ihn und sein angegriffenes Gemüth auf alle Weise aufzuheitern. Auch hier wurde er von einem Kreise in den andern gezogen und gelangte auch so nach Rudolstadt, wo er länger verweilte und seine künftige Gemahlin das Fräulein von Lengefeld kennen lernte. Hier war es auch, wo er 1789 zuerst mit Göthe, der damals aus Italien zurückkehrte, zusammentraf. Die Freunde hatten erwartet, daß sich die beiden Männer, die so sehr verschieden in ihren Richtungen waren und doch beide so allgemein verehrt wurden, schneller anschließen würden und als dies nicht erfolgte, war man so ungerecht Göthe die Schuld zuzuschreiben. Allein dieser bewies gar bald, wie sehr er die allgemeine Neigung für den Trefflichen theile, denn so sehr ihn bei seiner Rückkehr verstimmte, zu sehen, wie wenig sein Bestreben die wuchernde Sentimentalität zurückzudrängen Wurzel gefaßt habe, weil Alles nun wieder einem durchaus sentimentalen Dichter zufiel, entging ihm doch nicht, welch' ein Genius demselben inne wohne und er eilte demselben der Herzogin Amalie vorzustellen, ja ihn in Weimar selbst zu fesseln. Er hatte ja bereits durch sein Gedicht, die Götter Griechenlands, sein verwandtes Streben

zum Griechenthum bewährt. Wie dieses Gedicht von den Frömmlern und auch von Stolberg angegriffen wurde, haben wir schon erwähnt; die Menschen, die keine wahre Poesie verstanden, hielten eben das Kunstwerk für ein Glaubensbekenntniß. Schiller aber wollte nur den Gegensatz der gemeinen und der idealen Welt aussprechen und mit welcher Klarheit, welchem poetischen Reize hat er dies gethan! Wie sind die griechischen Mythen und das Verhältniß der Sterblichen gegen die Götter so unnachahmlich schön entwickelt, wie anschaulich ist das poetische Leben der Alten, das in jener Zeit gleich einer Weltseele Alles durchdrang, geschildert! Und die Sehnsucht nach der Heimath edler Geister, erinnert sie nicht an das Heimweh Iphigenien's?

> Schöne Welt, wo bist du? kehre wieder
> Holdes Blüthenalter der Natur.
> Ach nur in den Feenland der Lieder
> Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Wenn die poetische Wirklichkeit aus der Welt entschwindet, dann bleibt nur die Poesie selber, mit welcher nur allein der prosaische Mensch zu überwinden vermag. Göthe's Verwendung hatte es Schiller zu verdanken, daß er als Professor der Geschichte zu Jena angestellt wurde. Wie er nun die Wissenschaft lehrte sagt uns seine Antrittsrede, welche unter dem Titel: „Was heißt und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte,“ in seinen kleinen prosaischen Schriften zu lesen ist. Bald darauf brach die französische Revolution aus und Schiller sowohl als Göthe unvermögend in solcher Aufregung zu dichten, lenkten ihre Thätigkeit auf wissenschaftliche Beschäftigungen. Ehe wir sie aber auf dieser Bahn verfolgen, müssen wir vorher einen Blick auf dasjenige zurückwerfen, was die übrigen Dichter Deutschlands seit den siebziger Jahren geleistet haben. Leider werden uns hier nicht immer die erfreulichsten Erscheinungen entgegentreten; ja, „wir werden“ um mit Gervinus zu sprechen, „die frohen Hoffnungen, ja die errungenen Siege, deren wir nur eben erst uns zu erfreuen beginnen, nicht wenig verkümmert finden. Kaum konnten wir in unsrer kalten Zone das lange versprochene Aufbrechen der Knospe unsrer Kunst

vor Ungeduld erwarten; jetzt entfalten sich die zarten Blätter, und ehe sie ganz erschlossen sind, drückt sie ein neuer Frost. In die Spiele der heitren Tochter der Empfindung und Phantasie greift die Ungunst der modernen Zeitverhältnisse, die Feindin der Künste, mit störender Hand ein. Die kaum halb erzogene Dichtung tritt in eine niedere Dienstbarkeit herab. Die wenigen Pfleger, die so eben ihre Würde im ganzen Umfang erkannt und bekannt haben, widersetzen sich mit Mühe und saurer Anstrengung, und sie schienen ihre Kränze zuletzt mehr der überwundenen Hemmungen wegen verdient zu haben, als weil sie mit sorglosem siegefrohem Schritte zum Heiligthum der Kunst den Weg gefunden hätten."

Aufklärung und Philosophie.

Die Poesie hat allerdings in Deutschland ein neues Leben angefacht, ein allgemeines Streben den geistigen und leiblichen Zustand sich und andere zu verbessern, ein Ringen nach Wahrheit und Glückseligkeit, eine Unzufriedenheit mit der Gegenwart, weil einmal der Phantasie und der Vernunft das Ideal eines schönern genügendern Lebens war gezeigt worden. Zwar hatte schon in den Zeiten der Reformation die Nation dieser Geist des Fortschreitens ergriffen, allein am Werke der Weltverbesserung mitzuwirken war doch nur den höhern Ständen, an welche sich nun auch die Gelehrten anschlossen, vergönnt und das Volk ließ man nur nebenher laufen und sich von den Brosamen kärglich nähren, die von der Herren Tische fielen. Seit den siebziger Jahren aber wurde die allgemeine Reformation in Haus und Staat und Kirche und Schule, in Poesie und Wissenschaft Gemeingut des ganzen Volkes, das freimüthige Wort war gleichsam der Adelsbrief, durch welchen sich Söhne von Bauern, Schulmeistern, Landgeistlichen und Handwerkern auf die Höhe schwangen, wo über eine bessere Zukunft unterhandelt wurde. In der Hast, in welcher Alles dieses geschah, wurde freilich nicht immer reifliche Ueberlegung gepflogen und wie die Idee

in irgend einem Kopfe aufstieg, sollte sie sogleich aufs Leben angewandt, Theorie in Praxis verwandelt werden. Doch hätte das sich mit der Zeit geläutert, wäre nur die Poesie als vorangehende Leuchte, in ihrem idealen Himmelsgange nicht gehemmt worden, den großen Haufen zu sich zu erheben. Allein so gut sollte es nicht werden; die Poesie wurde durch den Hang zum Gemeinen und Nützlichen von der einen, durch die Schulphilosophie von der andern Seite um Krone und Herrschaft gebracht. Daß sie diese seit dem siebenjährigen Kriege wirklich besessen, wird Niemand in Abrede stellen, der den Zustand des bürgerlichen, häuslichen und kirchlichen Lebens und die Wissenschaft sammt Theologie und Philosophie in dieser Zeit kennt; denn was kann von Allem diesem aufgewiesen werden, das den deutschen Namen ohne Makel auf die Nachwelt brächte, das an Vollendung und Trefflichkeit den Werken eines Klopstock, Herder, Wieland, Göthe und Schiller nur im Entferntesten gleich käme? Wer wird in hundert Jahren — (ein Literarhistoriker ausgenommen) die Werke eines Christian Wolf, Baumgarten, Mosheim, Morus u. s. w. lesen, während gewiß aus Göthe's Schriften Volks- und Religionslehrer, Fürsten und Gesetzgeber, ja Denker und Forscher aller Art und jedes empfindsame Herz Belehrung, Trost, Erheiterung, Ermuthigung, ja Offenbarung des Heiligsten in der Welt, Natur und Menschen schöpfen werden.

Daß nun aber die deutsche Poesie als sie eben den höchsten Aufflug nahm dergestalt herabgesetzt wurde, geschah aus der Ursache, weil die Menschen allzuhästig in ihrem Weltverbesserungstreiben den Weg nicht fanden, von der Natur aus der unbequemen Wirklichkeit zum wahren Ideal emporzuklimmen. Zwar hatte es den Anschein, als wären die Deutschen wirklich diesem Wege auf der Spur, als Basedow (erst dänischer Professor dann Gründer einer Erziehungsanstalt in Dessau,) die finstere Schulzucht, das geistlose Auswendiglernen, die schlechte Methode des lateinischen und griechischen Sprachunterrichts und den Mißbrauch desselben, indem er ohne Unterschied allen Ständen aufgedrungen wurde, den unfruchtbaren und gemüthlosen Religionsunterricht, die Unnatur der häuslichen Erziehung, mit aller Leidenschaftlichkeit seines Temperaments angriff und

es war erfreulich wieder zu sehen deutsche Knaben, gleichwie zur Zeit des Tacitus in Flüssen und Bächen baden, den größten Theil des Tages im Freien auf Feldern und in Wäldern herumjagen, Bäume erklettern, in der Schule selbst wo unter Kindern gemeiner Leute Fürstenknaben saßen und Junker und Bauersohn Lehrer und Schüler sich einander dutzten mit fröhlichem und muntern Wesen mehr spielend als sich mühend gelernt wurde, und das gelernt wurde, was man im Leben brauchen konnte. Allein die Folge lehrte, daß doch zu viel gespielt und zu wenig gelernt, zu viel geschwatzt und zu wenig gedacht und empfunden wurde, denn aus den Händen dieser neuen Lehrer (sie nannten sich Philanthropisten d. h. Menschenfreunde) gingen gar zu viel leichte und seichte, gemüth- und charakterlose Menschen hervor, die nur zu sehr dem Stifter dieser Schule glichen, in dessen gemeiner Seele kein Sinn für Poesie und Religion Raum hatte, da er diese beiden Führer zum Idealen dem Gespötte preis gab und sein eigenes Werk vernichtete. Zum Glück für die Nation haben edle Männer, wie der Fürst von Dessau selbst, Gedicke, Wolke und andere diese hingeworfenen Ideen einer bessern Erziehung im höhern Sinne aufgefaßt und in gehöriger Begränzung erfolgreicher ausgeführt. Allein durch den Aufruf: zum Nützlichen zu greifen, war der große Haufe nun einmal von der Poesie abgelenkt und mittelmäßige Köpfe, die um jeden Preis ihr Kunstwerk an den Mann bringen wollten, schlugen den Weg ein, auch die Poesie diesem Zeitgeschmacke anzupassen und so entstand die Flut von mittelmäßigen und schlechten Romanen und Schauspielen, welche Göthe's und Schiller's Meisterwerke auf geraume Zeit verdrängten. Würde und Ansehen erlangte diese Art Poesie durch das Sittliche, das wiederum bei den Meistersängern und Schlesiern den Grundstoff derselben bildete. Hatten jedoch auch in der Theologie, die unwissenschaftlichen Aufklärer, wie Bahrdt und eben derselbe Basedow, auch die Tugend an die Stelle der Religion setzen wollen. Dasselbe Bestreben zeigte der in Baiern, nach der Aufhebung der Jesuiten, von dem Ingolstädter Professor Weißhaupt gestiftete Illuminaten-Orden, der besonders in den süddeutschen katholischen Ländern Aberglauben, Vorurtheile und die noch immer heimlich

fortwirkende Kraft der Jesuiten bekämpfte, bis er, und zwar schon 1786, den Regierungen verdächtig gemacht, aufgehoben wurde.

Gründlicher, ja beinahe nach der Art der Deutschen zu gründlich, trat dagegen die Philosophie in Deutschland auf um das große Werk der Weltverbesserung zu fördern. Allein sie konnte lange nicht gegen die Theologie aufkommen, so trefflich auch Lessing vorgearbeitet, so redlich auch Mendelsohn vermittelnd einzuwirken gesucht hatte, bis außerhalb der Gränzen Deutschlands, in Coperniks und Herders Vaterlande, ein Denker sonder Gleichen sein neues Lehrgebäude aufführte. Das war Immanuel Kant, der Sohn eines Riemers, geboren 1724 dem Geburtsjahre Klopstock's zu Königsberg, von wannen er sich nie über 7 Meilen entfernte und wo er auch in hohem Alter starb. Es war dieser Mann ein wahres Muster eines deutschen Gelehrten, der von Jugend auf meist nur Büchern lebte und Alles was Alterthum, mittlere und neue Zeit gedacht und geschrieben, gelesen und solch ein treues Gedächtniß hatte, daß er nichts von dem vergessen konnte, was er je gelesen. Für Kunst und Poesie war ihm der Sinn nicht erschlossen, jene kannte er kaum aus Büchern und unter den deutschen Dichtern war ihm Haller noch in den neunziger Jahren der vorzüglichste. Mit all seinem Fleiße und seiner Gelehrsamkeit, womit er als Hauslehrer und dann Privatdocent an der Königsberger Hochschule mit dem besten Erfolge nicht nur Philosophie sondern auch andere Wissenschaften lehrte, gelang es ihm doch erst in seinem sechsundvierzigsten Jahre ordentlicher Professor zu werden und die philosophischen Werke, worin er sein System aufstellte, sind meist die Frucht seines spätern Alters. Lange blieb Deutschland unberührt von dieser neuen Philosophie, durch den Professor Reinhold, Wielands Schwiegersohn, wurde sie endlich in Jena eingeführt und verbreitet, erst aber in den neunziger Jahren und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gewann sie solchen Raum in der gelehrten Welt, daß ihr die Theologie beinahe auf allen Hochschulen den ersten Platz abtreten mußte, und so geschah es, daß die Wissenschaft von nun an wieder ausschließlich nur den Gelehrten anheimfiel, weil in der That eine alle Kräfte in Anspruch nehmende Vertiefung in die abstrakten Ideen der Philosophie und eine Vielseitigkeit der Bildung erfordert wurde

wie kein praktischen Zwecken gewidmetes Leben sie erstrecken konnte. Nun war es also wieder um die Herrschaft der Poesie geschehen und man wies sie wie zu Voß und Bürger's Zeiten nicht selten mit Geringschätzung von den Sitzen der Wissenschaft. Hat nun auch diesen Umstand nicht die Philosophie an sich verschuldet, weil es nur der Mißbrauch dieser hohen Wissenschaft und die Einseitigkeit ihrer Jünger veranlaßte; so ist von einer andern Seite der Poesie durch sie noch ein anderer Eintrag geschehen. So wenig, wie schon erwähnt, Kant selbst von dieser Kunst verstand, hatte er doch in seiner Kritik der Urtheilskraft über die Grundsätze aller schönen Künste und der Dichtung insbesondere, mehr aber über den Begriff der Schönheit selbst gehandelt und so ist es der Poesie wie der Religion ergangen, da sie, wie jene durch die Theologie, also diese durch Philosophie, um ihr eigentlichstes Leben gebracht, ja sogar verunstaltet wurde. So hat z. B. Kant nicht viel anders als die Aufklärer und die allgemeine deutsche Bibliothek, das Sittliche zum Grundsatz des Schönen erhoben, wodurch den all das zwecklose Spiel der ächten Poesie aus dem Bereiche dieser Kunst verwiesen wurde. Wir werden in den folgenden Blättern sehen, wie dann dieser Grundsatz und mancher andere, den Kant aufgestellt, der von Göthe bereits besiegten Verstandespoesie neuen Vorschub leistete und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu der neuen Romantik führte.

Romane.

Wir haben schon oben von Wielands, Heinse's und Klingers Romanen gelesen, welche nicht nur höhere Bedeutung haben sondern auch mehr oder weniger an das Poetische anstreifen. Weniger Schöpfungskraft besaß Heinrich Jacobi, der von den Bewegungen der Zeit so wie der Wissenschaft und Kunst auf das lebhafteste angeregt in zwei philosophischen Romanen Allwill und Woldemar den Versuch machte, moralische Charaktere mehr dem

Verstande als dem Gefühle der gebildeten Lesewelt darzustellen. Eine eigene Art von Romanen entstanden durch die Selbstbiographien einzelner Schriftsteller, die wie Göthe's Dichtung und Wahrheit, freilich nicht mit der Meisterschaft und mit der Verschmelzung des eigenen Lebens mit dem Leben der ganzen Zeit in der es hinfloß, Ansichten, Empfindungen und Ideen meist ohne den Reiz schöner Darstellung mittheilten. Solch ein Roman ist Anton Reiser von Philipp Moritz, der mit Göthe in Italien zusammentraf und eifriger Forscher des Alterthums in seiner Reise eines Deutschen nach Italien und in seiner Mythologie das Muster einer anmuthigen Schreibart in diesen Gegenständen wurde. Ein anderer Freund Göthes, Heinrich Jung Stilling, schrieb auch sein Jugendleben und läßt überhaupt eigene Schicksale und Empfindungen durch alle seine Romane fortspielen. Er war der Sohn eines Schneiders, überfromm erzogen und in Armuth, wurde Schulmeister, kehrte dann zu dem Handwerk seines Vaters zurück, bis er dem unwiderstehlichen Hange zu den Wissenschaften folgte und in reifern Jahren erst Medizin studierte. Wirklich brachte er es bis zum Dr. und Professor, ohne doch je die ersten Eindrücke seiner frommen Kinderjahre aufzugeben, bis er zuletzt ein Geisterseher und Verkünder des jüngsten Tages, den er jedoch selbst überlebte, geworden ist. Seine Theodora von der Linden, sein Heinrich von Fahlendorf verdienen noch immer jugendlichen Lesern empfohlen zu werden und einzelne Parthien sind mit unnachahmlicher Herzlichkeit ja Kindlichkeit geschrieben. Indeß war doch schon ein Theil des Lesepublikums durch die Starkgeisterei der siebziger Jahre über die Zeit hinausgehoben, wo dergleichen gar zu einfache Kost genügte; der humoristische Roman, durch die Britten besonders Sterne nach Deutschland verpflanzt, sollte auch diese Art Leser befriedigen. Da nun der Humor auch nichts anders ist, als Darstellung des Dichters mit allen seinen Eigenheiten, so sind diese humoristischen Romane meist auch nichts anders als durch Dichtung mannigfach variirte Selbstbiographien. Es kommt nur immer darauf an, ob der Dichter selbst geistigen Werth in seiner Persönlichkeit enthalte, wenn dann die Phantasie einiges poetische Beiwerk zu schaffen im Stande ist, so vergibt man

dem Verfasser gerne den Mangel an Inhalt. Einer der ersten Humoristen war wohl der Göttinger Professor Christoph Lichtenberg, ein äußerst scharfsinniger und satyrischer Kopf. Er wollte eine Satyre gegen die Empfindsamkeit und die Kraftgenies schreiben und in einem humoristischen Romane die Thorheiten des Zeitalters geißeln; doch in seiner menschenfeindlichen Stimmung fand er es bald nicht der Mühe werth sich unter die deutschen Schriftsteller zu mengen. Außer einigen kleinen Schriften besitzen wir von ihm nur die Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, welche ein Schatz von Witz und Laune und ein bei weitem noch nicht ausgeschöpfter Quell für Lustspiele und komische Romane ist. Poetisch war er aber so wenig als Jacobi und Stilling. Dieses Verdienst darf man einem andern Humoristen nicht so ganz absprechen, als gewöhnlich geschieht; mir meinen Gottlieb Hippel, den Verfasser der Lebensläufe der Kreuz- und Querzüge, des Buchs über die Ehe und der Handzeichnungen. Die Lebensläufe sind allerdings eine Art von Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, worin in dem wunderlichsten Styl ächter und unächter Witz, Liederverse und Bibelstellen, blendende Gegensätze und ein oft ermüdender Schwall wissenschaftlichen Stoffes ohne Wahl und Kunst zusammengewürfelt sind und wirkliche Charaktere in niederländischer Manier bis zum Platten ausgemalt erscheinen; doch das bittersüße Lächeln unter Thränen, das in den Freuden der ersten Liebe und auf dem Grabe Minchens bis zur Vermählung mit Lottchen und den frühzeitigen Tod des geliebten Kindes fort mitten durch die Ideensprünge und langen Abschweifungen seiner Lieblingsgedanken dauert, hat doch viel Wahrheit und wer ein Mädchen schildern kann, wie Minchen, das süße liebe Naturkind mit der Engelsunschuld und der Engelsliebe und der frommen Seele geschildert ist, war doch ein Dichter. Eine allerliebste Zugabe sind die lettischen Lieder in Prosa nachgebildet (2 Theil, Beilage A) wovon wir zwei, da das Buch nicht viel gelesen wird, hersetzen.

1.

Tanne, warum so stolz unter deines Gleichen? Warum Meuterei wider die königliche Familie der Eichen? Ich, ein Landmann, aus Nor-

den gebärtig, wie du, finde keine Hoheit an dir vom Fuß bis zum Scheitel. Wenn sanfte Winde dich, und alles, was um dich ist, mit einer verstehbaren Sprache beleben, rausche mir zu, was dein Vorzug ist, damit ich's durch den Wiederhall deiner Nachbarn, wer sie auch sind, verkündige, auf daß sie dich ehren, wie die königliche Eiche geehrt wird, und, wenn du es verdienst, noch mehr. Sieh an die majestätische, dreihundertjährige Eiche, die die Geschichte des ganzen Waldes weiß, da steht sie, unerschüttert, trotzt den Stürmen aller Weltgegenden, trotzt allem, nur Gottes Donner nicht; wenn du dich vor jedem Winde bückest und windest, kriechst, und wie ein Hofmann, schmeichelst, damit jeder Wind dich nicht aushebe und deine Wurzel aufdecke allen, die vorüber gehn. Grün bist du im Winter, wenn die Eiche von ihrem königlichen Schmucke entkleidet, nach Art wahrer Größe sich nichts vor ihren Unterthanen herausnimmt. Ist aber das Kleid wahre Hochzeit? Wo ist dein Werth wenn auf einem einzigen Eichenblatte sich ganze Geschlechter niederlassen, und du Nadeln statt Blätter zählest? Sieh nicht verächtlich, Tanne, auf die tief unten grünende Waldblume, die, wenn sie im Frühling aufgeht und rings umher im nakten Walde alles öde und leer findet, sich erst im Tau badet, um desto heller und klarer zu dir hinaufzublicken und das erste Baumgrün zu sehen. Neige dich zu dieser aufgehenden Waldblume, Tanne, die du dich vor jedem nur rauschenden Winde so tief beugest; blick her auf die Eiche, die keinen Unterthan, der zu ihr flieht, Schutz und Schirm versagt und, wenn der in die Höhe strebende Baum von Buben gebrochen wird und sich zu ihr wendet, und ihm einen Ast reichet, damit er den Streich verwachse, den der Bube an ihm vollführte.

2.

Schmetterling, Schmetterling, setz dich! — Sieh den Sperling, der auf dich lauert und seinen Schnabel wetzet, um dich als einen Braten zu essen und Salat von dem Blättchen, wo du sitzest, dazu zu picken. Schmetterling, Schmetterling, setz dich! Ich will dir nicht einen Flügel ausreißen, oder einen Fuß, oder dich ängstigen, Närrchen. Nein, du bist klein, wie ich. Gerg, mein größerer Bruder, fängt sich größere Vögel, und er geht nicht mit ihnen um, wie ich mit dir umgehen werde. — Weißt du, was ich will? Ich will dich ein wenig ansehen, schönes Jüngferchen — nicht lange! — Ich weiß du lebst nur kurz, armes Vögelchen; künftigen Sommer bist du nicht mehr, und ich bin schon sieben Sommer alt. — Ich will dich nicht vom Leben aufhalten, armes Vögelchen; aber besehen will ich dich; dein niedliches Köpfchen und dein schlankes Leibchen und deine spitzen Flügelchen, das will ich besehen, und, damit du keine Zeit verlierst, werd' ich dir ein Blättchen vorhalten, damit du während der Zeit essen kannst; Schmetterling, setz dich! Närrchen, ich mein es gut mit dir. Schmetterling, Schmetterling, setz dich! —

Weniger poetisch, beinahe grillenhafte nicht launige Darstellung ist in den Kreuz- und Querzügen des Ritters A — Z, nur mehr in einzelnen Kernsprüchen und Blitzgedanken schön. Desto humoristischer ist das Buch über die Ehe gehalten und aber lyrisch sind einzelne Stücke aus den Handzeichnungen*), wo er in einsamen Stunden die Natur belauschend bald an Bäume und Blumen, bald an Vogelsang und Wasserrauschen, an Donner und Regen seine Empfindungen anknüpft und wieder wie in den Lebensläufen grünende Herrnhuter Gräber in den Garten seiner elegischen Muse anlegt, und über Alles Gott, den Hausvater der Menschen, lobt und preist. Auch Kirchenlieder und Lustspiele hat er geschrieben, sind ihm aber nicht gelungen; zur schönen Form konnte er es mit dem schönen Stoffe seines Gemüths nicht bringen. Seine Lebensgeschichte und Nachrichten seiner Freunde geben uns den Schlüssel zum Verständniß der dunkeln Beziehungen und Andeutungen, entwerfen uns jedoch zugleich das Bild eines zwar thatkräftigen und rastlosen, aber auch selbstsüchtigen und ehrgeizigen Mannes, der mit dem Helden der Lebensläufe nicht übereinkommt. Allein diesen Dienst der Lieblosigkeit hat der Mann nicht verdient und man sollte wohl bedenken, was er wohl, bis er als der Sohn eines armen Landschulmeisters zum Königsberger Bürgermeister und Criminalrath emporgestiegen, mußte getragen und gelitten haben: das macht verschlossen und bei alldem war er wohlthätig und wirkte auf das Gemeinwesen segensreich ein.

Zu bemerken ist noch, daß Hippel ein Freund und eifriger Schüler Kants war, wie denn vorzüglich in seinen Lebensläufen der Kern kantischer Philosophie klar und faßlich niedergelegt ist, so daß dieses Buch gewiß zur Verbreitung derselben viel beigetragen hat.

Mehr Phantasie und poetischen Reiz der Darstellung entwickelte der schon erwähnte Musäus in seinen Romanen. Von seinem Grandison ist schon gesprochen worden, weniger gelungen sind seine physiognomischen Reisen, worin er Lavater's Lehre, die Menschen aus der Physiognomie zu erkennen lächerlich machen

*) Mehreres darüber im Weihgeschenk. S. 236.

wollte. Die Satyre war aber nicht des gutmüthigen Mannes Sache doch mit liebenswürdiger Redseligkeit und vieler Anmuth erzählt er die alten deutschen Volksmärchen und führte also gleich Wieland in die alte romantische Zeit zurück, wo noch Poesie alles Leben des Volkes durchdrang. Der stille freundliche Mann lebte in dürftigen Umständen, er war Rektor zu Weimar, ohne jedoch von seinem Hofe gleich den übrigen Dichtern daselbst unter denen manche weit geringeres Talent besaßen als er, besonders beachtet zu werden und so mußte er für Geld schreiben und gerade so schlecht schreiben als es die damalige Zeit eben haben wollte. Sein Zögling Kotzebue hat in Wielands Merkur das Leben dieses anspruchlosen Mannes auf's treuste und liebevollste bekannt gemacht. Franz Horn sagt von ihm in seinem Buche über Poesie und Beredsamkeit der Deutschen: „Wer wie er, bei sehr schmalem Gehalt den Tag hindurch Schule halten muß (ein sehr edles, aber höchst angreifendes Geschäft, das stets den ganzen Mann fordert) nur die Nächte für schriftstellerische Thätigkeit benutzen darf und dennoch dabei in ungestörter harmloser Thätigkeit bis an's Ende zu walten versteht, des innerer Kern muß wohl von einer ganz besondern Gesundheit und Thätigkeit gewesen sein, die sich doppelt schön darstellt, da sie stets mit reiner Herzensfreudigkeit vereint war."

Auf diesem Wege fuhr auch Bernhard Wächter fort der Nation unter dem Namen Veit Weber die Sagen der Vorzeit und das Ritterleben vorzuführen. Noch besser gelang dieses der liebenswürdigen Benedikte Naubert. Sie war die Tochter des Professors der Medicin Hebenstreit zu Leipzig und daselbst 1756 geboren; ein gelehrter Stiefbruder bildete sie nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, so daß sie sich wirklich gründliche Kenntnisse in der Geschichte und den neuern Sprachen erwarb, ohne sich jedoch als Hausfrau, Mutter und Gattin, (sie war zweimal verheirathet) dem weiblichen Wirkungskreise zu entfremden; ja sie behandelte Wissenschaft und Poesie so sehr als Nebensache, daß lange Zeit Niemand nicht einmal ihr Gatte das Geheimniß ihrer Schriftstellerei wußte. Und doch schrieb sie mehr als fünfzig Romane, unter welchen die neuen Volksmärchen der Deutschen, auch unter dem Titel Wallfahrten und Erzählungen der Pil-

ger sogar über den genialen Musäus den Preis davon getragen. Mit einer ächt weiblichen Feinheit hat diese seltene Frau Züge in den entferntesten Zelten entdeckt und beobachtet, die den meisten Dichtern dieser Gattung entgangen sind und dabei zeigt sie so eine schöpferische Phantasie, eine Wahrheit der Charakterzeichnung und eine Reinheit der Sprache und des Ausdrucks, wie zu ihrer Zeit nur wenigen Männern eigen ist.

Weniger Anspruch auf poetisches Verdienst haben Gottlob Kramer, Heinrich Spieß, Gottlob Meister, August Vulpius, Friedrich Schlenkert und andere Romanschreiber, welchen es nur zu thun war, das Lesepublikum zu befriedigen, wo sie denn eine Unzahl von Büchern in die Welt sandten und so ihr Talent zur Fabrikarbeit mißbrauchten; denn bald ist es eine affektirte Kraftsprache und die rohe Derbheit des Ritterthums bis zur Karrikatur, ohne Natur und Wahrheit copirt; bald sind es Räubergeschichten eine wahre Galgenliteratur die durch den berüchtigten Rinaldo Rinaldini hervorgerufen wurden; bald empfindsame Familienromane wo es auf Thränen und Rührung abgesehen ist und die Empfindungen bis zur Krampfhaftigkeit gesteigert werden. Noch ist ein Mann zu erwähnen, der wenn er weniger geschrieben hätte, durch seine ersten Romane sich einen ehrenvolleren Platz in der deutschen Literatur erworben hätte; dies ist August Lafontaine der Sohn eines Malers geb. 1758 zu Braunschweig. Er war preußischer Feldprediger und machte die Feldzüge im französischen Kriege bis zum Basler Frieden mit; legte dann sein Amt nieder und lebte, vom König mit einem Canonicate beschenkt, in seinem Garten bei Halle, wo er im Jahre 1831 auch starb. Er war ein Mann von vieler Gelehrsamkeit, Menschenkenntniß und geselliger Bildung; doch Mangel an Phantasie und poetischem Talente nöthigten ihn, sich in seinen Romanen immer zu wiederholen, so daß seine Charaktere stehend geworden, wie die Rollen in der italienischen Pantomime: bedenkliche Minister, gemüthliche Landprediger, rauhe aber redliche Schiffskapitaine, barsche Husarenobristen und meist ganz schlechte Subjecte von Kammerjunkern. So geschah es, daß dieser Mann, dessen erste Romane der edlen Gesinnung, anmuthigen Schreibart und munteren Laune wegen allgemein willkommen waren und die

Ritter=Räuber= und Gespenstergeschichten verdrängten, am Ende sich aber überlebten und zuletzt ganz vergessen wurden.

Während die alten bessern Dichter und Romanschreiber entweder gestorben oder verstummt waren, selbst Wieland nicht mehr viel in dieser Gattung schrieb und das mittlere Lesepublikum sich mit der Marktwaare, die auf jeder Leipziger Messe in Fülle geboten wurde, begnügte, that sich Johann Paul Richter (Jean Paul) hervor, um die höhern und gebildeten Stände, die leider auch lieber Romane als lyrische, epische und dramatische Poesie lasen, zu befriedigen. Er war 1763 zu Wunsiedel geboren, der Sohn eines Schullehrers und Organisten der sich später zum Prediger emporschwang. Eine kümmerliche Jugend und noch mehr verkümmert durch die damals unter Jünglingen herrschende Lesewuth, die ihn ganze Tage und Nächte lang in der Stube eingepferchte hielt, seinen Geist mit einem Wust von Kenntnissen anfüllte, erstickten beinahe die Schöpfungskraft dieses sonderbaren Mannes, dessen Genie unter andern Verhältnissen das Höchste in der Poesie erstrebt hätte. So haben wir von ihm nur jene form= und reizlosen Gemälde, worin wie in den Schriften aller Dichter dieser Zeit das Ideal gegen die Wirklichkeit ankämpft. Weil er die Welt mehr aus Büchern und seiner Phantasie als aus eigener Anschauung kannte, ist er eben selbst ganz idealistisch; was ihm seine Phantasie vorspiegelte trug er in die Wirklichkeit hinein, meinte die Ideale, die er sich schuf im Leben zu finden und stellte solche Ideale auch in seinen Romanen dar. Zugleich war ihm der Humor angeboren und diese Eigenheit bildet eben den Gegensatz zu seiner idealen Richtung; denn beständig, wenn er in höhern Regionen schwebte, trat die nakte Wirklichkeit, die Körperwelt in das Geisterreich, was er selbst am besten also geschildert: „Ich konnte nie mehr, als drei Wege glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste der in die Höhe geht, ist: so weit über die Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist — gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da sich schon einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem

warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Staugen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln."

Das letztere that Richter nun auch bis zum Uebermaaß, es sind nicht wie bei Hippel und andern Humoristen nur Sprünge vom Wirklichen zum Idealen, es ist Sternenflug mit dem er gewaltig von der Erde zum Himmel und wieder zurück zur Erde herab schießt. Der Schauplatz ist gewöhnlich das kleine, häusliche Stillleben und die Personen die sich darin bewegen wieder Gestalten aus der wirklichen, modernen Welt, Schulmeister, Armenadvocaten, Friseur's und Buchbinder, Studenten in ihren Flegeljahren, Aerzte und Apotheker, sterbende Jünglinge, halb Werther halb Woldemar, zuweilen auch aus höhern Standen: Loro's, Fürsten und ihr Hof, Frauen und Mädchen aus allen Ständen, bald im Verklärungsschein, bald wieder bis auf's Kleinste wie im niederländischen Genrebild ausgemalt. Aber die Gesinnungen und Empfindungen dieser modernen Menschen sind nichts weniger als modern, sind ganz romantisch, Nachklänge aus dem Mittelalter, wo das Leben noch poetisch war, und ein Dichter von Geist und Gewandtheit hätte leichtes Spiel uns auf der Grundlage seiner Romane das ganze Mittelalter zu schildern, wenn er seine Seelen mit mittelalterlichen Leibern und Trachten, in Situationen und Verhältnissen aus jener Zeit schilderte. So hat er denn gerade das Gegentheil gethan, was Wieland, der seinen griechischen und mittelalterlichen Personen moderne Gefühle gab. Richter'n ist es jedoch wiederfahren, daß er sich durch die Bekanntschaft mit der Verstiegenheit der neueren Sentimentalität auch selbst zur Uebertreibung seiner Romantik verleiten ließ; nur daß der Humor immer wieder das Maaß herstellte. Wo ihm dies gelingt wie z. B. in den Flegeljahren, wo er weint und lacht und beinahe zu gleicher Zeit Beides, Ideelles und Wirkliches darstellt, ohne jedoch Eins durchs Andere, wie es der frivole oder finstere Humor thut, zu vernichten, da ist er höchst anziehend. Allein nicht immer gelingt ihm das, meist verleitet ihn schon die Wahl des Stoffes und das Bestreben satyrisch zu sein und den eng

lischen Mustern besonders Swift es gleich zu machen, zu Uebertreibungen, Affektationen und Witzelei, die seine Dichtungen, die noch obendrein mit einem Wust gelehrter Kenntnisse und technischer Ausdrücke aller Art beladen sind, oft ungenießbar machen. Dazu kommt noch sein wunderlicher Styl, der allen Regeln einer fließenden, faßlichen und runden Schreibart spottend in langgestreckten Perioden über unmäßige Parenthesen und Zwischensätze hinstolpert, so daß man Wörterbücher anfangs schreiben mußte, um ihn zu verstehen und es scheint als ob er selbst das Vorlesen darum nicht habe leiden können, weil man seine Schriften nur mit Mühe gut und geläufig lesen kann.*) Manche Leserin nahm es wohl nicht so genau, indem sie für sich schnell fortlas, alle dunkeln und hemmenden Einschiebsel überspringend, nur die Helden von einer Situation zur andern verfolgte und nur bei einzelnen Kraftstellen, überraschenden Gegensätzen und Gleichnissen und wo das Herz plötzlich gepreßt nur durch Thränen erleichtert wird, stille stand und in süßer Qual befangen verweilte. Doch wir wollen das Leben dieses lieben Schwärmer's (G e r v i n u s nennt ihn einen „excentrisch originellen Autor") nach seinen verschiedenen Perioden verfolgen, um so seine Werke sowohl, als ihn näher kennen zu lernen.

Als er nach seines Vaters Tode in die hilfloseste Lage gerieth, verließ er Leipzig, wo er eben Theologie studierte mit einem Ingrimm gegen Welt und Menschheit, der wohl Jünglinge befällt, die sich in ihre Zustände nicht schicken wollen und eine große Meinung von ihren Talenten haben, so daß sie meinen, sie müßten die Menschen hassen, von denen sie nicht anerkannt würden. In engem Stübchen bei seiner armen Mutter, die ihr karges Bischen Brod mit ihm theilte und noch obendrein zwei andere Söhne zu beweinen hatte, deren Einer sich ertränkte um nicht ihr Elend zu mehren, der Andere in Lüderlichkeit unterging, schrieb er nun bittere Satyren für die er dann nur mit vieler Mühe Verleger fand. Daß waren die g r ö n l ä n d i s c h e n P r o z e s s e welche 1783 und die A u s w a h l a u s d e s T e u f e l s P a p i e r e n, welche erst 1789

*) Gervinus meint, das beste Mittel R i c h t e r ' s Leserinnen zu heilen wäre, daß man sie ersuchte, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzulesen und möglichst zu erklären.

herauskamen. Allein beide Schriften wurden kalt aufgenommen; jungen Leuten war es zu geistig, den Leserinnen zu ungeschmeidig ja verletzend, besonders in den grönländischen Prozessen, wo er gegen das weibliche Geschlecht loszieht, das er noch nicht kannte. Reifern Lesern und Gelehrten mußte die Formlosigkeit und diese „Wildniß von Gedanken" mißfallen und überdies sagte er ja nichts Neues, es waren nur Wiederholungen dessen, was er bei andern Satyrikern besonders bei Swift und Hippel gelesen, nur daß er es mit andern Worten, und meist dunkler und verworrener sagte. Die Noth, weil er doch leben wollte und als Schriftsteller leben, d. h. sich keinem Amte unterziehen wollte, zwang ihn auf eine andere Form zu denken und er schrieb Romane. Leider hatte er nicht, wie die großen Genien dieser Zeit gethan, bei den alten Griechen gelernt; er verwarf sie in seiner Jugend, und meinte, man könne aus der neuern Literatur dieselbe gesunde Nahrung schöpfen, als sie bieten und in der orientalischen noch bessere. Er änderte zwar später diese Ansicht und in seiner Aesthetik ist er ein glühender Lobredner der Griechen; allein des wohlthätigen Einflusses auf seine eigene Bildung hatte er sich doch beraubt und wir erleben bei ihm nicht das freudige Wachsthum von Jahr zu Jahr, wie bei Göthe, Schiller, Wieland, Herder u. a., er bleibt in seiner Weise und seiner Manier die er als neunzehnjähriger Jüngling eingeschlagen, man könnte sagen ein geniales Kind, so lang er lebte. Und darum ist er auch in seinen Dichtungen nie plastisch, immer nur musikalischer Wiederklang seines Herzens, und selbstgefällige Uebertreibung seines gesuchten Witzes. Sein erster Roman war die unsichtbare Loge, welchen er aber nicht vollendete; besser gelang ihm der Schulmeister Wuz, denn das war seine Sphäre, worin er einheimisch sich bewegte, das idyllische Klein- und Stillleben, nur in so fern weniger poetisch, weil solche Idyllen statt der freien Thäler und Berge, Wiesen und Felder, uns in dumpfe Studier- oder Arbeitsstuben und dürftige Zustände, mit den treuesten Farben der Wirklichkeit ausgemalt, führen. Allein es ist dies Stillleben sein Element und darum „heimelte" Wuz und dann später Quintus Fixlein, und Blüten-Frucht- und Dornstücke, und selbst Doktor Katzenberg so sehr die deutschen Leser an, es

sind Elegien über die Armseligkeit unsers Mittelstandes im achtzehnten Jahrhundert, wo Männer mit Hermannsseelen, wenn sie nicht kriechen gelernt, hungern und darben mußten im gesegneten Vaterlande. Hätte nur die Richter'sche Muse nicht so viel Weichliches und Erschlaffendes, solche Jeremiaden hätten das deutsche Selbstgefühl aufstacheln sollen und zuweilen scheint es wirklich rege zu sein im Dichter. Im Hesperus und Titan wollte er sich aber in höhere Regionen wagen und Fürsten und vornehme Leute aller Art auftreten lassen; da gab's denn rechte Romane, mit allen Unwahrscheinlichkeiten, Uebertreibungen und Abenteuern. Beide Romane sind einander so ähnlich, daß beinahe alle Charaktere des erstern im andern variirt und mit andern Namen wiederkehren. Im Titan wollte der Dichter die ganze Fülle seines Genies ausschütten, und sich aus der Gattung der Romanschreiber zu den Epikern erheben. Allein je mehr Anstrengung sichtbar ist, desto mehr wird unter der Feder Alles zum bloßen Roman, und des Ueberschwenglichen wird so viel geboten, daß der Leser Herz wahrhaft auf der Folter ist und das Didaktische (Spener) ist hier beinahe noch langweiliger als im Hesperus (Emanuel). Uebrigens hatte der seltsame Dichter doch sein Publikum gefunden, wenn die ossianische Empfindelei mit der orientalischen Glut durchdrungen, die zarten Seelen ergriff, so bemeisterte sich der unermüdlich springende, sich selbst überstürzende Humor der starken Geister und die reine, hohe, würdige Gesinnung gewann ihm sogar die Herzen der edlen Weimarer Frauen, unter denen die Gattin Herder's die erste war, die Richter'n erkannt hatte. Sein Ruf war bald in allen deutschen Landen verbreitet und seine Umstände durch reichliche Honorare ungemein verbessert. Im Jahre 1796 verließ er seinen Fichtelwald und machte eine Reise nach Sachsen, und nach Weimar, wo er die freundlichste Aufnahme fand. In den Jahren 1800 und 1801 hielt er sich längere Zeit in Berlin auf, wo er sich auch mit der Tochter des Medicinalrathes Mayer vermählte. Von nun an beginnt seine zweite Periode, in welcher sein Gemüth sich allmählig beruhigte und er seinem Natureil folgend, sich nicht weiter in überirdischen und hohen Regionen, sondern in der stillern Idyllenwelt des deutschen Kleinlebens erging. Eine Frucht dieser gemäßigten

Stimmung sind die Flegeljahre, von denen der strenge Gervinus also urtheilt: „Die Flegeljahre, die unmittelbar auf den Titan folgten (1801) sind noch mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen Auswüchsen und Schwarzsternen" rein von den sonst so ungeschickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in so vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt möglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean Pauls Doppelgesicht am schönsten getheilt; der Eine, das rührendste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel naiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten dieser Art, z. B. in der Loge; der Andere, dessen vagabundische Natur eine vortreffliche Figur in einem picarischen Romane abgab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zustutzen hilft, ist ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das dunkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu belauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen Jahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der Seele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen Periode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre von Heimath, vom Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit und Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, die schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulichkeit und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum eines Tages dieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften Empfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dieß Alles ist von Niemandem und nirgends so geleistet worden, wie hier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu dem enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale dem Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer nach dem Feste der süßesten Brode das verschimmelte aus dem Brodschrank verschneidet, das Alles ist vortrefflich und das Auge, das hier Jean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr werth als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, in die Geisterwelt und über die Sterne."

Nach einem kurzen Zwischenraum erschienen noch einige Romane: des Feldpredigers Schmelzle Reise, Doctors Katzenbergs Badereise, Fibels Leben u. a. m., allein mit

sichtbarer Ermattung geschrieben; Richter hatte in dieser Zeit des erniedrigten Vaterlandes, von 1806 bis 1813 theils auf das Politische sein Auge gewendet, theils wissenschaftliche Werke unternommen. Sein Freiheitsbüchlein, seine Friedenspredigt und seine Dämmerungen sind Urkunden seiner deutschen und freien Gesinnung in einer unfreien und undeutschen Zeit. Die Frucht seiner wissenschaftlichen Arbeiten ist die Vorschule zur Aesthetik und die Levana oder über Erziehung. Sonderbar ist es allerdings diese Wissenschaften in solch einem buntscheckigen Kleide zu sehen, und Gervinus hat wohl einerseits Recht vor diesen Schriften zu warnen, insofern es in denselben an festen Grundsätzen, an Einheit, Vollständigkeit und Uebereinstimmung fehlt, insofern darin weit öfter geträumt und phantasirt, als gedacht und gelehrt, mehr angedeutet als ausgeführt, mehr das Einzelne als Allgemeine berücksichtigt wird, so daß diejenigen, welche beim Dichten und Erziehen diesen Ansichten folgen wollten, in manches Irrsal gerathen dürften. Haben aber diese Werke auch keine wissenschaftliche Form, so enthalten sie doch so viel Geist, daß es der Mühe werth wäre ihre Lektüre wissenschaftlich mit der Jugend zu treiben; bieten sie ja doch im Allgemeinen freie, neue, ja große Ansichten, und im Einzelnen gehört allerdings Manches zu den Quellen menschlicher Weisheit. Würde z. B. das Buch von der Erziehung, in Seminarien statarisch gelesen, und wohl auch wo nöthig berichtigt und erläutert, nicht noch manches Eis des Pedantismus und der gelehrten Einseitigkeit zu schmelzen im Stande sein? Würden Vorlesungen über die Levana im Kreise gebildeter Väter und Mütter nicht manche Keime des Wahren und Guten wecken und reifen? Die Aesthetik vollends, wer kann ihr ihre großen Vorzüge absprechen? Wer sollte besser als ein Dichter von der Schönheit im Allgemeinen und von der Poesie insbesondere zu sprechen wissen? Reiht sich Richter nicht an ähnliche Schriften Herder's, Göthe's und Schiller's? Ist er nicht zur Ergänzung derselben durch seine trefflichen Ansichten über den Humor und das Komische Dichtern und Aesthetikern unentbehrlich geworden?

Ungereimt ist es aber von der andern Seite Richtern als Dichter mit Göthe zu vergleichen und diesen auf Kosten jenes

herabzusetzen; Börne und Menzel die das gethan waren wohl befangen von der Leidenschaft ihrer Zeit, wo Göthe als Meister über alle übrigen Dichter erhoben und Richtern von einer Schule alle Verdienste abgesprochen wurden. Göthe war davon am wenigsten Schuld, denn daß in den Xenien auch Richters Schriften hart mitgenommen worden, gilt mehr der ganzen Gattung humoristischer Romane, die wie Pilze aus der Erde wuchsen und alles Erdreich der Poesie zu überwuchern begannen. Im Ganzen hatte er von Richter eine hohe Meinung und wir führen als Beleg nur ein Urtheil desselben über die Levana an. „Gar sehr erfreut mich", so schreibt er an Knebel, „ein Aufsatz des Morgenblattes, ausgezogen aus der Levana von J. Paul. Eine unglaubliche Reife ist darin zu bewundern. Hier erscheinen seine höchsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung; große, richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen, und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig und das Alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen Blättern zu sagen und erwarte die Levana mit Verlangen." Und wie ehrend erwähnt Göthe seiner in seinen Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des westöstlichen Divans S. 113, wo er ihn, was auch Herder gethan, mit den Dichtern des Orients vergleicht. „Wie jene," sagt er," in einer frischen und einfachen Region gebahren, thut er ein Gleiches in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten und vertrakten Welt, thut es mit demselben verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden Sinne jener Sänger Persien's und Arabien's." Selbst, daß er in Prosa schrieb entschuldigt er als ein Wagniß, bei dem es lediglich auf das Individuum ankomme, daß der Mangel an poetischer Form nichts Unschickliches zeige. „Ist es" fährt er fort „ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; Alles ist erlaubt und willkommen; man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit; unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unsern Schwächen und festiget unsere Stärken. Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunder-

lich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freut sich in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden." Ist er denn nun aber ein Orientale, so ist er kein in dunkler Nacht des Mysticismus verrammter Schwärmer, noch weniger ein kriechender und allgewärtiger Hofsänger; frei und kühn schaut er herum in Kirche und Staat und Aberglaube ist ihm so verhaßt als Knechtschaft. Allein so haben ihn Wenige aufgefaßt; die weltstürmende Jugend hat sich lieber an das Ausschweifende seines Orientalismus gehalten und Gervinus bemerkt recht gut, wie Richter selbst in der Person Roquairol's (im Titan) diese Nachkommenschaft seines Genius schildere. „Jean Paul hat", sagt er, „im Roquairol viel nachdrücklicher, als mit jenen einzelnen Worten ein abschreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm nicht etwa im Leben begegnen sollten, in unserer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unserer Jugend diesen meisterhaft umschriebenen Charakter eher bewundern, als verabscheuen. Wir wollen die treffendsten Züge hersetzen, in denen sich unsere Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, schon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht lesen, aufmerksam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus eben diesem Gebiete davon trug. Der Dichter charakterisirt dieses lüderliche Genie das sich gegen das Conduitenwesen der steifen Philisterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts: Verwöhnt und überreizt mit Genüssen und Kenntnissen in der Jugend, von überreizter Phantasie, war er frühe ein Abgebrannter des Lebens voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerspruch. Wahrheiten und Empfindungen anticipirte er! Alle Zustände der Menschheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundschaft durchging er früher im Gedichte als im Leben, früher in der Sommerseite der Poesie, als in der Wetterseite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er stürzte sich in böse Zerstreuungen, und stellte dann alles poetisch dar, was er bereute oder segnete; jede Darstellung hölte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligsten Empfindungen nicht lassen, aber sie waren Schwelgereien und Stärkungsmittel für ihn: grade von der Höhe

lief der Weg zu den Sümpfen abschüssiger. Er liebte nicht, aber er glaubte es; war bald Schwärmer bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm schnell wechselnd, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in Sünde und Moder, um sich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden. Aeußere Verhältnisse hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Offizier= (Schreiber) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und kecker aus. Ein Herz war in ihm, dessen Gefühl mehr lyrisches Gedicht als wahres Dichterwesen ist, nicht fähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung ausartete und diese wieder zu jener; mit ruchloser Kraft vermögend Alles zu wagen und zu opfern, was der Mensch achtet, in seinen Entschlüssen verzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend, aber doch nur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinsten Moralität beraubt, und mitten im Brausen der Leidenschaft stehend im hellsten Lichte der Besonnenheit. Solche Naturen wollen die Verehrung der Menschheit durch Treue gegen Einen vergüten. Sie sympathisiren mit den tragischen Gewitterwolken in Shakespeare, Göthe, Klinger, Schiller („Jean Paul" setzt Gervinus hinzu). Glaubst du, sagt Roquairol selbst, daß die Roman= und Tragödienschreiber, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Menschheit tausendmal nachgeäfft haben, anders sind als ich? — Dies ist in der That ein schreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müssen, wenn sie allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle unserer Bildung ausmacht. Und wie wenig die Wirkungen übertrieben sind, zeigen uns die Scenen aus dem Innern des Familienlebens in Frankreich, die wir schaudernd erleben, eben so gut, wie uns der dortige und der hiesige Zustand der belletristischen Literatur der Verzweiflung, wie sie Göthe vortrefflich benannte, beweisen kann, daß auch die Ursache eines solchen Wüstlingslebens der Verzweiflung eben so schlagend auf diese zurückgeleitet ist."

Das Drama.

War durch den Roman, dieses Mittelding von Poesie und Prosa, wieder der Fortschritt zum Bessern und Besten aufgehalten, so geschah dies noch mehr durch das Drama, eine Gattung, nach welcher die Zeitgenossen eben so dringend verlangten wie einst die alten Griechen nach dem Epos. Göthe und Schiller hatten also durch ihre Bühnenwerke das Gemäße getroffen und in ihren Händen lag es, das deusche Volk zur Poesie zu führen. Der Anfang war auch schön gemacht: Götz, Clavigo, Stella, die Geschwister, die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos wurden bei vollen Häusern gegeben; doch für Iphigenie und Tasso und die poetischen Lustspiele Göthe's war das große Publikum noch nicht reif, auch reichte der Vorrath guter Dramen bei weitem noch nicht zu. Hätten sich diese beiden Männer herbeigelassen mehr zu schreiben, Brücken zu bauen von der leichten Waare der vorhandenen Theaterstücke bis zu ihren tiefer eingehenden und im hohen Style angelegten Meisterwerken, es konnte nicht fehlen, eine Zeit wäre in Deutschland aufgetaucht, wie sie einst in Athen geblüht. Allein Göthe, aus Italien zurückgekehrt, verstimmt über die Nation, die ihm wieder untreu geworden, statt Poesie nur Spektakel oder Rührung auf den Brettern begehrte, von der andern Seite durch den Ausbruch der französischen Revolution in seiner beschaulichen Lebensweise gestört, gönnte sich kaum Zeit das Fertige, Gefeilte herauszugeben und zog sich dann auf eine Zeit lang beinahe ganz vom Parnasse zurück, um die in Italien begonnenen Betrachtungen der Natur fortzusetzen. Schiller, nun Professor der Geschichte und neben diesem Studium auf die Philosophie hingelenkt, ergab sich wissenschaftlichen Forschungen und hörte auch auf zu dichten, weil er eben angefangen seine Jugendarbeiten mit Göthe und den Griechen zu vergleichen, was ihn mit seiner Weise unzufrieden machen mußte. Da geschah es denn, daß mehrere gleichzeitige Schriftsteller mit und ohne Talent, leider Keiner von wahrhaft schöpferischem Genie, sich der verlassenen Stelle auf dem deutschen Theater bemeisterten und der schaulustigen Menge eine Unzahl leichter, für den Augenblick gefälliger, ansprechender und unterhal-

tender Dramen lieferten. Das Mangelhafte derselben entging selbst dem schärfern Auge der Kritiker, da die Schauspielkunst in dieser Zeit schon große Fortschritte gemacht hatte, und neben den wandernden Truppen auch in den Hauptstädten, Hamburg, Wien, Mannheim, Gotha, Weimar, Berlin und andern Orten stehende Theater errichtet wurden. Da waren es vorzüglich drei große Schauspieler, die dieser Kunst ihr ganzes Leben und die edelsten Kräfte widmeten und treffliche Schüler bildeten. Eckhof, Schröder und Iffland. Eckhof der Vater deutscher Schauspielkunst, spielte anfangs unter wandernden Truppen, bis er, von dem kunstliebenden Herzog von Gotha gewonnen, das Theater von Gotha zu einer Musterschule erhob. Der Dichter Gotter lebte daselbst und vereinigte sich mit ihm das deutsche Theater zu heben, indem er französische Dramen (worunter auch Opern), übersetzte oder auch nachbildete; sein Lustspiel „die Erbschleicher" wird noch in unsern Tagen aufgeführt. Was die Zeitgenossen von Eckhof's Spiel erzählen, ist erstaunlich; wie er selbst einen unvortheilhaften Körperbau durch die stille Gewalt und den Wohllaut seines Vortrags vergessen machte und mit einer unnachahmlichen Wahrheit die ungünstigsten und verschiedenartigsten Rollen, Könige und Bauern, Helden und Spaßmacher mit gleichem Erfolge spielte. Dabei besaß er so viel sittliche Würde, daß es ihm gelang, das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand und die Geringschätzung desselben abzuwehren.

Auch Schröder um zwanzig Jahre jünger als Eckhof, begann seine Laufbahn bei einer wandernden Truppe und da seine Mutter eine Schauspielerin war, so wuchs er gleichsam auf den Brettern auf. Ein schöner Körperbau, den er durch die feinste Ausbildung im Fechten und Tanzen erhöhte, gab ihm einen Vorzug selbst vor Eckhof und was ihm an Umfang der Stimme abging, wußte er durch künstliche Declamation zu ersetzen. In seinen Jugendjahren spielte er bei wandernden Truppen niedrig-komische Rollen aus dem Stegreife und zeigte sich zugleich als Ballettänzer. Als er aber später bei stehenden Theatern in Hamburg und Wien spielte, zeigte er dieselbe Vielseitigkeit, die Eckhof hatte. Zugleich ergriff er auch die Feder, um dem Mangel an Theaterstücken abzuhelfen und hatte den glücklichen Einfall die englischen Dramatiker besonders

Shakespeare in freien Bearbeitungen nachzubilden. Er hütete sich dabei, als Kenner des Theaters, in die Fehler Klingers, Lenzens und der übrigen Nachahmer Shakespeare's zu verfallen, die in ihren Dramen die ganze wilde Regellosigkeit den Deutschen aufdringen wollten, und machte aus seinen Vorbildern gemüthliche dem Zeitgeschmacke zusagende und unterhaltende Theaterstücke, wobei freilich des Poetischen nur wenig gegeben und die niedere Art von deutscher Schauspieldichtung angeregt wurde.

In diesem Sinne und auf diesem Wege ging als Theaterdichter auch Iffland fort. Er war ein Schüler Eckhofs und Gotter's und wanderte nach des Erstern Tode nach Mannheim, wo bald Schillers Genius auftauchte, dessen Räuber er durch sein treffliches Spiel als Franz Moor empfehlen half. Allein sein ganzes Wesen, er hatte sich in seiner Jugend zum Predigerstande bestimmt, sträubte sich gegen das Gigantische solcher Schaustücke, sowie gegen die Ritterschauspiele, die damals zum Nachtheil der Kunst Beifall fanden und es gelang ihm diejenige Neigung des deutschen Volkes ausfindig zu machen, welche in dem innersten Leben derselben wurzelte: die Neigung zum stillen bürgerlichen Familienleben. Dieser Neigung auch auf dem Theater zu schmeicheln, schrieb er rührende Charakter- und Familiengemälde, die eben weil sie in der Seele eines jeden Deutschen vollen Anklang finden, mit vieler Wahrheit von den Künstlern dargestellt und mit Wohlgefallen von dem Publikum aufgenommen wurden.

Freilich ist Iffland auf diesem Wege noch mehr von der Poesie abgewichen, als Schröder und man bekommt in seinen Schauspielen nur immer den Jammer des Hauses und der Familien, dieselben in beschränkten Verhältnissen sich zwängenden und quälenden Personen zu sehen, wie im Leben, und man ist wohl versucht zu wünschen, daß lieber die Predigten sich mehr zur Kunst, als die Dramen zum Lehrhaften, das im Theater durchaus nicht an seiner Stelle ist, wendeten. Ein's bleibt jedoch zu erwägen, daß Ifflands Werke eben keine poetischen und zur Lektüre geeigneten, sondern für die theatralische Darstellung verfaßte Dramen seien. Wer nun Iffland selbst und so manchen großen Schauspieler aus seiner und aus andern Schulen in einem solchen Familiengemälde

spielen gesehen, der hat gewiß das Vergnügen nicht vermißt, welches Poesie zu gewähren pflegt. Das Drama selbst ist wohl nur nüchterne Prosa, doch ist diese Prosa der Stoff, aus welchem der Schauspieler Poesie zu entwickeln vermag wenn er Geist und Empfindung hat und die Darstellung ist dann die Poesie und wir gehen noch jetzt poetisch aufgeregter aus diesen Familienkreisen der Hofräthe, Sekretaire, Amtmänner, Förster und Advokaten, als aus manchem sogenannten romantischen Trauerspiel, in welchem sich weder Schauspieler noch Publikum zu rechte finden. Hat nun der Verfasser eines solchen Schauspiels, das Bild der poetischen Darstellung schon indem er es niederschreibt in seiner Seele, so ist er wirklich ein Dichter zu nennen, gleich einem Freskomaler, der auch auf den Namen eines Künstlers Anspruch machen darf, wenn bei der Ausführung seines Bildes die Wirkung voraus berechnet und dann erreicht wurde. Selbst Göthe hat in seinem Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 1822 dieser Art dramatischer Dichtung das Wort gesprochen, wenn er sagt:

> Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehen,
> Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
> Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
> Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
> Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht:
> Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
> Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
> Und was, an Oheim, Tanten, dienstbarn Alten,
> Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
> Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
> Denn ohngefähr geht es zu Hause so.
> Und was die Bühne künstlich vorgestellt
> Erträgt man leichter in der Werkeltwelt:
> Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
> Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Welch reiches Material aber der Sittengeschichte der Deutschen in diesen Familiengemälden geboten werde, bedarf keiner Darlegung.

Unter allen Schauspielen Ifflands ist das idyllische Familiengemälde: die Jäger das beste und wir wollen hier die Worte Franz Horns anführen, womit er dies Lieblingsstück der Deut-

schen in seinem Buche über Poesie und Beredsamkeit würdigt. Hier ist, „sagt er, eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Gesetz zusammenknüpft. Der Vater ist ein vortrefflicher Unterthan seines gebildeten Landesfürsten; doch in seinem Hause ist er selbst ein strenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener: alles hat seine bestimmte Stelle und bildet ein organisches Ganze.

Das ganze Dorf ist gewissermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Försterhause Bildung und Liebe empfängt. So erweitert sich die Aussicht auf eine erfreuliche Weise, und unser Blick ist keinesweges, (was so leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet. Aber diese Familie ist nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, sondern sie ist auch eine entschieden deutsche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutschem Schrot und Korn" noch nicht gehört haben und nicht verstehen, so würden wir ihn, um ihn schnell abzufertigen, nur auf den Oberförster in dem genannten Stücke verweisen, und sagen: „Hier ist einer; obwohl es noch hundert Tausende gibt, bei denen sich jenes Schrot und Korn anders gestalten kann." Man betrachte sein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es sich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, so wird man anerkennen müssen, dies sei deutsch. Er ist treu wie der Fels, der seine Hütte trägt, doch auch mitunter rauh wie dieser; aber sein innerer Kern ist sanft und voll Menschenliebe; und wenn der schützende Wald fast finstere Schatten wirft, so blickt doch das Abendroth gern auf seine Wipfel. Ueber die Oberförsterin ist von jeher wohl nur eine Stimme der Liebe gewesen. Denn wer sieht sie nicht, wer fühlt sie nicht in ihrem anspruchlosen, doch auch der vornehmsten Natur innerlich befreundeten Leben. Von ihrem ersten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie sie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menschen erwärmt," bis zu den letzten süßen Thränen über die Rettung des Verlorengeglaubten ist Alles gut und einfältig und aus einem Stück, und doch wieder so reich und mannigfaltig; denn was könnte sonst reich sein als das Menschenherz? Ein solcher Charakter kann nur dem

Schriftsteller gelingen, der der Anschauung im tiefern Sinne fähig ist, so wie denn auch dem rechten Zuschauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil sie so unendlich einfach, und doch die einzig rechten für diesen Charakter sind. — Dahin gehört die scherzend ernste Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn Du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten." — zu ihrem Manne: „Du sollst mir nicht ausgehen, ehe Du nicht wieder gut bist," — nachher über das Brummen des Mannes: „Ach wenn ich ihn nur noch recht lange brummen hörte." — „Es ist doch mein Alter nicht" (Der Schulze nemlich). — Im letzten Akte haben mich von jeher die paar Worte gerührt; „da steht auch noch alles, wie wir es gelassen haben!" denn es ist durchaus wahr, daß eine wackere deutsche Hausfrau, von jeher an die höchste Ordnung und Bestimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, selbst im Augenblick des größten Seelenschmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

Was dieses und alle übrigen Dramen Ifflands vortheilhaft auszeichnet, ist die tüchtige Gesinnung und die Natur und Wahrheit der Empfindung, welche aller kränkelnden Sentimentalität geradezu entgegenstrebt und ist in dieser Hinsicht sein Einfluß um so größer gewesen, als er nicht durch den Uebergang zu überkräftigen Charakteren und herrischen Dichtungen, sondern so zu sagen mit Hausmitteln diese alte Krankheit der Deutschen zu heilen suchte. So war denn Iffland schon ein gefeierter Name, als er 1798 zum Direktor des Nationaltheaters nach Berlin berufen wurde. Hier schloß sich auch Jacob Engel Professor und Intendant des Theaters an ihn an, ein Mann, der gerne auf Lessings Spuren fortgewandelt wäre, allein weder seine Ideen zu einer Mimik und sonstige kritische Schriften, noch sein Roman Lorenz Stark, am wenigsten seine Dramen (der dankbare Sohn und der Edelknabe) verdienen das ihnen gewordene Lob. Er war durchaus Prosa wie er denn auch behauptete, „die Griechen hätten bloß ihre Dramen darum in Versen geschrieben, damit sie bei der Größe der Theater und der Menge der Zuschauer besser gehört würden, da gebundene Rede heller klingt, als ungebundene. Darum empfahl er, da dieser Zwang bei unsern Theatern nicht nothwendig

wäre, prosaische Schauspiele, was sich denn auch die Bühnen-Schriftsteller zu nutze machten.

Mehr Talent als Schröter und Iffland besaß August von Kotzebue (geboren in Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819), aber leider mit weniger Sittenreinheit und Charakter; ein Mann ohne Vaterlands- ja man möchte sagen ohne alle Liebe und ohne Gewissen und daher ohne alle höhere Dichterweihe. Und doch war dieser Mann in Weimar, als eben dort an Amaliens Hofe Wieland, Herder, Knebel, Göthe weilten aufgewachsen, war ein Schüler des eben so genialen als biedern Musäus! War es die vornehme, mehr französische als deutsche, Erziehung im Elternhause, oder das unzeitige und übertriebene Lob, das man dem muntern, schönen und talentvollen Knaben spendete, oder zu frühzeitige Einführung in die geselligen Kreise der höhern Stände, daß sich sein ganzes Wesen so charakterlos gestaltete und er in der eingebildeten hohen Meinung von sich selbst, sich nie in seinem Leben Mühe gab sein Talent auszubilden, sondern seine Schöpfungen nur leicht hinwarf, so daß man von ihm sagen kann, daß er nichts geschrieben, wie er es seinem Talente nach hätte schreiben können? Auch die Schicksale und die spätern Lebensverhältnisse waren von der Art, daß sie ihn nur in diesem leichtsinnigen Treiben bestärkten. Kaum hatte er seinen juridischen Kurs vollendet, wurde er, nicht viel über zwanzig Jahre alt, als Secretär bei der kaiserlichen Theaterdirektion zu Petersburg angestellt und stieg sodann in Rußland von Stufe zu Stufe; war schon im Jahre 1785 Präsident des Gubernementsmagistrats von Esthland mit dem Range eines Obrist-Lieutnants und dem Adelstitel. Der Tod seiner ersten Gattin und Kränklichkeit veranlaßten ihn Reisen in die deutschen Bäder und auch nach Paris zu unternehmen, bis er 1795 mit Erhöhung seines Ranges aus den russischen Staatsdiensten trat und sich auf einem freundlichen Landsitze in Esthland mit seiner zweiten Gemahlin und Kindern niederließ. Um diese Zeit war nun schon sein Dichterruhm über halb Europa verbreitet. Er hatte nämlich gerade zu gleicher Zeit mit Schiller begonnen und sich zuerst in Erzählungen und Romanen versucht, die ihrer leichten sinnlichen Art wegen der Menge, die nicht gerne beim Lesen denkt, ungemein gefielen.

Im Jahre 1784 schrieb er sein erstes Schauspiel: der Eremit von Formentera, welches der bunten Scenerie und desselben Sinnenreizes wegen, der in allen seinen Schriften zu finden, überall mit Beifall aufgenommen wurde, besonders bei dem Publikum, dem die Schröderischen Schauspiele schon zu veraltet, die Iffländischen zu trocken und die Schillers zu gigantisch schienen. Man hielt das bunte Farbenspiel, das er seinen Darstellungen zu geben wußte, für Poesie und nicht zu läugnen ist, daß sein Dialog an Lebendigkeit und Raschheit, sein Witz an Schärfe und seine Erfindung an Neuheit, die ältern Dramen meist übertraf; ja er gewann sogar über Lessing und Göthe bei der Menge den Vorrang, weil er durchaus auf Bühnenwirkung losarbeitete und dem weichlichen Geschlechte seiner Zeit jede stärkere Aufregung ersparte, indem er sich begnügte sie blos zu rühren. Daß es ihm dabei nicht darauf ankam, ob die Sittlichkeit und wie sie darunter leide, verschlug nichts. Letzteres ist zum Beispiel der Fall in seinem vielbeliebten Schauspiel: Menschenhaß und Reue, wo er es wagte, wie Menzel richtig bemerkt, ein französisches Laster, die leichtsinnigste Entweihung der Ehe, durch die Vorspiegelung einer deutschen Tugend poetisch zu rechtfertigen. Leider ist es ein Denkmal, wie tief damals die deutsche Nation gesunken sei, daß er solches wagen durfte und daß man den Verfasser eines solchen Stückes bewunderte und liebte. Eben so unwahr, als frivol sind seine darauf folgenden Schauspiele: die Indianer in England, der weibliche Jakobinerklub, die Sonnenjungfrau, Rollas Tod, das Kind der Liebe u. s. w. Seine Bühnenstücke beherrschten bald ganz die Bretterwelt so, daß Lessing, Schröder, Iffland allmälig verdrängt, Göthe ganz vergessen wurde und im Jahr 1797 kam er als Hoftheaterdirektor sogar nach Wien, wo er denn, was schon die Schickaneder, Stephanie, Jünger, Marinelli u. A. begonnen, den Sinn für das Gemeine und Frivole aufs eifrigste verbreiten half. Allein schon im Jahr 1799 ward er veranlaßt Wien zu verlassen und begab sich seiner Mutter zu Liebe nach Weimar, das er jedoch schon 1800 verließ, um nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne erzogen wurden. Hier ward er indessen bei Kaiser Paul verdächtig gemacht, dem man

vielleicht mit Grund beibrachte, das Lustspiel **Sultan Wampum** sei auf ihn gemünzt und **Kotzebue** mußte auf kaiserlichen Befehl nach Sibirien wandern. Zu seinem Glücke hatte er Freunde bei Hofe, die den Kaiser anders stimmten; — das kleine Schauspiel: **der Leibkutscher Peter's III.** soll dabei gute Dienste geleistet haben, — **Kotzebue** wurde noch in demselben Jahre nach Petersburg zurückberufen mit einem schönen Krongute beschenkt und als Hofrath und Direktor der deutschen Bühne angestellt. Nach **Pauls** Tode nahm er wieder Abschied und lebte im Jahr 1801 abwechselnd in Weimar und Jena, wo er durch allerlei niebrige Ränke unter die Gelehrten dieser beiden Musensitze Unfrieden brachte, ohne jedoch, was er beabsichtigte **Göthe** und **Schiller** entzweien zu können. Schon im folgenden Jahr ging er daher voll bittern Neides nach Berlin, wo er sich mit **Merk** und **Meißner** vereinigte und in einer Zeitschrift, **der Freimüthige**, beflissen war **Göthe** herabzusetzen und zugleich gegen die neuen Romantiker anzukämpfen. **Göthe** sagt mit Recht von ihm: „**Kotzebue** hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden. „Zu den ergötzlichsten Satyren, die damals über **Kotzebue** erschienen, gehören außer den **Xenien**, von denen unten weiter die Rede sein wird, Schiller's Gedicht: **Shakespeare's Schatten**, **Kotzebue's Reisebeschreibung von Wilhelm Schlegel** und **Herodes vor Bethlehem** oder **der triumphirende Viertelsmeister**. Ein Schau- Trauer- und Thränenspiel in drei Aufzügen. Als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg, von Mahlmann.

Shakespeare's Schatten.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakläs,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr zu sehn.

Rings um schrie, wie Vögelgeschrei, das Geschrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beständig das Herz.
„Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!“ —
Wegen Tiresias mußt ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr zu sehn.
„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O die Natur, die zeigt auf unseren Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu holen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?“ —
Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.
„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.“ —
Ja ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
„Also sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?“ —
Keines von beiden! Uns kann nur das christlich moralische rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.
„Was? es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromache mehr?“ —
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Komerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehn?“ —
Was? sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?“ —
Das sind Grillen! Uns selbst und unsere guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“ —
Nimm's nicht übel mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euern
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirth und der letzte Aktus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Kotzebues Reisebeschreibung.

Die Welt bin ich umreist: laßt euch erzählen,
Ihr Fördrer der Cultur und Philanthropen
Es wird dabei nicht an Erbauung fehlen.
Man sandte mich, wie einst zum Vieh Aesopen,
Zu Völkern welche Meiners nennt mongolisch,
Wo man Schamanen kennt und keine Popen.
Doch glaubten diese Heiden echt katholisch
An meines Universal-Geists Offenbarung,
Und fanden meine Sendung apostolisch.
Da bot sich denn den zarten Seelen Nahrung,
Gab ihnen die entzückenden Mysterien
Von meiner Mus'in ewige Verwahrung.
Wie ich zuerst gekommen nach Siberien
Ist schwer zu sagen: nicht verweilen will ich,
Bei solchen allzu kitzlichen Materien.
Mir wars beinah als ging' ich nicht freiwillig:
Doch freier Will' ist Wahn der Philosophen;
Drum gilts für meine edle That doch billig.
Ich lag in der Kibitke, wie im Kofen
In sich gehüllt das Thier des Epicurus,
Abwartend meines Schicksal's Katastrophen;
Und sah zum Firmament wie Palinurus;
Dort zeichnet' ich die Bahn der öden Steppen;
Und bald stand über meinem Haupt Arcturus.
Zum Himmel führen, leider! keine Treppen:
Sonst hätt' ich mich als Pol-Stern aufgeschwungen
Statt mich im Jammerthal herumzuschleppen.
Ich war am Ziel, des Schicksals Grimm bezwungen:
Frei konnt' ich nun das schöne Land bereisen,
Wo noch kein Musensohn hindurchgedrungen.
Mag es mit harter Decke sich beeisen,
Taugts nicht zum Tanz und leichten Schäfertritten,
So fährt ein Schlitten in bequemen Gleisen.
Rennthiere gab man mir vor meinen Schlitten.
Doch weil ihr diese Thiere noch nicht kennet,
Muß ich Erlaubniß sie zu schildern bitten.
Ein Rennthier heißt's weil es entsetzlich rennet;
Die Stränge macht man fest an seiner Stirne,
Die ehern ist und keine Schwäche kennet.
Wie gegen sie der schärfste Sturmwind zürne,
Sie trotzt, mit stattlichem Geweihe prangend,
In welches ausgewachsen ihr Gehirne.
Und Schellen an des Thieres Hörnern hangend

Ertönen wenn es aufspringt aus dem Lager,
Mit holdem Klange die Gemüther fangend.
Was es auch frißt', so bleibt es dünn und hager,
Hat immer Lust, doch keine Kraft zu buhlen.
Vor allem aber sind die Schenkel mager,
Sie spitzen fein sich (o in welchen Schulen
Erlernte dies Natur zu unserm Horte?)
Und enden in geschnittne Federspulen.
Damit nun kritzelts leicht verweh'te Worte
Auf jene weißen Flächen unermüdlich:
So kommt man rasch von ein= zum andern Orte.
Ich fuhr umher, bemüht die Völker friedlich
Und sanft wie Manco Capac einst, zu bilden
Die an Gestalt und Sitten unterschiedlich.
Erst, an den Werkeltägischen Gefilden,
Fand ich die naturalischen Klotzaken,
Die alle Kunst verschmähn gleich weißen Wilden.
Darauf gelangt' ich zu den Zotiaken:
Die haben sich um meinen Bart gerissen:
Auch saßen mir die Schmutzken auf den Hacken.
Drum flüchtet' ich mich zu den Zähregißen:
Die tragen voll Humanität den Busen,
Auf volle Thräneneimer stets beflißen.
Nächst ihnen wohnen dann die Tugendusen,
Ein edles Volk: wie konnt ich beide rühren
Durch Niederkunften meiner zarten Musen!
Sie haben die Quergisen und Plattkiren
Zu Bundsgenossen wider die Phantasten,
Die bloß nach Schönheit dichten, Krieg zu führen.
Wer glaubt es? den Quergisen stand der Kasten
Des Hirns viel weiter hinterwärts zur Linken;
Die Hand verdrehten sie wenn sie was faßten.
Sein schräges Aug ließ der Pattkire blinken,
Mich mit gepletschter Nase freundlich drückend,
Daß ich vor Inbrunst glaubte hinzusinken.
Wie war es mir dem Menschenfreund, beglückend,
Mein Herz zu tauschen da mit all= und jeden!
Kein Beifall war mir jemals so entzückend.
Viel Liebes thaten mir die Dummojeden,
Anmaßungslos und ehn' damit zu prahlen;
Auch die Wischwaschen priesen meine Reden.
Geistreicher sind jedoch die Lahmschädalen:
Sie fühlten meiner Späße feine Spitze.
Dann sah ich ihre breiten Backen stralen.
Sie haben sich mit einem großen Schlitze
Den Mund erweitert um voll auszulachen.

So weit geht die Liebhaberei zum Witze.
  Allein was soll ich viele Worte machen?
Denn von Nowaja=Semla bis Irkutskoi
Gewann ich jedes Volk für meine Sachen.
  Sie sandten Boten aus nach Y=a-kutzkoi
Für mich ein Ehrendenkmal auszusinnen,
Und bauten mir die neue Stadt Kotzbutzkoi.
  Die treuen Moduinen wohnen drinnen;
Sie wird die Pyramiden überleben;
Am Irwisch=Flusse prangen ihre Zinnen.
  Die Bücharei dehnt gränzenlos und eben
Dicht hinter ihr die wohlbebauten Fluren;
Auch liegt die große Sündarei daneben.
  Und alle die Kotzbutzkoi sahn erfuhren
Daß sie die Zauberkraft von meinem Namen
Umschuf zu theatralischen Naturen.
  Was auf den Gassen vorging ward zu Dramen;
Das ganze Klatschpack sah und spielte Schauspiel,
Umgeben rings von ew'gen Panoramen.
  Trieb man die Schweine durch, so wars ein Sauspiel;
Es häuften so sich die Theaterstreiche,
Daß Keiner aus der Täuschung je herausfiel.
  Auch flogen, Tauben gleich, in jedes weiche
Gemüth die edlen Thaten schon gebraten
In dem dramatischen Schlaraffenreiche.
  Ich ruht und sah wie wohl es mir gerathen.
Da scholl mir eine Stimm' aus goldner Wolke:
„Sanct Kotzebue! Du streutest Menschheitssaaten:
  Drum sei geehrt bei allem Erdenvolke.
Jetzt sahst Du apocalyptische Visionen
Von deinem Ruhm in allegor'scher Wolke.
  Deutschland hegt die unzähl'gen Nationen,
Die du besucht im heimischen Reviere:
Hier ist Kotzbutzkoi, und hier sollst du wohnen."
  Da wacht ich auf; die Spuren der Rennthiere
Zum Zeichen daß ich nur gereist im Schlummer
Sah ich noch stehn auf manchem Rieß Papiere,
Und schickt' es gleich zum Druck an Gotthelf Kummer.

Die oben genannte Parodie von **Mahlmann** wurde durch das weinerliche Schauspiel: die **Hussiten vor Naumburg** veranlaßt und wir wollen den Prolog hieher setzen, wo die Thränenlust des Publikums geschildert wird.

Prolog.

Noch einmal, du Kind der heitern Stunde,
Noch einmal hinaus in die lachende Welt!
Mache du fröhlich die fröhliche Runde,
Stehst du mit Scherz und mit Lachen im Bunde,
Bist du gewiß, daß dein Kommen gefällt.

Zu dem Verfasser der großen Hussiten
Gehe du freundlich mit zierlichen Schritten,
Sag ihm: „Ueber Niobe's Schmerzen
„Werd' ich nicht scherzen,
„Denn wo das ewige Schicksal den Menschen erreicht,
„Mit mächtigem Arme ihm niederbeugt,
„Da ist ein Tempel, da steht ein Gott,
„Da schweigt der Witz, da verstummt der Spott;
„Aber das sentimentale Weh
„Der Naumburger modernen Niobe? —
„Gibt es doch bei allen Soupers
„Ein Dutzend solcher Niobe's!
„Sie schwärmen und rasen
„In zärtlichen Phrasen,
„Sie seufzen und weinen
„Man sollte wohl meinen,
„Daß es zum traurigsten Ende ginge:
„Doch kaum ist das Pfützchen aus den Augen heraus,
„So setzen sie sich nieder zum Abendschmaus,
„Und sind wieder lustig und guter Dinge. —
„Verzeihe mir's Gott und du großer Mann!
„Daß ich den Spott darüber nicht lassen kann!
„Und Laokoon? O Herr und Meister
„War der auch ein-sächsischer Viertelmeister?"

Allen Schulen und allen Schulmeistern,
Allen zwölftausend erhabenen Geistern,
Die alphabetisch Herr Meusel uns nennt,
Mache gebührend dein Compliment,
Und will hie und da ein Kritikasterlein
Kläffen und schrein,
So störe du nicht die Freude sein!
Rührt sich ja Jedes nach eigner Weise,
Die Nachtigall schlägt, es zwitschert die Meise,
Und das kleine drollige Fröschlein hält
Sein Gequak für die schönste Musik der Welt.

Auch die unzähligen zärtlichen Seelen,
Die sich den Jammer zum Labsal erwählen,
Mit Ach und Weh und Thränenvergießen,
Sich das arme bischen Leben versüßen,
Die überlasse du allzumal —
Ihrer süßen Herzensweide,
Ihrer wunderseligen Qual,
Ihrer kuriosen nassen Freude;
Mögen die armen Thiere heulen und schrein —
Lachen kann doch nur der Mensch allein.

In diesem Tone fährt der Parodist das ganze Stück hindurch fort, die kotzebuische Weise zu persifliren. Statt den Hussiten und ihrem Anführer Prokopius ist es der König Herodes, der Bethlehem belagert. Der Naumburger Wolf erscheint hier als Viertelmeister zu Bethlehem, wobei das jüdische Kostüm in Gesinnung und Sprache nicht vergessen ist, was denn die Satyre noch bedeutender macht, da denn die Viertelmeisterin Sara eine empfindsame romantische Dichterin ist. Im vierten Auftritt spricht sie also:

Vierter Auftritt.

(Zimmer in Wolfs Hause.)

Sara allein.

(geht in Begeisterung auf und ab und macht Verse)

Herrlich, herrlich! Das hätt' ich kaum gedacht!
Wie leicht ist's doch sich selber auszusprechen.
Wahrhaftig ohne vieles Kopfzerbrechen
Hab' ich mein schönstes Lied im neusten Styl gemacht.
(deklamirt mit schmelzender Empfindung):

„Im Herzens Schrein
Der Name dein
„Steht eingegraben wunderfein!
„Im Maien
„Sich freuen
„Von Neuen
„Alle die muntern Pipvögelein!“

„Das Wasser glüht,
„Mein zart Gemüth
„In holdem Wahnsinn Funken sprüht!

„Ferne, ferne!
„Sind die Sterne!
„Ach wie gerne
„Säng ich ein kleines Lied!"

Wie herrlich ist's doch objektiv
Ins Ich zu übertragen, und recht tief
Die seel'gen Töne, euch ihr Götter Auen zu überschauen!

Wie in Naumburg werden auch hier die Kinder hinausgeschickt um den Wütherich Herodes zu besänftigen und sie verstehen es auch meisterlich, das Herz des Königs mit dem höchsten Tone schmelzender Rührung zu bewegen. Er ruft in Verzweiflung aus:

Laß ab! Laß ab! ich bin gerührt!

Und die Soldaten:

Qual! Qual! Qual!
Ohne Maaß und Zahl!
Alle Thränenschleußen
Will er uns zerreißen!
Alle Kräfte,
Alle Säfte,
Will er uns abführen
Mit dem Teufels Rühren!

König Herodes (ganz erschöpft.)

Bringt Aepfel, Nüsse, Mandelkerne,
Fromme Kinder fressen gerne!

Wolf.

Herr du weißt Verdienst zu schätzen,
Nach dem Kummer folgt Ergötzen!
(Eine Menge Aepfel, Nüsse und Zuckerdieten werden ausgetheilt. Die Kinder fallen begierig darüber her.)

Chor der Kinder.
(indem sie die Nüsse knacken.)

Knik und Knack
Das ist der wahre gute Geschmack!
O wie herrlich, o wie schön,
Nach so vielen Thränengüssen
Nun mit Aepfeln und mit Nüssen
Frisch und froh nach Hause gehn!

Hat man je so was gesehn!
Knick und Knack!
Das ist der wahre gute Geschmack!

König Herodes.

Edler! wie belohn ich dich?
Weide ferner meine Lämmer!
Zum Burgemeister mach' ich dich
Ueber alle Bethlehemer
Auch das ganze Kinderreich
Uebergeb' ich deiner Führung,
Uebergeb' ich deiner Rührung,
Großer, mache sie dir gleich!

Wolf.

Ach mein Herz ist sehr empfindlich!
Deine Gnade macht mich schwindlich!

Chor der Kinder.

Viktoria! Viktoria!
Der hochgefeierte Tag ist da!
Auf der Thränenleiter
Steigst du immer weiter,
Steigst empor zum Göttersaal,
Großer Thränen Prinzipal.

König Herodes.

Mit Ehren laß ich dich
Und im Triumphe gehn,
Das einz'ge bitt' ich dich,
Laß dich nicht wiedersehn.

Allgemeines Chor.

(mit Trommeln, Janitscharenmusik, Zinken, Posaunen, Trompeten und Pauken.)

Heil! Heil! Ehrenvoll!
Burgemeister! zweiter Apoll!
Alter Weiber Thräne so hell,
Ist dein kastalischer Silberquell!
Kindergeschrei und Säuglingsgewimmer
Sind deiner Thaten hellglänzender Schimmer.
Fahre du fort alle Welt zu rühren,
Bringe die stockenden Säfte in Fluß,
Denn die Kunst zu lamentiren,
Lehrte dich dein Genius!
Und Weiber und Kinder sind immer da!
Triumph! Triumph! Viktoria!

(Alles zieht im Triumphe ab.)

So gut auch diese Parodie war, hat sie doch nur ein kleines Publikum von besserm Geschmack überzeugen können; aufgeführt ist sie nirgends worden; die Theaterdirektionen, denen die Rührspiele die Kassen füllten, verstanden ihren Vortheil zu gut, als daß sie ihren verehrten Meister durch diese Satyre würden herabgesetzt haben. Auch war es nicht wohl zu wagen einen Mann, der damals in solcher Gunst beim Volke stand, öffentlich dem Gelächter preis zu geben.

Außerdem wurde er auch von den Gebrüdern Schlegel im Athenäum, einer der gediegensten Zeitschriften, in seiner Blöße dargestellt, was aber wieder nur für Gelehrte und Hochgebildete, nicht aber für das lese- und schaulustige Volk wirken konnte und Kotzebue rächte sich in seiner Zeitschrift der Freimüthige dafür an seinen Gegnern und öffnete so der modernen Schimpf- und Spott-literatur die Bahn, indem er durch seinen pikanten Witz und seine leichte Persifflage die meisten Lacher auf seine Seite zog. Das wurde ihm nun dadurch erleichtert, daß besonders die Romantiker und die Naturphilosophen manche Blöße gaben, die man leicht lächerlich machen konnte. Der hyperboreische Esel, eine Posse von Kotzebue hat bei aller Plattheit manchen wunden Fleck getroffen, hätte der Verfasser nur selbst eine Idee von Romantik und Philosophie gehabt, so würde er noch nachdrücklicher und gewisser gesiegt haben; denn großes Talent zum Lustspiel ist ihm nicht abzustreiten, und seine Organe des Gehirns, Wirrwar, Wildfang, die Kleinstädter sind noch immer besser, als was die neuesten Lustspieldichter versucht haben. Da aber in der Komödie nur die Gesinnung des Verfassers selbst den Werth oder Unwerth bestimmt, ist er auch in dieser Gattung, wo er ein deutscher Molière hätte werden können, nicht befriedigend; denn eben seine gemeine und niedere Gesinnung, die durch alle diese Produkte hindurchschimmert, machten, daß er gemein und platt wurde, wenn er natürlich sein wollte und Ehrlosigkeit das Wort sprach indem er alle Arten von Schlechtigkeit, Betrüger, Lügner, Lüstlinge, ja Diebe mit Empfindsamkeit adelt und jede Sünde Schwäche, oft aber auch die Tugend und was dem Menschen heilig sein soll, Albernheit nennt. Er hat sich deshalb häufig mit Wieland, Schiller und Göthe ent-

schuldigt, weil doch auch diese Meister sich nicht scheuten eine liberale Moral auszusprechen; allein sie thaten dies mit Maß und Würde und thaten es nur in einzelnen Fällen, wo die ästhetische Bedeutung es zuließ, ja heischte und die Libertinage lag mehr in Worten, als in eigener Gesinnung und im Leben. Kotzbue aber sprach oft mit wahrer Scheinheiligkeit von Unschuld und Tugend, während er im Privatleben zur niedrigsten Gemeinheit herabsank. Was ihn aber zuerst bei dem bessern Theil seiner Verehrer herabsetzte, war das Bestreben es jenen Meistern in ernsten Schöpfungen gleich zu thun. Den meisten Eintrag machten ihm Schiller's Trauerspiele und weil die wenigstens aus der spätern Zeit, in Versen geschrieben waren, meinte er das Poetische liege nur in dieser Form, die er wohl zu erreichen gedachte. Da kam er denn mit seinen Trauerspielen in Jamben: Octavia, der Schutzgeist, Ritter Bayard, Hugo Grotius, Gustav Wasa u. m. a. doch der Beifall wollte dem nicht gleichen, der durch Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart u. s. w. hervorgebracht wurde. Die Schauspieler, denen seine Prosa ganz geläufig und höchst willkommen war, konnten sich mit seinen lahmen Jamben nicht so gut zurecht finden, die Darstellungen verriethen den Zwang, der Dichter und Schauspieler beengte, und die Aehnlichkeit der Form veranlaßte das Publikum sie mit den Schillerischen Werken zu vergleichen. Las man diese Dramen, da fiel es erst recht auf, daß Alles nur gereimte oder in Sylbenmaß gezwängte Prosa sei, die Reime überdies schlecht, die Verse holpricht, so daß die besten Vorleser große Pein erlittten und nicht durchgreifen konnten, was um so ungünstiger wirkte, da für die nachlässige Diktion keine Poesie und keine Neuheit entschädigte, überall nur Gemeinplätze und abgenutzte Redensarten und Redefiguren zu finden waren. Ueberdies wußte er sich nie in seinen historischen Schauspielen in die Zeiten zu versetzen, in welchen sie spielen, so wenig er die Charaktere zu zeichnen verstand und die Nationen. Wer erkennt z. B. in den Kreuzfahrern das Bild jener Ritter, die das Kreuz Christi erobern wollten, ist und spricht Balduin anders als Antonius und Gustav Wasa; im Heinrich Reuß von Plauen gewahrt man da einen Unterschied der Nationalgesinnung und der Bildungs-

stufe zwischen dem Deutschmeister und dem Heiden Jagello? Darum that Kotzebue sehr wohl sich gar auf kleinere Produktionen zu beschränken und er sandte vom Jahr 1803 bis 1819 alle Jahr einen Almanach dramatischer Spiele in die Welt, so daß an Fruchtbarkeit kaum Hans Sachs mit ihm zu vergleichen ist. Als im Jahr 1805 Berlin von den Franzosen eingenommen wurde, flüchtete er nach Königsberg, wo ihn nicht Vaterlandsliebe sondern Franzosenhaß und Huldigung des Kaisers Alexander veranlaßte in seinen Zeitschriften (die Biene, später die Grille und die Ameise) das deutsche Volk gegen den französischen Dränger zu erbittern. Auch in das Gebiet der Geschichte gerieth er und schrieb eine Geschichte Preußens, später 1812 eine Geschichte des deutschen Reichs, wo er denn vollends zeigte, wie erlogen seine frühere Freisinnigkeit gewesen, da er den Zustand der Völker und Deutschlands, wie er vor der französischen Revolution war, für den Höhepunkt menschlicher Glückseligkeit aufstellte. Man kann sagen, daß er von dieser Zeit an bei besser und freier gesinnten Deutschen alle Achtung verloren; allein der Geschmack an gemeinen und mittelmäßigen Erzeugnissen von ihm auf die Bahn gebracht, behauptete sich noch lange und in seiner Manier und Weise versorgten: Labo, Kratter, Zschokke, Ziegler, Madame Weissenthurn u. a. das Theater mit Trauer-, Schau- und Lustspielen aller Art, und das Publikum stellte die Strelitzen, das Mädchen von Marienburg, Abällino, Partheiwuth und dergleichen dicht neben Don Carlos; Göthes Meisterwerke hielt man für unaufführbar.

Göthe und Schiller.

Wir haben Göthe und Schiller da verlassen, wo sie nach der Rückkehr des Erstern aus Italien, einander kennen lernten, aber auch gesehen wie die entgegengesetzten Geistesrichtungen beider eine Annäherung und Befreundung hinderten, welche erst nach sechs

Jahren zu Stande kam. Nun wollen wir aber berichten was diese beiden Meister in dieser Frist, während ihre Bestrebungen und Leistungen durch all das Mittelmäßige was auf dem deutschen Parnaß damals wucherte in Schatten gestellt und beinahe vergessen wurden, der Poesie beinahe entsagend thaten.

Göthe, wie schon oben erwähnt, von der Wandlung des Geschmacks und der Kälte womit man seinen Tasso aufnahm verstimmt und zugleich von den Ereignissen in Frankreich mächtig ergriffen, nahm sich kaum Zeit seine Römischen Elegien und seine Venezianischen Epigramme zu redigiren und wandte sich dann mit aller seiner Kraft auf die Naturwissenschaften, namentlich auf Farbenlehre und Botanik. Im Jahre 1792 als der Herzog von Weimar mit der preußischen Armee nach Frankreich zog, war er in dessen Gefolge Zeuge von Begebenheiten, die eine neue Zeit verkündeten; wir meinen den unglücklichen Feldzug in der Champagne. Hier war es wo er während der Kanonade bei Valmy, als bereits die Preußen unter Wind und Regen den Rückzug antraten, in einem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten die merkwürdigen Worte sprach: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Noch näher kam er der französischen Revolution, als er mit dem Heere der Belagerung von Mainz beiwohnte und in der traurigsten Stimmung, da er die Ereignisse noch nicht mit seinen historischen Ansichten vereinigen konnte, kam er nach Weimar zurück. „Einem thätigen produktiven Geiste," schreibt er in seinen Tag- und Jahresheften „einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne, wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen."

In dieser Stimmung hat er schon gleich bei seiner Rückkehr nach Italien den Groß-Kophtha geschrieben, eine dramatische Bearbeitung der ärgerlichen Halsbandgeschichte in Frankreich, die er

mit den Betrügereien Cagliostros in Verbindung brachte. So entstand auch die Bearbeitung und Uebersetzung der alten Thierfabel, Reinecke, worin er seines Unmuths los zu werden meinte, da in dieser gottlosen Weltbibel, wie er sie nennt, die große Lehre enthalten ist, „daß Völker und Fürsten nur der Spielball geistesüberlegener Füchse seien, und alle Bewegungen und Umwälzungen ein Bestien Drama. In diesem Sinne schrieb er auch den Bürgergeneral, welches in Weimar aufgeführt wurde, und ein anderes Lustspiel die Aufgeregten, und endlich die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Göthe wurde und wird noch vielfach dieser Produktionen wegen getadelt, da ihnen beim ersten Blicke wirklich der Vers aus Tasso:

„Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein!

als Motto, an der Stirne klebt; allein wir müssen uns ganz in die Lage und die Zustände des Dichters versetzen, ja das Bild von ganz Deutschland im Auge haben, um nicht allzu ungerecht abzuurtheilen. Erstens lebte Göthe an dem Hofe eines der humansten Fürsten, der wirklich ein Vater seines Volkes war und welche Männer saßen auf den übrigen deutschen Thronen: der eben aus dem Leben geschiedene Friedrich von Preußen, die Kaiser Joseph und Leopold, und fast die meisten übrigen deutschen Fürsten, die wirklich Alles thaten, die Unbilden früherer Zeiten dem Volke vergessen zu machen, so daß nur die Einigung unter einem reifen Oberhaupte fehlte, um eine bessere Zukunft Deutschlands vorzubereiten. Hatte ferner Göthe nicht Gelegenheit manchen Reinecke kennen zu lernen, der das Besserwerden hinderte? Mußte er nicht einerseits befürchten, daß durch eine Verbreitung einer französischen Revolution nach Deutschland, auch wieder durch Füchse, die nur ihren Vortheil dabei suchten, geleitet, größeres Unheil im Vaterlande angerichtet würde als in Frankreich? Das französische Volk war reif zur Revolution und diese war aus dem Volke selbst hervorgegangen, aus dem Volke, das noch immer seit Ludwig XIV. das Gefühl einer großen Nation besaß. In Deutschland fehlte dieses Nationalgefühl, weil es in so viele Staaten zersplittert längst

schon kein gemeinsames, und der einzelne Mann kein anderes Interesse kannte, als das häusliche. Und ist dieser Umstand nicht recht anschaulich und gewiß auch wahr im Bürgergeneral, und wohl auch in den übrigen genannten Stücken geschildert? Hat man nicht erfahren und erlebt, wie lächerlich und roh sich z. B. in Mainz und in andern Gegenden Deutschlands, wo die französische Propaganda um sich griff, das deutsche Volk gebärdete, und ist es nicht erwiesen, daß alle dergleichen Versuche an dem sittlichen Charakter scheitern mußten? Es ist hier nicht der Ort zu entscheiden, was damals zu thun gewesen wäre, um die nächstfolgende Schmach Deutschlands abzuwehren, wollen wir aber darum dem Dichter allein die rechte Kühnheit und Mannheit zumuthen, die eben den Männern des Staates selber mangelte? Und wenn wir auch diese politischen Dichtungen Göthe's der Gesinnung nach nicht seines Genius würdig erachten, so dürfen wir doch die politischen Schönheiten, die uns in denselben so reichlich gereicht werden, nicht übersehen. Namentlich ist der Bürgergeneral ein wahres Nationallustspiel, worin Röschen und der Dorfbarbier Schnapps dem Lustspiele Leberecht Heynes: die beiden Billets so trefflich nachgebildet sind. Eine köstliche Perle aus Göthe's poetischem Schatze ist das Märchen im 15. Band seiner Werke, S. 210, in welchem der große Dichter darthut, daß er wohl auch die Bedeutung der Revolution verstanden habe, und daß er auch eine Zeit hoffe und wünsche, wo ein Tempel der freien Menschheit, im Glanze des aufgehenden Tages dastehen werde, besucht von dem glücklichen Volke.

Allein thätigen Antheil an den politischen Ereignissen nahm Göthe nicht, er verstockte sich vielmehr immer eigensinniger gegen alle Eindrücke dieser Art, und ließ sich in nichts stören, die Natur zu studieren, welche eben im Jahr 1794, als die Robespierre, Marat, Danton, so furchtbar in Frankreich wütheten, ruhig ihren Gang fortwandelte, und ihr Füllhorn über die Menschen reicher als je ausschüttete. Außerdem sind noch zwei Episteln, wahre Muster dieser Gattung, aus dieser Zeit, und angefangen wurde ein Roman, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ehe wir aber von dieser neuen Periode seines poetischen Schaffens sprechen, kehren wir

zu Schiller zurück, um zu sehen, wie dieser in solch verhängnißvoller Zeit gelebt, und wie es geschehen, daß diese unsere Lieblinge Freunde wurden, um im gemeinschaftlichen Streben dem Vaterlande die reifsten Früchte ihres Geistes mitzutheilen.

Schiller.

Schiller hatte sich, wie schon erwähnt, ebenfalls vom Parnasse zurückgezogen, nachdem er veranlaßt durch seine Studien des Alterthums nur noch zwei Gesänge aus der Aeneide Virgils, Euripides Trauerspiel Iphigenie in Aulis und einige Scenen aus dessen Phoeniciierinnen übersetzt und das Gedicht die Künstler geschrieben hatte. Er warf sich auf die Wissenschaft, unterschied sich aber auch hier in der Wahl des Faches, dem er sich ergab, von Göthe. Während dieser die Natur zum Gegenstande seiner Forschungen machte, ergriff Schiller mit ganzer Seele die Philosophie. Neigung zu dieser Wissenschaft zeigt sich schon in seinen frühesten Arbeiten, wie z. B. in den Briefen zwischen Julius und Raphael, in dem Kritiker seiner eigenen Werke und selbst in seinen Gedichten, wo überall das Lehrhafte vorherrscht. Kants Philosophie, die damals in Jena mehr als irgendwo umsichgriff und schon in der That auf den Lehrstühlen über alle übrigen Wissenschaften die oberste Stelle einnahm, beschäftigte ihn bald nach der Vollendung seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, beinahe ausschließlich. Indessen war das Jahr 1790, wo Schiller sich mit Fräulein von Lengefeld vermählte, ein freundliches und ruhiges, wo er in ungestörter Thätigkeit als akademischer Lehrer, verehrt und geliebt von seinen Zuhörern, in den angenehmsten Verhältnissen mit seinen Kollegen, selbst wieder Neigung und Lust zur Poesie verspürte und durch die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs angeregt bald die Idee zu einem Epos, dessen Held Herzog Bernhard von Weimar sein sollte, bald zu einem Drama Wallenstein faßte. Indeß blieben alle diese Entwürfe liegen,

ja es folgte eine Zeit von fünf Jahren, in welcher nichts Poetisches von ihm geschrieben wurde und ein Jahr des herbsten Jammers, welches ihn beinahe schon damals der Welt entrissen hätte. Er war nämlich mit seiner gewöhnlichen Hast, die Lücken seines Wissens auszufüllen, wieder zur alten Lebensweise zurückgekehrt und weil er des Tags manche Störungen zu befürchten hatte, verkehrte er die Ordnung der Natur und setzte sich erst, wenn die Nacht einbrach, um zu studieren. Um sich munter zu erhalten nahm er starken Kaffee, Wein und andere hitzige Getränke. So durchwachte er alle Nächte, und legte sich erst gegen Morgen zu Bette. Unter einer solchen Lebensweise mußte sein Körper erliegen, und es kam dahin, daß er nicht nur seine Vorlesungen, sondern auch seine übrigen Studien und Arbeiten aufgeben mußte. Doch in dem Grade als dies mit großer Verminderung seines Einkommens verbunden war, vermehrte sich auch sein Uebel durch die beängstigendsten Nahrungssorgen. Da fand sich ein Freund und Verehrer seiner Muse, der Dänische Graf Schimmelmann, durch dessen Vermittlung der Herzog von Holstein Augustenburg ihm einen jährlichen Gehalt von 1000 Thalern auf 3 Jahre zusicherte. So sollte wieder von Dänemark, das einst Luthers Wittwe und dann Klopstock versorgte einem deutschen Manne Hilfe kommen. Diese Unterstützung rettete damals sein Leben und mit Recht werden die Männer in der Geschichte Deutschlands hochgepriesen, denen wir dies theuere Leben und zwar vierzehn seiner fruchtbarsten Jahre verdanken. Und wie gut nutzte Schiller diese sorgenfreie Muse; denn sobald er einigermaßen hergestellt war, kehrte er wieder zu seinen Beschäftigungen und philosophischen Studien zurück, nur daß er seine Gesundheit mehr schonte und naturgemäßer lebte. Die Frucht seiner dreijährigen Studien waren außer einigen historischen Aufsätzen und Rezensionen, mehrere Abhandlungen, die der neuern Aesthetik zur Grundlage dienten. Er berichtigte darin, was Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft, wie schon oben erwähnt worden, verfehlt hatte, indem er der Sinnlichkeit ihren gebührenden Antheil aus der Kunst zueignete und auf die ausübende und ausgeübte Kunst mehr Rücksicht als jener nahm. So erreichte er mit zunehmender Kraft das Jahr 1793, wo ihn eine lebhafte Sehn-

sucht überfiel seine Heimath, seine Eltern und Jugendfreunde wieder zu sehen. Er reiste im August 1793 nach Schwaben und verlebte daselbst theils in Ludwigsburg, theils in Heilbronn vergnügte, heitere Tage. Hier wurde ihm auch das Glück der ersten Vaterfreude zu Theil und sein Freund Conz*) erzählt in seiner Schrift „über Schiller": Es war ein erhebender Anblick den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinen Goldsohn, wie er ihn oft nannte zu beobachten." Aber auch literarisch beschäftigt war er hier; die Briefe über ästhetische Erziehung sind daselbst entstanden, von welchen Gervinus also spricht: „Sie sind eine der seltensten Schriften, die unsere Literatur besitzt. Dies ist nicht mehr Vorarbeit und Uebung, sondern Resultat und Abschluß. Hier tritt der Schüler über die Lehrer hinweg, er läßt die Aesthetiker der vergangenen Zeit hinter sich zurück. Er tritt aus den Beziehungen zu einzelnen Männern heraus, er steht auf der Höhe der Zeit, er sieht sich nicht mehr in der Mitte streitender Tendenzen in einzelnen Zeitgenossen, sondern in der Mitte der Tendenzen des Jahrhunderts. Wie ihn innerhalb Deutschland der erregte Kampf zwischen Dichtung und Philosophie bewegte und ihn gleichsam zu dem Versuche antrieb, wo er mehr vermöchte und wo er sich heimischer fühlte, so gohr auch das politische Treiben in ihm, und nöthigte ihn, über das Verhältniß von Staat und Literatur, von Politik und Dichtung zu denken, um sich in den verworrenen Richtungen der Zeit Eine zu suchen, der er sich mit freier Wahl anschließen möchte." — Auf Schiller, der schon zehn Jahre vor der Revolution in seinen jugendlichen Dichtungen Ideen aussprach wie sie kaum kühner in dem Nationalconvent wieder gehört wurden, machten die neuesten Ereignisse in Frankreich den gewaltigsten Eindruck und wenn Göthe in Poesieen den erregten Sturm der Seele zu beschwichtigen suchte, so unternahm es Schiller mittelst der Philosophie den Weg zu finden, auf welchem Deutschland sich in diesem Drange zurecht finden könnte. So geschah es, daß diese Briefe die hohe Würde der Kunst behaupten sollten, indem sie ihr den mächtigsten Einfluß auf

*) nachmals Professor zu Tübingen.

den Staat einräumte, so wie er schon früher in dem Gedichte, **die Künstler**, nur weniger bestimmt, dargethan hatte. **Schiller** fühlte nämlich wie wenig zeitgemäß es sei von der Schönheit zu sprechen, da alle Welt nur von Freiheit hören wollte, von Freiheit der sich eben in Frankreich eine ganze Nation jubelnd im Taumel der Begeisterung zum blutigen Opfer brachte. Da will er nun zeigen, daß ein Volk, um zur Freiheit zu gelangen, den Weg durch das Aesthetische nehmen müsse. Nur bei den poetischen Griechen war Freiheit möglich, bei uns, wo das gemeine Volk verwildert, die Höhern und Gebildeten erschlafft sind, könne sie nicht stattfinden. Wer wollte diesen, die ihre Freiheit nicht gebrauchen, die Freiheit nehmen, um sie dem großen Haufen zu geben, der sie mißbrauchen würde.

Also nicht Revolution, gewaltsame Umwälzung wie in Frankreich, sondern allmälige, vernunftmäßige Reform, die von Veredlung des Charakters ausgehen mußte, ist in Deutschland zu wünschen. Da sich aber unter einer barbarischen Verfassung der Charakter nicht veredeln kann, müßte man ein Mittel aufsuchen, welches vom Staate unabhängig ist und Quellen eröffnen, die sich von dem allgemeinen Verderben rein erhalten haben. Dies Mittel ist die schöne Kunst. Durch sie wird die Menschheit, die den **Ernst** der Grundsätze nicht ertragen würde im Spiel veredelt. Dem Einwurf, daß eben die Kunst jene Erschlaffung der höhern Stände herbeigeführt habe, begegnet er dadurch, daß er die Erfahrung nicht als Richterin anerkennt und auch zugleich die Frage aufwirft: ob die bisher geübte Kunst die wahre sei? Letztere Frage erheischt denn genaue Feststellung des Begriffs, **was schöne Kunst sei?** Und so hätte er die Ehre der Deutschen gerettet und dargethan, daß Wir keinen Tadel verdienen, wenn wir nicht gleich den Franzosen losbrachen, sondern daß es die Aufgabe der Deutschen sei, erst durch eine allgemeine Bildung die Freiheit möglich zu machen. „Wir haben," sagt **Gervinus**, „in Deutschland den Uebergang von Poesie zur Politik, aus dem Phantasiereich in das der Wirklichkeit, aus der anschauenden zur handelnden, von der ästhetischen zur moralisch wollenden Natur gemacht; wir haben doch ein Etwas von einem Vaterlands- und Staatssinne erhalten, von dem in **Schillers**

Zeit noch kaum eine Spur da war, und eine historische Wissenschaft hat sich gebildet, die damals noch im ersten Keime lag. Wenn der Weg zum Handeln und verständigen Benutzen des Lebens durch Empfindung und Einbildungskraft hindurch geht, so haben wir in dem Gebiete der Letztern bewiesen, daß wir wenigstens auf dem Wege sind: wenn Blüte Hoffnung gibt zur Frucht, so dürfen wir uns einer frohen Aussicht überlassen. Denn wir haben die Blü:e aufgehen sehn und abfallen; auch die Fruchtknospe ist da, noch herb und grün zur Zeit. Es kommt darauf an, ob so viel Lebenstrieb da ist, daß sie die Sonne nicht ausdorrt, sondern reift, der Sturm nicht abweht, sondern kräftigt. Wer ihr jetzt die Triebkraft stärkte der dürfte hoffen, über die Jahrzehnte der pausirenden Nationalentwicklung zurück unserm Dichter die Hand zu reichen, und jener redliche Finder zu heißen, den sich Schiller gewünscht oder geweißagt hat." —

Daß immer noch auch in unserer Zeit Dichter nöthig seien diese Triebkraft zu stärken, wie Tyrtäus jene griechischen Helden zum Kampfe ermunterte, bleibt wohl außer allem Zweifel und die Dichter mögen sich nur an Schillers Briefen zu dem Bewußtseln solch einer Aufgabe erheben, die Andern aber willig ihr Ohr dem Sänger leihen und nicht mit Geringschätzung auf dieselben herabblicken, die bereits so Großes gethan und noch thun werden. Ein treffliches Buch sind auch diese Briefe für künftige Gesetzgeber derjenigen Völker, die noch in Barbarei versunken gerne früher die Frucht der Freiheit als der Gesittung brechen möchten; trefflich für jeden einzelnen Menschen, der noch bei sich den Barbaren wegzuschaffen hat, eh er sich's erlauben darf nach Freiheit zu verlangen. Außer dieser politischen Seite ist noch die philosophische übrig, worin der Dichter eben darthut, wie die Neigung zum Spiele, zur Schönheit und zur Kunst im Menschen natürlich sei und wie dieser Neigung, diesem Spieltriebe, der ihn den Göttern gleich macht, die auch nur spielen, d. h. ohne Zweck und Begierde nach etwas thätig sind, zu folgen sei, damit der natürliche Mensch in uns geistig und der physische sinnlich werde. Der Raum gestattet nicht über diesen Theil der vortrefflichen Schrift sich weiter einzulassen, man könnte Bücher schreiben um Alles zu erklären, was zu einer Begründung einer

Aesthetik darin enthalten ist. Schiller hat durch sie der deutschen Nation, ja der ganzen gebildeten Menschheit ein unschätzbares Geschenk gemacht, seinem Herzen macht es aber auch Ehre, daß er damit eine Schuld abtragen wollte und sie seinem Wohlthäter, dem Herzog von Holstein, einem der wärmsten Anhänger der neuesten Freiheitsideen, widmete.

Ehe Schiller seine Heimath verließ machte er noch die Bekanntschaft mit dem wackern Buchhändler Cotta in Stuttgart, mit welchem er die Herausgabe einer neuen Zeitschrift, die Horen, verabredete, zu welcher er die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen wollte, um Alles zu übertreffen, was jemals in dieser Gattung geleistet worden. Im Mai 1794 kehrte er nach Jena zurück, wo er denn sogleich bemüht war mehrere Gelehrte und Dichter, Wilhelm von Humboldt, den feinen Aesthetiker, Fichte den Philosophen, Woltmann den Geschichtforscher, Herder und vor allen Göthe für seine Zeitschrift zu gewinnen. Letzterer, der sich seiner entgegengesetzten Geistesrichtung halber bisher von ihm abgewendet hatte, begann sich allmälig mit ihm auszusöhnen. Die Briefe über ästhetische Erziehung thaten dabei die beste Wirkung, Göthe las sie zweimal und fand sich als Dichter und als Mensch gestärkt und gefördert durch sie. Noch mehr befreundete er sich mit ihm durch eine auch schon in Schwaben begonnene philosophische Abhandlung: über naive und sentimentale Dichtung, woraus wir nur die Stelle nehmen und hersetzen wollen, die sich auf Göthe bezieht. Nachdem Schiller die Dichtungsweise der sentimentalischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts bis zu den siebziger Jahren schildert, um die im ersten Theile der Abhandlung aufgestellten Grundsätze durch Beispiele klar zu machen, fährt er also fort: „An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessirt sein zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu sein, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise

aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt um zu der wahren Realität durchzudringen. — Dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in iegend einem andern wirkt, und der sich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt. Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinkt Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her Alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nemlichen Dichters kehrt der nemliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück: selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjektive Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Verschiedenheit! — entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff dies erfoderte, auf beiden Seiten sehr vergröbert und materialisirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwickelung dieses in vier so verschiedenen Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Göthe und Schiller gemeinschaftlich.

Sobald die beiden Meister sich einander genähert hatten, begann sich auch ein Verhältniß zu bilden, welches in der Literaturgeschichte einzig in der Art ist, weil es Männer von der verschiedensten Richtung, deren einer der Sohn der Freiheit, der andere der Sohn der Natur, jener vom Ideale zur Wirklichkeit, dieser von der Wirklichkeit zum Ideal emporstreben, sich aus Liebe für Kunst und Wissenschaft und für die gesammte Nationalbildung zu einem Zwecke verbanden. Wie richtig sich aber beide selbst erkannten und beurtheilten liegt in dem Briefwechsel derselben vor und wir heben dasjenige, was sich zunächst auf die Charakteristik beider bezieht heraus:

So schreibt Schiller zuerst an Göthe wie folgt: „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigte. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen, denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die man nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit Ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltsten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn gleichsam der Natur nach erschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellung in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überle-

genes Genie diesen Mangel von innen entdeckte und von außenher durch die Bekanntschaft der griechischen Natur, davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur, nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könnte es keine größere Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbständiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriffe bin — verzeihen sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten

Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht." Die Antwort Göthes war die freundlichste, voll Anerkennung dessen, was Schillers tiefblickender Geist erfaßt; worauf denn ein zweiter Brief Schillers die Selbstkritik mit einer bewunderungswürdigen Schärfe und Unbefangenheit zugleich darlegt.

Jena, den 31. Juli 1794.

„Bei meiner Zurückkunft auf Weißenfels, wo ich mit meinem Freunde Körner aus Dresden eine Zusammenkunft gehabt, erhielt ich Ihren vorletzten Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel. Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialischen Reichthum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser benutzen, und

eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleine Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern, zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv und alle ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination als Ihre gemeinschaftliche Repräsentation, gleichsam kompromittirt zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet." Da war der Bund geschlossen und Göthe sprach es geradezu aus, was ihre beiderseitige Aufgabe sei; sich beide in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes zu denken, um ihr Räderwerk vollständig zu machen. Sofort wurde nun ans Werk geschritten, Schiller genas über die Freude eines solchen Bündnisses an Leib und Seele, er schlug den Ruf zu einer Professur in Tübingen aus,

weil ihm nun Jena, wo er seinem Freunde so nahe war, und das er so leicht in zwei Stunden mit Weimar vertauschen konnte, wenn sie sich besuchen wollten, und Göthe kehrte auch wieder mit jugendlicher Kraft zur Poesie zurück. So erschienen denn im Jahr 1795 die Horen, wozu Kant, Fichte, Herder, Humboldt, Garve, Heinrich Jacobi, Engel, Matthisson, Gotter, Woltmann, die beiden Schlegel u. a. Beiträge lieferten. Die thätigsten waren aber die Herausgeber selbst, denn außer den philosophischen Abhandlungen Schiller's und Göthe's poetischen Schriften der neunziger Jahre, erschienen auch von ihnen neue Gedichte, wie z. B. Pegasus im Joche, der Spaziergang, Poesie des Lebens, Ideal und Leben, Würde der Frauen u. a. von Schiller; Glückliche Fahrt, Meeresstille u. a. von Göthe. Der Unterschied der eben erwähnten Poesien Schillers und seiner frühern, kündete eine neue Periode des Dichters an, worin zwar noch immer die Sentimentalität vorherrschte, Inhalt aber und Ausdruck bedeutender und frei von jugendlicher Rhetorik wurden und konnte er auch nicht das Lyrische erreichen, was seinem Freunde angeboren war, so brachte seine gereifte Einsicht in das Wesen der Kunst seine Schöpfungen der hohen Einfalt doch immer näher, welche das höchste Ziel dieser Gattung ist. Göthe hatte indeß seinen Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre beendigt, worin Bekenntnisse seines geheimsten Lebens mitgetheilt wurden. So anziehend aber auch die erste Hälfte ist und so sehr sie sich durch ihr poetisches Leben einem wahren Epos mehr als alle übrigen Romane der Zeitgenossen nähert, blieb doch der Dichter in der zweiten Hälfte weit hinter der allgemeinen Erwartung zurück, indem sie durch ihren lehrhaften Ton und Inhalt nicht befriedigte. Dieselbe Unzufriedenheit bezeugten auch Schiller und W. Humboldt, und Ersterer mahnte ernstlich, „Göthe möge sich nicht in die Reihe der Jean Paul Richter stellen und lieber seine ganze Kraft aufbieten, und nicht in Prosa Romane, sondern in poetischer Sprache ein Epos schreiben. Wirklich unternahm es Göthe noch in demselben Jahre, ein Gedicht, in der Art der Vossischen Luise, die er öfter in Familienkreisen vorzulesen pflegte, zu dichten, worin er gewisse herrschende Vorstellungen,

Gefühle und Begriffe der Zeit aussprach, „und das still-bürgerliche und häusliche Leben in den Kreis der Poesie erhob. „Der Plan von Hermann und Dorothea," (das ist der Titel des Gedichts), schreibt er selbst „war gleichzeitig mit den Tagesläufen (1796) ausgedacht und entwickelt; die Ausführung war während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben."

W. Humboldt hat in seinen ästhetischen Versuchen dieses Meisterstück trefflich beurtheilt, indem er die gesammte Schönheitslehre an demselben entwickelte und überall zeigte, wie unmittelbar und doch vollendet es dem Genius entsprungen sei. Göthe war von Voßens Luise angeregt worden, allein er hat sein Vorbild weit übertroffen; aus der Idylle, die sich auf das stille Pfarrleben beschränkte, ist es ein wirkliches Epos geworden, worin sich das gesammte häusliche und bürgerliche Leben der Deutschen und im Hintergrunde selbst das Weltleben darstellt, so daß Gervinus richtig bemerkt: „Kein Gedicht bestehe, das Homer so nahe träte, wie dieses und wo griechische Form mit deutscher Natur so innig vermählt wäre; ja es sei das einzige vielleicht, was ein wiedererstandener Grieche ohne Erläuterung verstehen würde." Nachäfferei homerischer Dichtung ist es freilich nicht, aber Hermann der wackere Jüngling, Dorothea die hohe Jungfrau voll Anmuth und Verstand und alle übrigen Personen sind wahrhaft plastisch, keine Zugabe unwesentlicher Dinge, mit denen nur die nächsten Zeitgenossen bekannt sind, voll lebendiger Sinnlichkeit in einer fortschreitenden Handlung sich bewegend; die ganze Atmosphäre in der sich diese Gestalten bewegen ist aber antike Harmonie und Ruhe. Freilich erhebt sich das Leben dieses Epos nicht über den häuslichen und bürgerlichen Zustand, das in Befriedigung eigenen Wohlbehagens sein Ziel findet, und man tadelt den Dichter, der zur Zeit, als das linke Rheinufer, vom deutschen Reiche getrennt, deutsche Familien aus ihrem

ruhigen Besitz vertrieben in die Fremde hilflos und rathlos verjagt, und die blühendsten Provinzen des Vaterlandes von Feuer und Schwert des Feindes zerstört wurden, daß da der Dichter von einem Bürgerssohne singen konnte, wie der ein vertriebenes Mädchen zur Gattin wählte. Allein wie konnte in einer Zeit wo Volk und Fürsten sich solche Schmach gefallen ließen, wie konnte da ein Heldengedicht voll unsterblicher Thaten entstehen. Galt nicht von Göthe, was er seinem Hermann in den Mund legt:

„Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber
Der sich hingibt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben."

Der da behaupten wollte, Göthe habe den Ruf der Menschheit nach Staatsverbesserung und Freiheit nicht vernommen, der lese nur das Gedicht mit Aufmerksamkeit und beherzige die bezüglichen Stellen, wenn z. B. der junge Hermann zum Nachbar spricht:

Keineswegs denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?

Wie trefflich schildert der Dichter dann das ruhige deutsche Bürgerthum im dritten Gesange, „wo der Sohn den Vater zu übertreffen trachtet, und Alles zu verbessern, wie es die Zeit lehrt und das Ausland;" zugleich aber den Schlendrian," der keinen Schritt vorwärts thut und gerne Alles beim Alten und wäre es schlecht lassen will. Spricht Hermanns Vater:

Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich wes Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,

Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.

Von der Schilderung des Bürgers geht er über zu der des weithinschauenden Weltbürgerthums; doch der würdige Pfarrer mahnt:

„Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höhern nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten,
Und sich dessen zu freun, was Jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig."

Wie dann einer der Ausgewanderten, der ehemals Richter im Dorfe war, das sie verlassen mußten, die Zeit selber schildert:

Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in erster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Und wie derselbe Alte die Drangsale der Revolution beschreibt:

Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung gestört ward;
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heran hob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit;
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,

Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet,
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen, sie pflanzten mit Lust die muntern Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung,
Hoch freute sich da die Jugend, sich freute das Alter
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich, und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelass'nes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges.

Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtling kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten,
Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen, und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschonung;
Ueberall ras'te die Wuth und die feige, tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könnt' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, so bald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurück trieb.

Endlich liegt in den Worten Hermanns, die er nach der Verlobung spricht, die Aufgabe des deutschen Volkes in dieser Zeit:

Aber der Bräutigam sprach mit edler, männlicher Rührung:
Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum,
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit, auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser. So laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammen stehend erlagen.
Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen,
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Warum ist aber die Macht nicht aufgestanden gegen die Macht, als darauf die Feinde über ganz Deutschland kamen? warum ist dieses Nationalgedicht nicht in Kirchen und Schulen, wie früher die Messiade angeführt und gelesen worden, nicht statt Menschenhaß und Reue und Indianer in England auf der Bühne von den Deklamatoren und Schauspielern mit allem Aufwande der Beredtsamkeit vorgetragen worden. Im Jahr 1796 war es noch Zeit die Jugend zu kräftigen, die dann zehn Jahre später siegreicher gekämpft hätte.

Wahr ist es indessen, daß zu wünschen gewesen wäre, Göthe hätte zu den alten Nationalgedichten der Deutschen zurückkehren mögen; allein die Nibelungen und Gudrun waren damals zu wenig eingeführt, und Göthe sagte wohl selbst als Greis, da sich die Romantiker mit dergleichen Nachbildungen hervor thun wollten: „wäre ich nur jung, ich wollte diesen Leuten zeigen wie sie es anfangen müssen, die alten Schätze der Nation zuzuleiten.“

Wie Göthe dann in den nächstfolgenden Jahren im Epischen fortstrebte beurkunden seine Romanzen und Balladen aus dieser Zeit; ja auf seiner zweiten Reise in die Schweiz 1797 faßte er auf Ort und Stelle, wo Wilhelm Tell an's Ufer sprang, die Idee, über diesen gefeierten Schweizer-Helden ein Epos zu schaffen. Leider ist es nicht geschehen, und das auch zwei Jahre später entworfene Epos: die Achilleis ist nur Bruchstück geblieben. Desto fruchtbarer war er als Lyriker, die anmuthigsten Lieder spendete er in dieser Zeit, und vor allem beschäftigte ihn das Theater, welches eben jetzt durch die Mitwirkung der beiden Meister in Weimar in höchster Blüthe stand. Leider neigte sich der Tag des jugendlichen Schaffens für Göthe allmälig, es wollte sich Nichts gestalten, nur an seinem Faust arbeitete er von Zeit zu Zeit fort, um aus den Bruchstücken ein Ganzes ein bühnengerechtes Schauspiel zu ma-

chen, was ihm aber erst 1806 gelang. Doch was unter allen Schriften, welche Göthe und Schiller gemeinschaftlich herausgaben, die gewaltigste Wirkung auf die gesammte deutsche Literatur ausübte, waren die Xenien*) oder Sinngedichte, wozu Göthe, der schon dergleichen früher mitgetheilt hatte (die venetianischen Epigramme) den Vorschlag machte. Sie sollten auf die deutschen Zeitschriften, welche das Publikum beherrschten und das alte Mittelmäßige mit lautem Lobe, das neue Gute nur lau ja mißgünstig aufnahmen, gerichtet sein. Schiller bot hiezu mit gewohntem Eifer die Hand, weil es für ihn etwas Reizendes hatte, mit Göthe ein Ganzes in Gemeinschaft auszuführen. In kurzer Zeit war eine große Anzahl (mehr als 400) solcher Epigramme fertig und sie erschienen im Musenalmanach 1797, den Schiller neben den Horen herauszugeben anfing, um die poetischen Arbeiten, die in großer Menge eingesandt wurden, von den prosaischen in den Horen abzusondern. Waren diese Xenien auch bloß mit G. und S. bezeichnet, so lassen sich doch die Verfasser der einzelnen Stücke leicht daran erkennen, daß die Schillerischen schlagender und schärfer waren als die Göthischen. Da bekam denn zuerst die gemeine Menge, ohne Sinn für Kunst und Poesie, ihren Theil.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir graut
Seh ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig,
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

---

*) Xenien nannte man bei den alten Griechen Geschenke, die man den geladenen Gästen zu geben pflegte; der römische Epigrammatiker Martial gab einen Theil seiner Sinngedichte unter der Ueberschrift Xenien heraus, weil jedes derselben mit dem Namen eines zu einem Gastmahl gehörigen Gegenstandes bezeichnet war.

Die Belohnung.

Was belohnet den Meister? der zart antwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

Das gewöhnliche Schicksal.

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur gibt dir der Leser zurück.

Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der Deutsche muß nieder sich bücken dazu.

Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?" so fragt ihr den Bildner des Schönen,
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

Dann geht es über die Ueberzüchtigen los, die in der Poesie nichts als Moral suchen und haben wollen.

An die Moralisten.

Lehret! Das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus.

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider und doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend? — Ich wollte wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

Aber auch die Schulphilosophen werden nicht verschont.

Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus!



Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel,
Dieser die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

Am schlechtesten kommen die mittelmäßigen Dichterlinge davon, da heißt es unter Andern:

Dilettant.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Schulmeister zu Breslau. (Manso.)

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Praeceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Amor als Schulcollege.

Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant den es jückt locker und lose zu sein.

Reichsanzeige.

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

Deutsche Bibliothek.

Zehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Borussias. (von Jenisch.)

Sieben Jahre nur währte der Krieg von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Schink's Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik.
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.

Nikolai.

Nikolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Die herbste Satyre traf aber Kotzebue und die übrigen Bühnendichter, die mit ihren Rührspielen aus dem gemeinen Leben alle Poesie von der Bühne verdrängten: die bezüglichen Xenien hat Schiller in seinem Gedichte Shakespeares Schatten in ein Ganzes verbunden: Auch die Frömmler und philantropischen Pädagogen wurden betheiligt und die ganze Dramen- und Kinderliteratur wurde preisgegeben. Der Aufruhr, den sie verursachten, war ungeheuer; Nikolai nannte den Musenalmanach einen Furienalmanach und erklärte die Herausgeber öffentlich für ehrlos und die Theologen sprachen den Bann aus über die Unchristen, die ein Epigramm wie folgendes schreiben konnten.

Die Theophagen.

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

Wäre den Angegriffenen Göthe nicht zu hoch gestanden, so drohte ihm das Schicksal Liscows und man sahe wiederum, welch ein unversöhnliches Geschlecht die Schriftgelehrten seien; wie viel ärger und herber wurden Kaiser Joseph und König Friedrich der Große mitgenommen, ungestraft blieben die Verfasser der zahllosen Schmähschriften, gegen welche die Xenien immer noch

höchst manierliche Witzspiele sind, so daß man behaupten kann unsere Meister hätten die Lehrlinge und Pfuscher mit goldenen Ruthen gestrichen. Göthe belustigte sich an dem Grimme der Gezüchtigten, „die er einmal recht aus dem Fundamente geärgert habe" und hatte die Freude zu erleben, wie bald darauf von der jungen Schule fortgeführt wurde, was er begonnen hat. Allein er wünschte nun durch neue und vorzügliche Werke den schlimmen Eindruck aufzuheben, „denn," wie er sagte, „nach diesem tollen Wagestück müssen wir uns blos würdiger und großer Kunstwerke befleißigen und unsere poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln. Von seinen Leistungen in den Jahren 96, 97 und 98 ist bereits gesprochen worden, was Schiller in diesen Jahren brachte, wollen wir nun anführen. Vor allem waren es lyrische und epische Gedichte oder sogenannte Romanzen und Balladen, welche seine fruchtbare Muse spendete und „goldene Hesperiden-Aepfel aus der schönen Griechenwelt: die Klage der Ceres, Dithyrambe, die Sänger der Vorwelt, ja selbst die Theilung der Erde könnte hieher gezählt werden. Ueberall die Klage, die elegische Wehmuth über die Verachtung der Poesie, über die Menge, die kein Ohr hat zu hören ihre Sänger. Doch auch das Hochgefühl des Dichters, der im Olympus neben Zeus selber wohnt, weil ihm die Erde keinen Raum will gönnen. Eins seiner schönsten Gedichte ist das Mädchen aus der Fremde, wo in einer anmuthigen Allegorie die Poesie und ihre Wirkungen auf das menschliche Gemüth geschildert werden.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

So erscheint die Poesie den Menschen, allein woher sie komme und wohin sie gehe? ist unbekannt, geheimnißvoll ihr Ursprung, wie alles Göttliche.

Sie war nicht in dem Thal geboren
Man wußte nicht, woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Aber sie beglückt die Menschen so lang sie unter ihnen weilt.

Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

So herablassend mild und freundlich sie unter die Menschen tritt, wird sie doch selbst nie gemein unter den Gemeinen, duldet nicht gemeines Spiel, nicht unheilige Vertraulichkeit. Mannigfaltig sind ihre Gaben, wie die Natur sie reicht, doch ihre Blumen, ihre Früchte sind aus andern Regionen, wohin nur die Phantasie mit ihren seligen Träumen und Ideen reicht.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

Und theilet Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Niemand wird von ihr übergangen, Jedem theilt die Poesie ihre Gaben mit, wie das ein neuerer Dichter Rückert in einem Sonett weiter ausmalt; doch am besten werden Liebende von ihr bedacht, weil diese Empfindung, wenn sie wahr und innig ist, der Poesie am nächsten kommt, wie im Mittelalter Liebe und Poesie im Schwesterbunde neben einander wandelten.

Willkommen waren alle Gäste
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Wer erblickt nicht in diesem Gedichte eine Annäherung der Schillerischen Muse an die Göthische, dieselbe griechische Einfalt, dieselbe harmonische Ruhe und leichte Grazie, ohne alle Rhetorik, deren Schiller nur in wenigen Gedichten sich entledigen kann. Hier folgt auch des Vergleichs halber das eben erwähnte Sonett.

Frühling und Dichter.

Der Frühling übt ein fröhliches Verschwenden,
Ersetzend Blumen, die ihm gestern starben,
Mit neuen heute, bis mit seinen Garben
Der Sommer wird das Blüthenleben enden.

Indeß ich Sorg' und Mühe muß verwenden,
Auch Blumen, die am Herzen tragen Narben,
Doch ausgestattet sind mit bessern Farben,
Aus tiefer Brust der Sonne zuzuwenden.

Mein Treiben und des Frühlings ist das gleiche;
Nur daß der Frühling nicht die Kunst gefunden,
Mit Leben die Gestorbnen zu begaben:

So daß, wenn unsre Blüthenzeit verschwunden,
Ich Armer mehr, als er, der überreiche,
Von Blumen mehr, als er, werd' überhalten haben.

Als darauf die wieder begonnenen Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum in freudiges Erstaunen setzten, schrieb er sein wahrhaft antikes Gedicht Pompeji und Herkulanum. Außer dem strebte er auch wie Göthe in den höchsten Gattungen der Poesie, im Epischen und Dramatischen etwas zu leisten. Zu Ersterm sollte nur gleichsam die Vorarbeit, Romanzen und Balladen bilden. So entstanden der Ritter Toggenburg, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, der Handschuh, der Ring des Polykrates, die Bürgschaft, der Kampf mit dem

Drachen. Sind auch diese Dichtungen in dem Sinne der neuern Aesthetik mehr poetische Erzählungen, als Romanzen oder Balladen, so sind es doch poetische Erzählungen im edelsten Sinne, nicht wie jene von Pfeffel, Heinrich Nikolai u. a. die sich auch dieses Beiwort zueignen. In Schillers Balladen ist die ganze Pracht und Schönheit der deutschen Sprache ausgebreitet und die ganze Darstellung weist auf ein dramatisches Talent, wie es kein deutscher Dichter besaß, daß er weniger zum Epiker als zum Dramatiker geschaffen sei, mußte er denn auch fühlen, weßhalb er sich wieder mit aller Kraft dem Theater zuwandte. Da war es nun Wallenstein, ein Stoff mit dem er sich schon lange herumtrug, den er endlich zu schreiben anfing, und da ihm das Werk unter den Händen wuchs, erst in drei Jahren vollendete. Mit Bewunderung sehen wir hier den Dichter die Manier seiner Jugend aufgeben und die Regeln der Kunst, die er in seinen ästhetischen Schriften selbst aufgestellt, so viel sein freier Genius es erlaubte, gewissenhaft befolgen. Er hätte lieber können Gustav Adolph zum Helden seines Trauerspiels machen, aber er fürchtete von seiner Begeisterung für den Helden hingerissen in seinen alten Fehler des Idealisiren's zu verfallen. Darum wählte er Wallenstein, dessen historischer Charakter eben so real, als Bonaparte's war, der eben damals durch seine Thaten Europa staunen machte, durch die Bearbeitung eines so unpoetischen Stoffes hoffte er also seiner Poesie das rechte Maß zu geben und des Excentrischen los zu werden. Wie herrlich ihm dies gelungen, und wie er doch aus solchem Stoffe ein solches Meisterstück geschaffen habe, hat am richtigsten und treffendsten Süvern dargethan, indem er es den griechischen Tragödien an die Seite stellt, so daß wir nur ihm folgen dürfen wenn wir in engster Beschränkung über dieses Buch ein allgemeines Urtheil aussprechen sollen. Wie in der griechischen Tragödie wird nämlich auch in Wallenstein eine große ungeheuere That, durch die Verkettungen des Schicksals herbeigeführt, dessen Zorn der Held selbst aufforderte, nicht durch ein niedriges, schlechtes Herz, sondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige in ihre

Folgen verstrickt. An Selbständigkeit gleicht er der alten, an weit um sich greifender schauderhafter Wirkung der shakespearischen Tragödie. Bei dem Geiste muß das Drama gefaßt werden, der von Wallenstein ausgeht, einem Helden, in welchem der Urgeist in mächtigem Leben aufstrebt der eine Welt im Busen trägt und ein Gefühl unerschwinglicher Kraft. Selbst über der irdischen Gemeinheit erhaben, wie die Sterne über der Erde, knüpft er diese Kraft, die er in seiner Brust greift, an jene himmlischen Gewalten, und bannt das ihm Eigenste, an das Fremde, dessen Allmacht der Glaube der Zeit geheiligt hatte. Wer das in ihm Aberglauben nennt, der hat kein Organ für den großen Weldsinn, welcher in dem Helden liegt. Es gibt sogenannten Aberglauben, dessen nicht jeder fähig ist. Er entspringt aus dem zartesten kindlichen oder dem glühenden mächtigen Geiste; die Religion wird bildend, und ein Herz voll warmen Lebens webt sich selbst aus sich hinaus, vergöttert sich in der Natur rund um sich her, und glaubt in lieblicher Täuschung, es ströme der Quell ihm von freundlichen Mächten zu, der in seinen eignen innersten Adern entspringt. Aus diesem lebendigen Glauben entstanden zuerst die Gottheiten aller Religionen. Ein Dichter war es, der zuerst in dem schattigen Baume, in der rieselnden Quelle ein lebendiges Wesen erblickte; ein Dichter der Weise, der der Vollkommenheit Urbild mit einem Lichte umwob, dazu kein Mensch kommen kann. In dem gefesselten Sinne, im todten Herzen der Menge, die mit hohlen Formeln spielt, entstand erst der Aberglaube. Wer die religiösen Dichtungen würdig verstehen will, muß selbst der Religion fähig, sein Herz erwärmt, sein innerer Mensch erschaffen sein. Darum nimmt den Herzog auch treu die reine Seele, der Max Pikkolomini, welcher durch Liebe erweckt, durch Liebe zur Andacht, zum Glauben an Götter belebt ist:

> Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer!
> Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
> So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
> Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Und daß Illo und seines Gleichen diesen Glauben schmähen, daß sie täuschend sprechen:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!

das ist wahrlich nicht die Frucht eines erhellten Geistes, vielmehr eines noch völlig blinden, der Niedrigkeit worin sie sich herumtreiben. Wallenstein erklärt ihm dies herrlich in seiner Sprache:

Du red'st wie du's verstehst! wie oft und vielmals
Erklärt' ich dir's! — dir stieg der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott,
Du kannst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finster wühlen
Blind wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Bleifarbnen Schein ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst du sehn,
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen,
Darin vertrau' ich dir und glaube dir!
Doch was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet im Abyssus der Natur,
Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln —
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die central'sche Sonne,
Die sieht das Auge nur, der entsiegelte Blick
Der hellgebornen heitern Joviskinder.

Eines solchen Geistes Element ist Schaffen und Wirken, Ruhe tödtet ihn; und weit entfernt, im gegenwärtigen Kreise sich zu beschränken, weckt jeder erreichte Zweck noch mehr seine Kraft, hebt ihn zu einem höhern Ziele.

Nicht Hochmuth, nicht kleinliche Meuterei gegen seinen Kaiser ist die erste Triebfeder von Wallensteins Unternehmen; es war ihm anfangs gar nicht Ernst es dahin zu treiben wohin es nachher gedieh: allein das Uebermaß seiner Kraft verleitet ihn Alles zu verachten, was sich seinem Willen entgegenstellte und so tritt er aus seinem eignen Ich heraus, verliert seine geistige Freiheit, und ge-

räth in die Gewalt des Schicksals. So sieht er nicht wie sein Freund Octavio zu seinen Feinden übergeht, und wie Alles sich zu seinem Sturze vorbereitet; und wie ihm endlich die Augen geöffnet werden, ist es zu spät, er verstrickt sich immer mehr in den ausgeworfenen Netzen, bis der furchtbare Buttler, vor dem ihm lange schon graute, mit den Söldnern eintritt, dem großen Feldherrn den Todesstreich zu geben. Als nun das Entsetzliche geschehen, da ruft der redliche Gordon aus:

O Schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehn, mein ich, wo er fiel.
Wir in des Looses Mittelmäßigkeit
Erfuhren nie, noch können wir ermessen
Was sich auf solcher Höhe der Gefahr
In solches Mannes Herzen mag erzeugen!

Doch wie meisterhaft ist diese furchtbare Catastrophe vorbereitet, wie spricht sich die Ahnung derselben bei Wallenstein selbst, und bei seiner Tochter aus! Letztere spricht während des Mahles, bei dem die Generale versammelt sind

Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus,
Und schleunig will das Schicksal mit uns enden.
Aus stiller Freistatt treibt es mich hinaus,
Ein heftig Wollen muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmlische Gestalt,
Ich seh sie nah, ich seh sie näher schweben,
Es zieht mich an mit göttlicher Gewalt,
Ich möchte gern, und kann nicht widerstreben! —
O wenn ein Haus in Feuer soll vergehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
Es fährt der Blitz herab aus heiter'n Höh'n,
Aus unterird'schen Klüften brechen Flammen,
Wild jauchzend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude.

Und das ist eben, was zum erhabensten Pathos die lieblichste Grazie in diesem Drama hinzufügt, daß mit Wallenstein manches schuldlose Haupt, manche reine Seele, welche durch heilige Bande des Bluts und der Liebe mit ihm vereint ist, fallen sollen. Alles,

was ihn berührt, soll auch mit ihm in ein unglückseliges Verhältniß fallen. Nicht bloß das Heer soll zerstieben, welches er schaffend hervorgezaubert und in welchem er gleich einem Gotte waltete; auch was in des Hauses stillem Frieden sich an ihn schmiegte, ist dem Untergange geweiht.

> Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
> Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen.
> Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
> In Brand geräth, mit einem Mal' und berstend
> Auffliegt, und alle Mannschaft, die es trug,
> Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
> Wird er uns alle, die wir an sein Glück
> Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

Wallenstein ist der Geist, Max Pikkolomini und Thekla sind das Herz des Stücks, und des Geistes übergroße Kraft richtet das Herz zu Grunde. Die reine lautere Menschheit durch Liebe zum vollen Gefühle erwärmt, ist in ihnen dargestellt in ihrer schönen Eintracht, noch nicht aus ihrem unschuldigen Schlummer gerissen. Er, in der Mannheit ungeschwächter Blüte, kannte schon lange die Oberfläche der Welt, hatte auf ihrem Schauplatze schon oft die rege Kraft versucht, und in kühnen Thaten des Herzens heißen Drang gekühlt. Wohl bildete sich um ihn manches edle Verhältniß der Freundschaft, und die zarte Sitte, der höhern Abkunft Zeichen, goß sich aus auf Alles was ihn berührte. Sein Corps ist Muster des Anstandes und der Gesetztheit; des Bluts Verbindung mit seinem Vater hat ihren Dienst gethan, und ist in einem edleren freierem Verein der Menschlichkeit verwandelt; und ahnend in Wallenstein die Reife des Keims, der jetzt in ihm erwachte, schloß er sich fest an ihn, und strebte dem hohen Stamme nach. Und doch war alles ihm noch bedeutungslos, die Welt noch leer, ihr innerer Kern noch nicht entbunden, aus welchem alles Leben quillt, das stille Geheimniß seines Herzens hatte er noch nicht geschaut.

Thekla erblickte er, fand sich selbst im Spiegel ihrer Seele, und plötzlich entzündet sich der helle Funke, der die Welt ihm aufthut. Alles andre ist jetzt ihm todt, zärtlich weilt er nun in sich selbst und seinem neuen Dasein und dem, was ihm das Leben gab.

Süße Begeisterung erfüllt ihn ganz; mitten im Kriege, worin er aufwuchs, fand er das Bild der Ruhe und des Friedens, die Sterne Wallensteins werden auch ihm bedeutend, und im tiefsten Gefühle des Heiligsten ruht seine Liebe endlich in Andacht und Religion. Des Treibens um sich überdrüssig, sucht er eine Freistätte für sein Herz; in einer Kirche sah er ein Muttergottes-Bild

und jetzt auf einmal
Ward ihm die Andacht klar so wie die Liebe!

Thekla hingegen, fern vom Geräusch der Welt im Schooße des stillen Klosters auferzogen wie im Schutze der jungfräulichen Unschuld, entfaltet, wie die zarte Knospe, wenn der Thau des Himmels sie berührt, bei des Geliebten Anblick die junge Blüte und lacht in freudigem Erstaunen dem neuen heitern Licht entgegen.

Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe;
Er hat ein Recht an sein Geschöpf.
Was war ich
Eh' seine schöne Liebe mich beseelte?

Max ward durch die Liebe stiller, inniger; schon umgeben mit mancherlei schönen Werken, findet er erst jetzt den innern Reichthum, und die leise Musik der Seele wird ihm vernehmbar. Thekla umarmet wonnevoll, was ihr im Vorgefühl nur da war, sie fühlt mit vorhin unbekannter Freude, wie die neue Welt sich ihr eröffnet und webet leichter in der freien Schöpfung. So lyrisch und warm, so voll seligen Friedens schweben die beiden in die Unruhe und gährende Bewegung der Welt hinein, daß man in die Gesänge des alten Chores versetzt wird. Wenig von der Menschen Thun und Treiben verstehn sie, nichts eignen sie sich zu, als ihre Liebe, und fremd in dieser allgemeinen Verwirrung entfliehn sie endlich der Erde."

Es ist Schiller durch seinen Wallenstein der Schöpfer des neuen deutschen Trauerspiels geworden, wenn wir von der Wirkung desselben auf das Volks- und Zeitgemäße schließen wollen. Ob es für unsere Zeit, und unsere Nation nicht vortheilhafter wäre ohne

Einmengung des furchtbaren Schicksals, wie im altdeutschen Götz von Berlichingen, oder in der griechischen Iphigenie mit versöhnender und ausgleichender Catastrophe zu schließen, ist eine Frage; gewiß ist es, daß die neuesten Tragiker, die auf dem Wege Schillers fortgeschritten sind, das deutsche Theater nicht gefördert haben, weil sie eben das Fatum nicht in seiner poetischen Gewalt aufzustellen wußten. Auch dadurch, daß im Wallenstein mehr Rede als Handlung ist, hat Schiller ein böses Beispiel gegeben, denn wir stehen viel aus von den hohlen Deklamationen, und langen Reden, die in den neuesten Trauerspielen statt finden. Doch benimmt dieser Erfolg dem großen Dichter Nichts von seinem Ruhme und einem solchen Genius muß man gestatten in der Weise zu gebaren, welche die seinige ist. — Zu diesen Eigenheiten gehört auch, daß Schiller die Soldatenscenen, gleichsam den Chor, von der Tragödie trennte, um nicht den idealen Ernst des Ganzen durch die reale Einmengung der gemeinen Wirklichkeit zu stören. So entstand das Vorspiel: Wallensteins Lager, welches schon 1798 fertig war und zur Eröffnung des neuen Weimarer Theater's aufgeführt wurde. Mit ungemeiner Liebe bestrebten sich die Schauspieler dieses herrliche Volksschauspiel aufs Beste darzustellen, Göthe und Schiller leiteten die Proben, die Erwartung des Publikums, nach zehn Jahren wieder einmal Etwas von dem Liebling der Nation zu sehen, war außerordentlich, der Beifall, das Entzücken bei der Aufführung brachte in die kalten nordischen Gemüther ein Feuer der Begeisterung, wie man es nur in Italien und Frankreich bisher kannte. Noch in demselben Jahre folgte Pikkolomini, der erste Theil der Tragödie, denn wie gesagt, das Werk wuchs ihm unter den Händen und er mußte es außer dem Vorspiele noch in zwei, noch immer zu lange Theile, fällen. Hätte er doch gleich Shakespeare und Göthe die Volks= (hier Soldatenscenen) im Stücke selbst gelassen, das gäbe dem Ganzen mehr Leben und hätte den Dichter etwa gemahnt sich in seinen langen Reden soldatischer und kürzer zu fassen. Auch der zweite Theil der eigentliche Wallenstein oder Wallensteins Tod kam im Jahre 1798 zur Aufführung und übertraf wie die vorhergehenden alle Erwartung. Nur Schiller selbst genügte sich nicht, allein desto eifriger warf er sich

nun ganz auf die dramatische Poesie. Schon 1799 war ein neues Trauerspiel Maria Stuart fertig, und Weimar, ja bald alle Bühnen Deutschlands waren beschäftigt, dieses neue Meisterstück würdig vorzustellen. Um ganz dem Theater zu leben, zog sich Schiller nun von allen andern Arbeiten zurück; schloß auch mit dem letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts die Horen, legte die Professur in Jena nieder und siedelte endlich gar nach Weimar über. Ehe wir aber von dieser letzten Periode seines Dichterlebens handeln, müssen wir einen Blick auf die übrige Dichterwelt in Deutschland werfen, wo indessen eine neue Schule sich gebildet hatte, die das Werk der beiden Meister theils förderte, theils aber auch hinderte.

Die letzten Didaktiker und Lyriker der alten Schule.

Die Regeln und Gesetze des Schönen und der Poesie waren nun gegeben und zwar von Männern gegeben, welche auch Werke nach diesen Gesetzen schufen und selber Dichter, ja große Dichter waren. Bestätigt war nun, was schon Lessing lehrte, daß nicht Schildereien und Empfindeleien, sondern Thaten und Handlung Gegenstände der Poesie seien. So wurde die didaktische Poesie in die Rhetorik verwiesen, die lyrische meist nur als Schmuck und Belebung größerer Gedichte und als unmittelbares Volkslied gewürdigt, das Epos aber und das Drama für die ersten und höchsten Gattungen gehalten. Unter diesen beiden Gattungen entschieden sich die Meister, die Neigung der Zeit und die Verhältnisse berücksichtigend für das Drama, weil nun das Theater der einzige Ort war, wo man durch die Poesie auf die Massen wirken konnte. Außerdem war auch noch der Unterschied der sentimentalen und der naiven Dichtung aufgefunden und festgestellt, was um so leichter zu bewerkstelligen war, da Schiller und Göthe als die Vorbilder beider Dichtungsweisen dastanden. Bevorzugt wurde keine von beiden, jeder ihr Recht und ihre Würde zuerkannt; das

jedoch ausgesprochen: daß die Verschmelzung des Sentementalen mit dem Naiven die höchste Vollendung der Poesie erzeugen müsse, im Ganzen, der maßlosen Empfindelei wegen, den deutschen Dichtern das Naive empfohlen. Nicht alle Sänger dieser Zeit folgten dieser Mahnung und den bereits gewonnenen ästhetischen Ansichten, es lebte noch zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts außer den zahllosen Romanschreibern und Dramatikern, die schon genannt worden, ein Chor gemüthlicher Sänger, welche noch ganz in der Weise Klopstocks, Kleists und Gleims, in der alten Sentimentalität verharrten und die Menge, welche dem Fluge der Meister nicht folgen konnte, oder mit jenen alten Sängern aufgewachsen, nicht wollte, höchlich entzückte. Darunter gehören um nur die vorzüglichsten zu nennen: Tiedge, Kosegarten, Matthisson, Salis, Mahlmann, Bagesen und die Frauen Luise Brachmann, Amalie Imhof und Karoline Pichler. August Tiedge geboren 1752 in der Altmark der Freund der Frauendichterin Frau Elisa von der Recke starb in Dresden 1840. Seine didaktischen Gedichte: Urania und der Frauenspiegel und seine übrigen lyrischen Gedichte machten ihn zum Liebling seiner Zeit. Seine Sentimentalität hat ganz das bis zum Unmännlichen Welche und Ueberzarte der Gleimischen Schule, über die ihn jedoch die vollendete Form und der Wohlklang seiner Sprache und der philosophischen Gestalt weit erheben. Sein idyllisches Gedicht: Annchen und Robert hat das meiste Leben und ist auch deßhalb in's Volk eingedrungen und das Liedchen: „Sie ging zum Sonntagstanze" ist ein Volkslied geworden.

An die nordische Klopstock Voßische Schule lehnte sich Theobul Kosegarten, geb. 1759 im Mecklenburgischen, lange Prediger auf der Insel Rügen, zuletzt Professor zu Greifswalde, wo er auch 1818 starb. Wir hören hier wieder Hymnen, Oden und Bardenlieder mit allem Schwulst und falschem Pathos der Nachahmer Klopstocks. Das Beste sind noch seine Uebersetzungen aus dem Englischen und die anmuthige ländliche Dichtung Jucunde, welche sich allerdings an die Seite der Voßischen Luise stellen darf. Ueberhaupt ist ihm poetisches Talent nicht abzusprechen und ganz darf der Dichter nicht vergessen werden, dessen Gesänge uns

so viele Grüße aus der romantischen Insel Rügen bringen. Friedrich Matthisson geb. 1761 bei Magdeburg, Vorleser und Begleiter der Fürstin von Dessau in die Schweiz und Italien, vom König von Würtemberg geadelt und in Stuttgart Oberbibliothekar, starb 1831 mit dem Titel eines geheimen Legationsrath's zu Wörlitz. Die vollendet schöne Sprache und die Fülle von Bildern, die selten einem Dichter so unerschöpflich zufließen als ihm, und der sanfte elegische Ton gewannen ihm die Herzen seiner Zeitgenossen und selbst der strenge Schiller ließ sich durch diese Vorzüge bestechen ihn für einen ausgezeichneten Dichter zu erklären. Allein bei näherer Beleuchtung ist es doch nur eigentlich gemachte Empfindung nicht natürliche, die aus seinen Gedichten spricht und die Zusammenstellung seiner Bilder ist selten zu einem lebendigen Gespräche verschmolzen. Am meisten bewunderte man seine Schilderungen von Naturschönheiten und Landschaften, doch wir haben schon gesehen, daß die beschreibende Gattung mehr in das Gebiet der bildenden Kunst, als in das der Poesie gehöre; da die Sprache, beweglich und fortschreitend wie sie ist, unmöglich solche Erscheinungen festhalten kann, die unbeweglich sind, weßhalb auch Schlegel Matthisson's Gedichte leblose Marmorgruppen nennt. Wenn aber große Dichter Schilderungen wagen und poetische Gemälde entwerfen, so bringen sie, was die Maler Staffage nennen, d. i. lebende Gegenstände, besonders Menschen an, durch welche die leblose Natur in Verbindung gebracht und gleichsam mit fortbewegt werden kann. So ist Schillers Spaziergang gedichtet; wir sehen ihn durch die Räume die er schildert mit seinem Blicke schweifen, wir vernehmen welchen Eindruck der Anblick auf ihn mache und gewinnen dadurch schon einen Maßstab die Größe und Schönheit des Gegenstandes zu messen, und um das ganze Bild recht zu beleben, wimmelt es auf den Straßen und in den Thälern und Dörfern von Menschen ja wir sehen die ganze Gegend allmählig vor unsern Augen entstehen. Eine recht gute Lehre auch für poetische Landschaftsmaler gibt Göthe in seinem Gedichte:

Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel,
Wie ein graugrundirtes Tuch gespannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh', ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren. —

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt er eine schöne Sonne
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er gülden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frischerquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ' er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!

Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neugeboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe.
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.

Zeichnete darauf mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich,
Alles klug beginnst und gut vollendest!

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Wipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun Alles, Alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl ich sei auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben? —

Ein alter Fehler, den Matthisson noch von den Halberstädtern hat, zu denen er auch gehörte, denn er war Tiedge's vertrautester

Freund, — ist das Lehrhafte. Man nehme nur z. B. die Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses. Wahrhaft elegisch und nach eben ausgesprochenem Gesetze belebt sind die ersten acht Strophen; allein die vier letzten, wo in zwei und dreißig Versen nichts gesagt wird, als das alte: daß alles vergänglich sei! wie verwischen sie den guten Eindruck des Gedichts. Man lese dagegen das

Bergschloss von Hölty.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hieneben lag ein Keller,
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gaben
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn

Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als stünd in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Credenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Eins der schönsten Gedichte von **Matthisson** ist wohl das **Elysium**, welches dadurch, daß er Psyche, die Seele selbst, in das Elysium, einführt. Leben und Bedeutung gewinnt.

Ein Geistesverwandter und Freund **Matthissons** war **Gaudenz von Salis**, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, Hauptmann in der Schweizergarde zu Versailles bis 1789, dann in seine



Heimath zurückgekehrt eine Zeitlang außer Dienst, zuletzt Generalinspektor des Militairwesens in der Schweiz, starb 1834 zu Malans. Er hat mehr Innigkeit der Empfindung und weniger Gekünsteltes, als Matthisson, sein: Grablied, Ermunterung, Mitleid, An die edlen Unterdrückten sind bekannt und beliebt im deutschen Volke und erinneren an Kleist und Hölty.

Jens Baggesen, ein Däne, geb. 1764, dann Professor zu Kopenhagen und Justizrath, zuletzt im Privatstande abwechselnd in Paris und Kopenhagen, auf einer Reise zu Hamburg gestorben 1826. Er ging gleich Kosegarten von Klopstock aus, von welchem er aber zu Voß, und dann zu Schiller, zuletzt erst zu Göthe überging, dem er lange geschworener Feind war. Seine Excentricität im Leben und in der Dichtung ließen nichts vollendetes zu Stande kommen, so rühmlich auch seine Begeisterung für deutsche Literatur gewesen. Seine Worte: „er habe Verse gemacht, erstens weil der Hunger viel vermöge, zweitens weil die Liebe noch mehr vermöge und drittens, weil man nicht gerade brauche ein Dichter zu sein, um Verse zu machen," sind wohl mehr seinem eigenen Humor anzurechnen, als strenge und genau zu nehmen.

Klarer und gefälliger ist August Mahlmann (Julius Heiter) geb. 1771 zu Leipzig, wo er zuerst die Zeitung für die elegante Welt und dann die Leipziger politische Zeitung redigirte. Sein Patriotismus brachte ihn 1813 in französische Gefangenschaft, wofür er dann durch den Hofrathstitel und mehrere Orden entschädigt wurde. Er starb 1826. Als Verfasser des Herodes half er dem Kotzebueschen Unwesen steuern. In seinen lyrischen Gedichten ist er innig und dabei einfach gleich Tiedge und Salis.

Luise Brachmann geb. 1777 zu Dresden; man könnte sie die deutsche Sappho nennen; war sie doch eine leidenschaftliche Sängerin der Liebe und starb auch wie jene Griechin, indem sie in den Wellen der Saale freiwillig endete. Ihr „Schlummerlied für mein Herz" und ihre „Elwira," ihr „Columbus" und andere Romanzen sind wahrhaft gelungen zu nennen.

Amalie von Imhof, Tochter des Majors von Imhof in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie, war 1776 zu Weimar

geboren und erhielt hier und auf Reisen eine so glückliche Erziehung, daß sie schon in ihrem achten Jahre französisch und englisch sprach und bald darauf durch ihre poetischen Versuche Eltern und Freunde in Erstaunen setzte. Nach ihres Vaters Tode lebte sie in Weimar, lernte Griechisch und bildete ihren Geist in den belehrenden Umgange mit Schiller, Göthe und Meyer, so daß sie von der Herzogin von Weimar zur Hofdame erhoben wurde. Unter allen ihren Gedichten, worunter auch Sagen, Legenden und größere Idyllen sind, zeichnen sich besonders das idyllische Epos: die Schwestern von Lesbos aus, welches Schiller in seinem Musen-Almanach 1800 herausgab. Im Jahr 1802 verheirathete sie sich mit dem schwedischen Obristen von Helwig, nachmaligen General-Feldzeugmeister, dem sie auch nach Stockholm folgte. Eine Uebersetzung der Frithiofssage, aus dem Schwedischen des Esaias Tegner zeigt wie sie auch dort bemüht war sich Landessprache und Nationalliteratur anzueignen; ihrer leidenden Gesundheit wegen kehrte sie aber bald nach Deutschland zurück und lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden der Poesie und Malerkunst. „Unsere Freundin Amalie", schreibt Göthe im Jahr 1797, „hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Produktionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen." Sie starb schon 1831 zu Berlin.

Karoline Pichler geborne Greiner entwickelte im Umgange mit den geistreichsten Männern und durch fleißiges Studiren einen bei dem schönen Geschlechte seltenen wissenschaftlichen Geist aber auch zugleich ein schönes poetisches Talent. Ihr idyllisches Epos Ruth und ihr Roman Agathokles worin die Gegensätze des heidnischen und christlichen Lebens dargestellt werden, haben ihr verdiente Anerkennung verschafft. Schade, daß sie sich nachher unter die schreibseligen Romanenschriftsteller mengte und so einen Theil ihres Ruhmes einbüßte.

Die Romantiker.

Alle diese Dichter und Dichterinnen befriedigten wohl bei einem großen Theile des Publikums die um diese Zeit schon herrschende Lesesucht, allein sie förderten die deutsche Poesie gar wenig, da sie die sentimentale Lyrik und Didaktik des achtzehnten Jahrhunderts zurückführten und außerdem weder im Dramatischen, noch Epischem etwas Ausgezeichnetes leisteten. Diesen Mangel fühlend erhob sich am Schlusse des achtzehnten Jahrhunders eine neue Dichterschule, welche die romantische genannt wird, weil sie insonderheit die Romantik des Mittelalters in Kunst, Wissenschaft und Leben wieder erwecken wollte. Indessen war das Ziel dieser Romantiker nicht allein und ausschließend die Romantik selbst, vielmehr suchten sie alle Grundsätze und Elemente unserer großen Meister, Voß, Herder, Schiller und Göthe in ihre neue Aesthetik aufzunehmen, und außer den mittelalterlichen Noten auch das Griechenthum, die neue Philosophie und Naturanschauung in ihr Bereich zu ziehen, sentimentale und naive Poesie zu verbinden, um so eine Poesie zu erzeugen, welche als Mittelpunkt alles Lebens und Strebens erscheinen sollte. Das Bestreben dieser neuen Romantiker war höchst löblich, was sie aber durch Aesthetik gefördert, erben sie größtentheils durch ihre eigenen poetischen Werke in welchen die Unzulänglichkeit ihrer Kräfte zu Tage kam, da sie meist anstatt wahrhaft schöpferischen Talents Unmaß von Phantasie besaßen. Verderblichen Einfluß haben sie aber als das Bestreben der mit dem poetischen Leben des Mittelalters, auch die äußeren Erscheinungen desselben, welche schon in der neuesten Zeit aus dem politischem Leben geschieden zu werden anfingen: Papstthum und Priesterherrschaft, Mönchswesen, Ritterthum und Herrschaft des Adels, zurückführen wollten; was denn ein gewaltiger Rückschritt der deutschen Nation war, der bis auf den heutigen Tag wie kaltes Regenwetter die Blüte der Nationalbildung hindert, sich zur schönen, nährenden Frucht auszubilden.

Das Gedeihliche und Heilbringende des Romantismus wurde schon durch Herder, Göthe und Schiller begründet, dem ohngeachtet nennt man August Wilhelm Schlegel als den Stif-

ter der romantischen Schule. Er war der Sohn des Superintendenten Adolph Schlegel, der als Kirchenliederdichter berühmt ist und wurde 1767 zu Hannover geboren, studierte zu Göttingen und ging als Erzieher nach Amsterdam. Im Jahre 1796 ließ er sich in Jena nieder, wo er später als Professor durch seine Vorlesungen über Aesthetik großes Aufsehn erregte, und mit seinem Bruder Friedrich, mit Tieck und Schelling in Verbindung trat, die Zeitschrift Athenäum im seichten Geiste der Xenien gegen das Schriftstellerthum herausgab, und auch oft nach Weimar kam, wie denn Göthe seiner Anwesenheit mit vielem Lobe gedenkt. 1802 zog er nach Berlin und begleitete später die geistreiche Tochter des französischen Finanzministers Necker, Frau von Stael auf Reisen durch Italien, Frankreich, Wien und Stockholm. In dem Befreiungskriege befand er sich als politischer Schriftsteller in einem Hauptquartiere des schwedischen Kronprinzen (nachmalichen König Johann) und nach dem Tode der Frau von Stael an der neuerrichteten Universität Bonn, wo er, schon früher in den Adelstand erhoben, als preußischer Geheimerath und Professor der Philosophie angestellt wurde. Was nun seine Werke betrifft, so hat er sich durch dieselben als Kritiker und Aesthetiker, Uebersetzer Shakespeares und Calderons, als Begründer der Studien über Indische Sprache und Literatur in Deutschland und durch seine Einführung der deutschen Poesie in die höhern Stände und in solche Theile Deutschlands, wo bis dahin nur eine oberflächliche Kenntniß derselben, und wenig Begeisterung Statt fanden, höchst verdient gemacht; allein als Dichter fehlte ihm die schöpferische Kraft und er verdankt seinen Ruhm nur dem tiefen Studium der deutschen Sprache, die er mit einer seltenen Meisterschaft handhabte. Wie er das Wesen der Romantik aufgefaßt habe, zeigt sein Gedicht an die südlichen Dichter, deren Lieder er übersetzt hat, weshalb wir es auch hersetzen.

An die südlichen Dichter.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Namen!
Wie Göttern biet' ich Euch die eignen Gaben.
Mit Euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.

Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So laßt mit deutscher Red' Euch den begaben
Und heim Euch führen an das Wohllauts Banden
Zu nördlichen aus südlich schönen Landen.

Eins war Europa in den großen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch eine Poesie erklungen,
In einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarei zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen:
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
Doch, mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will Nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach, diese Zeit hat Glauben nicht, noch Liebe:
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbinden.
Kann ich neu, was Ihr schuft, und rein entfalten,
So darf auch ich die Morgenröthe künden,
Und streun vor ihren Himmelsheiligthumen
Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.

Vollendet in seiner Form ist auch ein anderes Gedicht: der Bund der Kirche mit den Künsten, welches freilich mißverstanden von seinen Freunden und Anhängern, geradezu zum Römerwesen und zum Papstthum zurückführte, dem er doch selber für seine Person nie huldigte. Gedeihlicher in seiner Wirkung ist dagegen ein anderes: die Kunst der Griechen, welches uns Göthe's Bestrebungen das Griechenthum auf deutschen Boden zu verpflanzen, so schön, als wahr schildert.

Die Kunst der Griechen.

Kämpfend verwirrt sich die Welt, und neue Verhängnisse stürmen
Dir, Kunst hegendes Land, Hellas geliebteres Kind,
Dunkel heran; es versinkt in erneuerten Flammen Korinthus,
Und der Proconsul häuft wieder im Schiffe den Raub,
Stolz den Ersatz androhend: gefesselte Geniuswerke
Führt barbarischer Pomp wiederum auf in Triumph.
Du indessen enthüllst, der Hellenischen Muse Geweihter,
Göthe, mit sinnendem Blick, mancherlei Wundergebild,
Wie es emporstieg einst in dem Geist prometheischer Männer;
Ruhig beschwörend den Wahn, welcher nur gafft und verkennt.
Dir entringeln die Schlangen um Ilions Held und die Knaben
Ihre Gewinde; wir sehn wie die bewaffnete Kunst
Zögernd der Götter Gerichte vollführt; die schonende Hand goß
Linde der Anmuth Oel über den duldenden Stein.
So hebt Niobe dort die verstummenden Blicke zum Himmel,
Groß gewendet; Ihr haucht nun den geöffneten Mund
Heilige Charis, die zürnet und fleht: ach, wenn sie erstarrt noch
Sahe Latona so schön, mußte, zu spät, sie verzeihn!
Leih den Gestalten dein bildendes Wort; aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt, spiegle sich Kunst in der Kunst.
Was der Genius hegt, der schirmende, wohnt in dem Frieden
Einer geweiheten Brust frei von der Erde Gewalt.
Da verwahrest du sicher, was gern dir Ausonien zeigte,
Flüchtend vor der Gefahr wählt' es ein reines Asyl.
So bewahrte die Erd' einst diese Zeugen der Vorwelt
Sorgsam im Schooße, sie hielt Keime lebendig versteckt
Wiedergeborener Kunst und Begeisterung; endlich erstand sie
Aus der unteren Welt Tiefen dem Leben und Licht,
Froh zu der Mutter Umarmung, die längst verlorene Tochter.
Mancher Künstler verstand jenes Heroengeschlechts
Unvergängliche Sprache, die Götzen wurden zu Göttern,
Und den bestätigten ward freie Verehrung geweiht.
Glücklich, wenn noch in dem Staube was ruht, das Phidias kühn schuf,
Was Polykletos mit Maß! Ueber dem Haupte hinweg
Geht die Verheerung ihm: nicht stürzende Vesten erdrückens,
Und es erblüht dereinst einer beruhigten Welt.
Hat der zürnende Berg mit alten Gluten des Abgrunds
Nicht Pompeji bedeckt und den Herkulischen Strand?
Doch vom feurigen Regen verschont und den fluthenden Felsen,
Stieg umalternd ein Bild häusliches Webens empor.
Zwar auch dies nur ein kleines, doch ist es ein werthes Gedächtniß;
Alles, bedeutungsvoll, lehrt, was die Zeiten geraubt.
Lehnt der befreundete Seher der Alten ja selbst an der Säule

Sturz wehmüthig, und tritt ernst auf zertrümmert Gebälk.
Denn er gleichet dem Manne, der kaum entronnen dem Schiffbruch,
Schätze verlor und klimmt nackt die Gestade hinauf.
Nur am Finger ein Ring blieb sein, den gab die Geliebte,
Und so dünket er sich reich, schauet ihr Zeichen nur an.
Ach wie dämmernder Schimmer erloschener Herrlichkeit folgt uns!
Jenes volleren Tags Glorie träumen wir kaum.
Auf Eilanden umher, an viel durchschnittenen Küsten
Blühend verbreitet und reich, wohnte das regsame Volk
Asien an und Aegyptus, und schuf Welttheile zu Hellas:
Denn den eignen Beruf übt' es, wohin es nur kam.
Wo der versengte Räuber sein Zelt in ein wechselndes Sandmeer
Pflanzt, wo jetzt das Kameel schmachtet nach ärmlichem Trunk
Sprudelte Phöbos Quell, da schachtete süß Aphroditens
Garten, Kyrene, dein Haupt fruchtbar und wagenberühmt.
Zeus Wettkämpfe, sie riefen herbei wie entlegene Länder!
Rosse Sikulischer Au'n stampften Olympias Bahn;
Und Alpheos, in Liebe zur Nymph' Arethusa sich tauchend,
Trug den heiligen Staub nach Syrakusä zurück.
Nicht die jubelnde Menge nur zeugt dem Ruhm der Athleten:
Seht, es bevölkern den Hain Scharen der Sieger aus Erz!
Wer mit den Rädern das Ziel umdonnerte, wer in dem Faustkampf,
Mit Wurfscheiben gesiegt, ringend im Sprung und im Lauf,
Eile zu opfern, wo dorisch Gesäul ein würdiges Dach trägt,
Dessen Giebel des Siegs Botin sich golden entschwingt.
Drinnen thront er; ihn selbst, der Vater der Menschen und Götter,
Schmücket des Oelbaums Blatt, wie es den Kämpfer belohnt.
Horen und Grazien schweben in Reihe um des Ewigen Scheitel,
Tief an des Schemels Rand wühlt Amazonengefecht.
Ruft den Glücklichen aus, dem Zeus den unsterblichen Kranz beut,
Unter der Flöten Getön' stimme sie, Pindaros, an,
Lieblicher Mund des Ruhmes, die leierbeherrschenden Hymnen!
„Wem zu sterben verhängt wurde," so rauschet ihr Pfeil,
„Warum saß' er daheim, unrühmliches Alter zu nähren?
Alles Schönen beraubt? Auf, und das Schwere versucht!
Das war Pelops Wort, als einst er die Lanz' Oenomaos
Meidend, auf eben dem Plan Hippodamia gewann."
Ach! mich täuschte dies Bild, von vielen nur eines hingaukelnd
Festliches Leben; es floh! seufzet die Oede zurück.
Aber entrissen dem irdischen Sitz, umhauchet der Geist uns,
Ewig gilt sein Gesetz, licht wie die Sonn' und geheim.
Nicht vor die Tugend allein ward Schweiß gestellt von den Göttern,
Reinere Schönheit auch wohnet auf einsamer Höh'.
Enge windet und steil sich der Pfad hinan zu der Spröden,
Aber am üppigen Hang gleitet Entartung hinab.
So stieg Hellas Kunst, die gleich der lakonischen Jungfrau
Nackt die Glieder geübt, eh sie der Liebe gedacht.

Einfach ruhte des Doriers Säul', in Jonischer Weisheit
Wand sich ihr Knauf, Korinth krönt ihn mit blättrigem Schmuck.
Wann sie das Ziel erreicht, beharrten sie: Lehren der Nachwelt
Spricht die gebietende Form, ob an der Urne sie sei,
Ob am mächtigen Bau: im Schutt zerrissener Trümmer
Stehet die Ordnung fest und der Verhältnisse Maß.
Als der gemalten Tafel noch wenige Farben genügten,
Purpur noch indisches Blau blüht' an der kostbaren Wand,
Heiterte er Polygnotos den alten Ernst der Gestalt auf;
Lächeln verhieß, wie des Tags Röthe, Bewegung und Reiz.
Zeuxis sammelte während die unverschleierte Schönheit,
Herrlich baut er den Leib, aber die Seele noch schwieg.
Leiseren Umriß zog Parrhasios; fliehende Gränzen
Lockten das Auge sich nach um das gerundete Bild.
Sinnvoll barg und verrieth, noch mehr als er zeigte, Timanthes,
Leid und das tiefste Gemüth rief Aristides hervor.
Allzubescheidene Hand des Protogenes! immer noch weilend
Am Vollendeten selbst; leichteren Schwung und Vertraun
Lehrt ihn der Maler von Kos, dem vor den bewunderten Meistern
Anmuth, jedes Bemühens Blüthe, sich eigen ergab.
Ach, wo blieb Apelles, dein blitzender Gott Alexandros?
Und der Gesellin Bild, welches sie selbst dir erwarb?
Die du behende den Wellen enthobst mit träufelndem Haar noch,
Welch auftobendes Meer schlang uns die Göttin hinab?
Viel zu zart, war die Kunst, die im Zaubernetze den Schein hascht,
Unerdrückt zu bestehn Lasten vernichtender Zeit.
Riß ja doch, aus härterem Stoff erschaffen zum Denkmal,
Ihrer Schwester Gebild auch die Vergänglichkeit hin,
Ob sie schon ernst und gewaltig aus Phidias Haupte hervorsprang,
Pallas, Athene, die Brust gorgogeharnischt, behelmt
Mit jungfräulicher Sphinx: doch mußte des sterblichen Vaters
Tochter ihm nach in die Gruft, welche nicht Himmlischen ziemt.
Damals forderte Dienst vom Köstlichen, jugendlich stolz noch
Wählend, des Bildners Kunst: kleidete, sicher des Siegs
Ueber den prahlenden Stoff, die Riesengestalt ins Geschmeide
Goldes und Elfenbeins: unter der Stirn Majestät
Blitzt' ein edles Gestein die gebietenden Blicke der Göttin.
Aber die irdische Pracht rächte zerstörend sich bald.
Zwar auch Vieles verging, aus dem Kerne der Parischen Klüfte,
Oder aus einem Strom Erzes, bescheidner geformt.
Nicht mehr lernt die Natur vom lebenden Maß Polykletos,
Das er ihr selbst entwandt, Glieder harmonisch zu baun.
Weil von Alkamenes Hand dir obgesiegt Kytherea,
Zürnst du länger nicht mehr, Nemesis Agorakeits.
Schwärmt sie noch wo, die Bakchante, die Skopas, nicht Bakchus, begeistert?
Sendet noch Eros, der Gott, der den Praxiteles hieß,
Wie er ihn fühlt', ihn bilden, mit Phryne Meister des Meisters,

Lächelnder Schönheit Pfeil in der beschauenden Brust?
Wo weilt Myrons Kuh der Herd' und dem treibenden Hirten?
Und wo bäumt sich als Roß schnaubend, Lysippos, dein Erz!
Wer entschlürft noch Lesbischen Thau der getriebnen Phiale,
Mentors redendem Werk, zierlich umlaubt von Akanth?
Frage das Schicksal nicht, warum es so herbe gewaltet:
Trotziger Willkühr Spiel übt' es, auch wann es geschont.
Gleich Sibyllischen Blättern verweht, oft halb nur vernommen
Tönt herüber zu uns Grajischer Hauch, Poesie.
Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergeßnen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte.
Jener gesellige Chor, welcher die Lyra bespannt,
Als sich die Freiheit regt' und der schwellende Muth in den Bürgern,
Hält Wettspiele nicht mehr, glühend in Lied' und in Streit.
Krieger und Sänger zugleich, und auch als Sänger noch Krieger,
Stürmt' Archilochos hin: aber sein Jambengeschoß
Brach ihm die Zeit; Mimnermos verklagt die enteilende: schmelzend
Ward in des Weicheren Mund Jugendgenuß Elegie.
Alkman rühmt umsonst sich Gastfreund Spartas, umsonst auch
Trug Stesichoros Lied großer Heroen Gewicht.
Ibykos raste vor allen in wirbelnden Flammen der Kypris;
Süßer Anakreon, dich traf mit betäubendem Beil
Eros, daß du gehoben, wie hoch vom Leukadischen Felsen,
Nieder ins wogende Meer taumeltest, liebeberauscht.
Aber das holde Verlangen, das Allen thaut' in dem Busen,
Athmet nicht mehr: der Duft floh mit dem Lenze dahin.
Ewig ist sie verstummt, Alkaos Aeolische Muse,
Folgte sie gleich zur Schlacht, trotzte Tyrannen mit ihm.
Sappho führte den Reihn geschmückt mit Pierischen Rosen,
Lesbos, Wonne, zu der oft mit dem Taubengespann
Paphia kam, und koste mit ihr, vom himmlischen Antlitz
Lächelnd: doch Hades Neid birgt den melodischen Geist.
Heil dem Retter Apollo! der Attischen Bühne Vollender
Seh ich epheubekränzt; rüstig auf hohem Kothurn
Schreitet der Kühne voran, der, grauser Verhängnisse Spindel
Rollend, aus alter Nacht rief der Erinnyen Schar.
Daß er der ländlichen Satyrn noch spottete! wie sie Prometheus
Feuerbringend gewarnt: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt."
Dir auch opfern wir froh, gesegneter Greis vor Kolonos!
Raubte die Zeit dir gleichviel von den Gütern hinweg,
Führen dich doch zwei Töchter, Antigone stets und Elektra,
Bis du in heiligem Hain sterblichen Augen entgehst.
Treibt Aristophanes gaukelnd ein Heer muthwilliger Larven
Ueber den Schauplatz hin; dennoch entbehren wir dort
Jener Erfinder des Spiels, die dorische Stimm' Epicharmos.
Nur in Sprüchen noch lehrt, einzeln, der sittige Scherz,

Dem vertrauend Menandros, der Spätling Athenischer Anmuth,
 Glykeras üppiger Freund, leiser die Scene betrat.
Wenn Dionysos mit trunkener Wuth die Seele durchblitzte,
 Den gab Pythios frei jedes Gesetzes, und so
Taumelten festlich entzückt im Flötengetön Dithyramben.
 Auf, Melanippides, denn! oder Thimotheos du!
Singe den Orgien vor, Philoxenes! Schweiget die ganze
 Purpurbekleidete Schar? brausen die Becher nicht mehr?
Römischen Nachhall nur vernehm ich vom zarten Gekose,
 Das Philetas ergoß, wann, wie des Bachs Labyrinth
Irrend und wiederkehrend, der weiche Pentameter fortzog;
 Und Kalimachos auch buhlt in des Umbriers Lied.
Der süßzaubernd die Dichter bestrickt in Lieb' und die Weisen
 Du Hermesianax! schweigen doch alle von dir.
Aber wir klopfen umsonst an der Vorwelt eherne Pforte:
 Keiner, den Hermes Stab rührete, kehret zurück.
Nur Traumbilder entflattern von da und Schattengestalten;
 Scheucht auch die nicht fort! laßt sie uns Genien sein!
Vorwärts strebe der Sinn! Erschafft selbständigen Muthes
 Ueber den Trümmern neu schönere Welten der Kunst!
Fließet die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie, von der Lippe,
 Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Muttergefild
Wehend, uns leicht durchs Leben: so gab uns strenger Erzognen
 Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der Gott.
Dir vertraut' er, o Göthe, der Künstlerweihe Geheimniß,
 Daß du im Heiligthum hütest das Dichtergesetz.
Lehre denn dichtend, und führ den Weg zum alten Parnassus!
 Wie? du schwindest dem Blick höher empor zum Olymp?
Wie einst Eos den Liebling, so nimmt im geflügelten Wagen
 Liebend die Muse dich auf, doch sie entreißet dich nicht.
Schwebend über den Werken der Sterblichen streuet sie Rosen
 Aus dem Gewölke, des Tags holde Verkündigerin.

Dieselbe Vollendung der Sprache und des Versmaßes unübertreflichen Wohlklang zeigt Schlegel auch in seinen Romanzen, worunter Pygmalion und Arion die berühmtesten sind. Als Satyriker haben wir ihn schon in Kotzebues Reisebeschreibung kennen gelernt. Auch als Dramatiker versuchte er sich, allein seine Tragödie: Jon ist eine zu ängstliche Nachahmung des griechischen Dramas und der Göthischen Iphigenie und hat zu wenig wahre Empfindung, zu wenig Berührungspunkte mit unserer Zeit,

zu wenig Leben, als daß es hätte fortwirken können auf unser Theater, wohin es Göthe mit Neigung und Vorliebe gebracht. Das größte Verdienst erwarb sich Schlegel, wie schon gesagt, durch seine Uebersetzungen Shakespeares und Calderons, und durch seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die er im Jahre 1808 zu Wien gehalten und wodurch er gleichsam der höhern Bildung in Oestreich den Eingang eröffnete. Dankenswerth ist auch, daß er durch seinen Einfluß auf die Schriften der geistreichen Frau von Stael, besonders deren Werk Deutschland in 3 Bänden viel beitrug, den Sinn für unsere Literatur auch in Frankreich zu erwecken.

Nicht so wohlthätig wirkte sein Bruder Friedrich, der schon auf Abwege gerieth und auf noch schlechtere Abwege Andere verleitete. Er war geboren zu Hannover 1772, von seinem Vater, der vielleicht das genußsüchtige Weltkind in ihm erkannte, zum Handelstand bestimmt, war eine Zeitlang bei einem Kaufmann in Leipzig in der Lehre, kehrte aber darauf wieder in das väterliche Haus und zu den Wissenschaften zurück, studirte sodann in Göttingen und Leipzig und lebte darauf abwechselnd in Berlin und Dresden, ganz dem Griechenthum ergeben, wie aus seinen Schriften die Griechen und Römer und Geschichte der Poesie der Griechen und Römer ersichtlich ist. Zugleich aber theilte er auch mit seinem Bruder und den übrigen Romantikern die Vorliebe für die alte deutsche Literatur und was er in dieser Hinsicht leistete, ist unschätzbar; wir wollen nur das Gedicht: Bei der Wartburg, sein Heldengedicht Roland, Lothar und Maller (diese deutschen Orestes und Pylades) erwähnen, wovon wir der Kürze wegen das erste hersetzen:

Bei der Wartburg.

Auf Berges Höhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes.
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schauten sie muthig zum Thale hernieder,

So rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen
Fernher
Wie aus hohen Nordens dunklem Geheimniß.

Voll von Gedanken und selig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm vor den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend
Die schwindenden Züge
Nichtiger Wolken
Riesengebirge und Räthsel,
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels
Und lächelt in Freuden
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger,
Die lustigen Dörfer zur Seite
Und zierliche Städte
Mit schlanken Thürmen und Glockenspielen;
Langsam dann im Thal gezogen
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht
Das bedeutend ihn anschaut
Aus sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen:
Denn himmlisch naht ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau seines Herzens,
Die schweigend redet,
Statt nichtiger Worte

Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und Weide, vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in selige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend,
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerte
Alle Laster zu tilgen:
Muthig nimmt er die Waffen.
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freun.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern:
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Die alten Geschichten
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben,
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe,
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Märchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes.
Und schieden sie endlich,
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel
Zu Christus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt,
Ganz brünstig zu schauen
Dem himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er sich dann,
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt,
Und Roland und Reiland gebietet
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

Sollte nicht so eine Gesinnung zu den freudigsten Hoffnungen von ihm berechtigen? Allein es waren nur Blüthen, die leider so oft an Jünglingen täuschen und nicht diejenige Frucht bringen die sie versprechen. Er hatte nicht die Kraft den sinnlichen Eindrücken zu widerstehen und ließ sich im Taumel der Frivolität, die damals die Hauptstädte von Norddeutschland befallen hatte, betäuben, und weil er sittlich immer tiefer sank, so verlor er auch im Literarischen und Poetischen das Gleichgewicht und es kam über ihn eine Charakterlosigkeit, die ihm das ganze Leben immer von einer Seite auf die andere warf. Er liebte die Gattin eines andern und um die Sünde zu beschönigen, ja heilig zu sprechen, schrieb er 1799 einen abgeschmackten Roman: Lucinde, wo Sinnlichkeit als wahre Natur und Unschuld predigt und Zügellosigkeit des Weibes gepriesen und dann all diese Ausschweifungen wahre Religion genannt werden. Gervinus führt, da er von diesen Dingen spricht, folgende Stelle aus Shakespeare an:

Wo wär in aller Menschheit nähres Anrecht als zwischen Mann und Ehefrau? Wird ein solches Naturgesetz verletzt durch Leidenschaft, und große Geister, dem betäubten Willen zu leicht sich fügend, widerstreben ihm, so gibts in jedem Volksrecht ein Gesetz als Zügel solcher wüthender Begierden die in Empörung alle Schranken brechen.

Zum Glück war Friedrich Schlegel zu wenig Dichter um seiner wahnsinnigen Composition auch sinnliche Anschauung zu geben, so ist es als ein höchst langweiliges Buch von dem deutschen Volke unbeachtet geblieben, und man thut ihm zu viel Ehre an, zu behaupten, es habe die Frechheit unter den Deutschen vermehrt und eingeführt. Friedrich Schlegel war nur selbst ein Kind des frivolen Zeitalters, der gewiß durch sein Beispiel mehr abgeschreckt, als verführt hat, weil er eben nie in großer Achtung stand. In den Jahren 1800 — 1802 lebte er als Privatdocent zu Jena, sein romantisches Trauerspiel Alarkos wurde trotz seiner Erbärmlichkeit in Weimar aufgeführt; der gute Eindruck, den sein Bruder daselbst gemacht hatte verschaffte auch ihm diese Gunst. Da sich aber bei alledem für ihn keine Aussicht zu einer Anstellung zeigte, reisete er 1803 nach Paris, wo er von seiner Kenntniß der französischen

Sprache und Litteratur einen Erfolg hoffte, der leider nicht eintraf. Sein böser Dämon Kotzebue war eben damals auch in Paris und seine Gewandtheit, durch die er dem französischen Charakter ähnlicher war, als der schwerfällige Romantiker, behauptete das Feld in den literarischen Salons von Paris und Schlegel, der so gerne gemächlich und wohl lebte, mußte diese kostspielige Hauptstadt verlassen. Er zog nach Köln, wo es gewiß mehr irdische als geistige Zwecke waren, die ihn in den Schooß der römisch-katholischen Kirche führten; denn war er auch unklar und verworren in seinen Schriften, so bleibt doch ausgemacht, daß der Philosoph bei ihm stets Herr über den Geist geblieben, und daß man ihn nicht mit Stolberg vergleichen darf. So kam Friedrich Schlegel 1808 nach Wien und half mit seinem Bruder zugleich Sinn für deutsche Litteratur und deutsches Wesen im Allgemeinen in dieser alten kaiserlichen Hauptstadt verbreiten. So groß aber auch der Beifall war, den das gebildete Publikum seinen historischen und philosophischen Vorlesungen zollte, wäre er gewiß größer gewesen, hätte er deutscher, aufrichtiger gesprochen, wäre er überhaupt, wenigstens in der Wissenschaft, Protestant geblieben. Wie die damalige östreichische Jugend glühte, — welchen Aufschwung hätte dieser Mann hier bewirken können, während er durch sein ängstliches Bestreben unvereinbares Licht und Finsterniß zu vereinen, die Geister verwirrte und manchen strebenden Jüngling in seinem innersten Leben vernichtete. Es ist nicht der Ort hier die Sache näher zu beleuchten, in einem einzigen Beispiele, — in der Art, wie er in seinen Vorlesungen über die Geschichte der neuen und alten Literatur, von Luther gesprochen, der in den Jahren der Befreiungskriege bei der Wiener Jugend ein gefeierter Name war — wollen wir sein unfreies Wesen darlegen. Wenn er nun nicht unterlassen kann, den großen Mann groß zu schildern, so sucht er wenigstens die Auflauerer dadurch zu täuschen, daß er ihn nicht als Sieger, sondern als Besiegten, als einen, der das Ziel verfehlt und sich durch sein Werk selbst vernichtet habe, darzustellen. Dies sind aber seine Worte: „denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwei Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur

so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beide an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglich-wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt, so wie damals das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigene Schuld zu Grunde geht, und sich zum Verderben neigt." Wir überlassen es dem Leser über dieses Mitgefühl zu urtheilen und über den Mann selbst zu urtheilen, der so von Luther sprechen kann, während er doch selbst mit mehr Recht solch ein Mitgefühl bei jedem ächten Deutschen erwecken muß. Die letzten zwanzig Jahre beschäftigte er sich so viel die Tafelfreuden es zuließen mit Philosophie. Im Jahre 1829 überraschte ihn auf einer Reise zu Dresden der Tod.

Reiner und poetischer lebte Friedrich von Hardenberg (Novalis), geboren 1772 im Mansfeldischen, auch ein Zeit- und Jugendgenosse der Romantiker, welche in den neunziger Jahren in Jena zusammentrafen. Er widmete sich nach vollendeten Studien dem Bergwesen, wurde in diesem Fache angestellt, starb aber schon 1801 als Amtshauptmann über Thüringen. Hardenberg ist durch sein Bestreben Alles auf Poesie zu beziehen, welches er in seinem unvollendeten Romane: Heinrich von Ofterdingen darstellen wollte, ein wahrer Repräsentant der ganzen romantischen Schule geworden, der sich auch mehr als die übrigen von allen Schlacken der Unsittlichkeit frei erhalten hat. Auch hatte er wirklich ein poetisches Talent, das innigste Gefühl mit Gedankentiefe vereinigt und die höchste Klarheit der Darstellung. Wir führen hier drei seiner vorzüglichsten Gedichte an, welche wahrhaft an jene romantischen Dichter des Mittelalters erinnern.

Bergmanns Leben.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht,
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär sie eine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu
Und scheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloßnen Zeit,
Ist sie, ihm zu berichten,
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Lob des Wein's

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;

Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er in Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er sprützt in ungezählten Strahlen,
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm seine Treu zu ehren
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und das es Keine kann ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

Gelübde der Treue.

Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.

Für mich umfing Dich Leiden
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich Dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen,
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen,
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn Dir Keiner bliebe,
So bleibst Du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an Dein Knie.

Ich habe Dich empfunden,
O! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit Dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen Dir ans Herz.

Im geistlichen Liede, wie das letztere eines war neigte er sich zum Mystischen, wie er denn auch wirklich im Leben das Christenthum im Sinne der Brüdergemeinde auffaßte und fleißig Zinzendorfs Schriften las. Die Ursache seiner weichen Gefühle lag aber wohl zuvörderst in seiner Kränklichkeit, die noch zunahm als ihm seine Verlobte und dann auch ein geliebter Bruder starben.

Ein feiner Genuß- und Weltmensch von ungemeiner Darstellungsgabe und in sofern Poet, als er im Stande war Fremdes

mit aller Kraft des Originals wieder zu schaffen, war Ludwig Tieck aus Berlin, geboren 1773. Auch er hatte nicht Lust sich in die engen Verhältnisse irgend eines Amtes zu zwängen und es gelang ihm wirklich sich eine gänzliche Selbständigkeit zu erringen. Er lebte größtentheils in Dresden, bis er 1842 vom König von Preußen nach Berlin gerufen wurde. In seinen Romanen ahmte er Wieland und Klinger nach. William Lovell hat mehr das Herbe, mit aller Welt Unzufriedene, wie es bei Rousseau vorherrscht. Im Peter Leberecht wird er heiterer, Sterne, Thümmel und Musäus sind darin seine Vorbilder. In Sternbalds Wanderungen ist schon Göthische Nachahmung; dieser Roman steht dem Ardinghello Heinses gerade gegenüber, denn wenn in diesem die frivolste und sinnlichste Ansicht der Kunst aufgestellt wird, bemüht sich Tieck sie von der frömmsten Seite darzustellen; aber freilich ist auch die Mühe sichtbar, womit das geschieht, es ist das Werk eines Greises nicht eines jungen Mannes von fünf und zwanzig Jahren (so alt war er als er den Sternbald schrieb). Nun war seine Neigung für das Romantische schon entschieden. Er vertiefte sich in die Dichterwelt des Mittelalters, übersetzte und bildete Minnelieder nach, ja seine eigenen Originaldichtungen waren ganz in dieser Manier, denn da sein poetisches Talent weder so viel Stärke noch so viel Selbständigkeit hatte, das Wesen der romantischen Poesie in seinem Kerne aufzufassen und frei der jetzigen Zeit gemäß darzustellen, wie Göthe gethan in seinen Romanzen, Balladen und Volksliedern, so verfiel er gleich den meisten Freunden in die tändelnde Manier, welche dem Minnesang eher lächerlich als anziehend machte. Schiller urtheilt über seine Minnelieder, wie folgt: „Wenn die Sperlinge auf den Dach je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eines wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen sein. Welch eine Armuth an Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, ganz Recht! Das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen; und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und

der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, als — die lange Weile".

Mit der langen Weile geht aber die Verklärung des Aberglaubens gleichen Schritt, darum die Idealisirung des Mönchstandes im Sternbald, wo auch das Lutherthum angegriffen wird, „weil es statt der Fülle einer göttlichen Religion eine Dürre vernünftiger Leerheit erzeuge, die alle Herzen schmachtend zurücklasse. Der ewige Strom voll großer Bilder und Lichtgestalten sei ausgetrocknet und die dürre gleichgiltige Welt bleibe zurück." Besser sind allerdings seine Volksmärchen, manche darunter sind voll Anmuth und das Erzählen hat er Göthe wirklich abgelernt; allein im Ganzen ist doch auch seine Märchenwelt zu luftig und nebelig und der ächte Kern des Volksthümlichen ist unter der bunten Hülse meist abhanden gekommen. Darum war es ein rechtes Glück, daß die gelehrten Brüder Grimm es unternahmen die deutschen Volksmärchen in ihrer Ursprünglichkeit und Aechtheit herauszugeben, worin allerdings mehr Poesie liegt, als in allen Schriften dieser Romantiker. Recht charakteristisch ist folgendes Gedicht von Tieck, deshalb wir es auch hersetzen wollen.

Phantasus.

Wer ist dort der alte Mann,
In einer Ecke fest gebunden,
Daß er sich nicht rührt, nicht regt?
Vernunft hält über ihn Wache,
Sieht und erkundet jede Miene.
Der Alte ist verdrüßlich,
Um ihn in tausend Falten
Ein weiter Mantel geschlagen.

Es ist der launige Phantasus,
Ein wunderlicher Alter,
Folgt stets seiner närrischen Laune;
Sie haben ihn festgebunden,
Daß er nur seine Possen läßt,
Vernunft im Denken nicht stört,
Den armen Menschen nicht irrt,
Daß er sein Tagesgeschäft

In Ruhe vollbringe,
Mit dem Nachbar verständig spreche
Und nicht wie ein Thor erscheine
Denn der Alte hat nie was Kluges im Sinn,'
Immer tändelt er mit dem Spielzeug
Und kramt es aus, und lärmt damit,
So wie nur nicht nach ihm gesehen wird.

Der alte Mann schweigt und runzelt die Stirn,
Als wenn er die Rede ungern vernähme,
Schilt gern Alles langweilig,
Was in seinen Kram nicht taugt.
Der Mensch handelt, denkt, die Pflicht
Wird indeß stets von ihm gethan;
Fällt in die Augen das Abendroth hinein,
Stehn Schlummer und Schlaf aus ihrem Winkel auf,
Da sie den Schimmer merken.
Vernunft muß ruhn und wird zu Bett gebracht,
Schlummer singt ihr ein Wiegenlied
„Schlafe ruhig, mein Kind, morgen ist auch noch ein Tag!
Mußt nicht Alles auf einmal denken,
Bist unermüdet und das ist schön,
Wirst auch immer weiter kommen,
Wirst Deinen lieben Menschen Ehre bringen,
Er schätzt Dich auch über Alles,
Schlaf' ruhig, schlaf ein." —
„Wo ist meine Vernunft geblieben?" sagt der Mensch,
„Geh' Erinnerung, und such sie auf!"
Erinnerung geht und trifft sie schlafend.
Gefällt ihr die Ruhe auch,
Nickt über der Gefährtin ein.
„Nun werden sie gewiß dem Alten die Hände frei machen,"
Denkt der Mensch und fürchtet sich schon.
Da kömmt der Schlaf zum Alten geschlichen,
Und sagt: „Mein Bester, Du mußt erlahmen,
Wenn Dir die Glieder nicht frei gelöset sind.
Pflicht, Vernunft und Verstand bringen Dich ganz herunter,
Und Du bist gutwillig, wie ein Kind." —
Indem macht der Schlaf ihm schon die Hände los,
Und der Alte schmunzelt: Sie haben mir viel zu danken,
Mühsam hab' ich sie erzogen.
Aber nun verachten sie mich, alten Mann,
Meinen, ich würde kindisch,
Sei zu gar Nichts zu gebrauchen.
Du, mein Liebster, nimmst Dich mein noch an,
Wir Beide bleiben immer gute Kameraden."

Der Alte steht auf und ist der Banden frei,
Er schüttelt sich vor Freude:
Er breitet den weiten Mantel aus,
Und aus allen Falten stürzen wunderbare Sachen,
Die er mit Wohlgefallen ansieht.
Er kehrt den Mantel um und spreitet ihn weit umher,
Eine bunte Tapete ist die untere Seite.
Nun handthirt Phantasus in seinem Zelte,
Und weiß sich vor Freuden nicht zu lassen.
Aus Glas und Kristallen baut er Schlösser,
Läßt oben aus den Zinnen Zwerge gucken,
Die mit dem großen Kopfe wackeln.
Unten gehn Fontainen im Garten spazieren,
Aus Röhren sprudeln Blumen in die Luft,
Dazu singt der Alte ein seltsam Lied
Und klimpert mit aller Gewalt auf der Harfe.
Der Mensch sieht seinen Spielen zu,
Und freut sich, vergißt, daß Vernunft
Ihn vor allen Wesen herrlich macht,
Spricht: „Fahre fort, mein lieber Alter.“
Und der Alte läßt sich nicht lange bitten:
Schreiten Geistergestalten heran;
Zieht die kleinen Marionetten an Fäden
Und läßt sie aus der Ferne größer scheinen.
Tummeln sich Reuter und Fußvolk,
Hängen Engel in Wolken oben,
Abendröthen und Mondschein gehen durch einander.
Verschämte Schönen sitzen in Lauben,
Die Wangen roth, der Busen weiß,
Das Gewand aus blinkenden Strahlen gewebt.
Ein Herr von Koboldcn lärmt und tanzt,
Alte Helden kommen von Troja wieder,
Achilles, der weise Nestor, versammeln sich zum Spiel
Und entzweien sich, wie Knaben. —
Ja, der Alte hat daran noch nicht genug,
Er spricht und singt: „Laß Deine Thaten fahren,
Dein Streben, Mensch, Deine Grübelein,
Sieh', ich will Dir goldne Kegel schenken,
Ein ganzes Spiel, und silberne Kugeln dazu,
Männerchen, die von selbst immer auf den Beinen stehn,
Warum willst Du Dich des Lebens nicht freun?
Dann bleiben wir beisammen,
Vertreiben mit Gespräch die Zeit.
Ich lehre Dich tausend Dinge,
Von denen Du noch nichts weißt.“ —
Das blinkende Spielwerk sticht dem Menschen in die Augen,

Er reckt die Hände gierig aus:
Indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft,
Reibt die Augen und gähnt und dehnt sich:
„Wo ist mein lieber Mensch?
Ist er zu neuen Thaten gestärkt?“ so ruft sie
Der Alte hört die Stimme und fängt an zu zittern,
Der Mensch schämt sich, läßt Kegel und Kugel fallen,
Vernunft tritt in's Gemach.
„Ist der alte Wirrwarr schon wieder los geworden?“
Ruft Vernunft aus — „Läßt Du Dich immer wieder locken
Von dem kind'schen Greise, der selber nicht weiß,
Was er beginnt?“ —
Der Alte fängt an zu weinen,
Der Mantel wird umgekehrt
Ihm um die Schultern gehängt,
Arm und Beine festgebunden,
Sitzt wieder grämlich da.
Sein Spielzeug eingepackt,
Ihm Alles wieder in's Kleid gesteckt;
Und Vernunft macht'ne drohende Miene.
Der Mensch muß an die Geschäftr gehn,
Sieht den Alten nur von der Seite an
Und zuckt die Schultern über ihn.
„Warum verführt Ihr mir den lieben Menschen?“
Grämelt der alte Phantasus.
„Ihr werdet ihn matt und todt noch machen,
Wird vor der Zeit kindisch werden,
Sein Leben nicht genießen.
Sein bester Freund sitzt hier gebunden,
Der es gut mit ihm meint.
Er verzehrt sich und möcht' es gern mit mir halten.
Aber Ihr Ueberklugen
Habt ihm meinen Umgang verleidet
Und wißt nicht, was Ihr mit ihm wollt.
Schlaf ist weg und Keiner steht mir bei.“

Ein alter verdrießlicher, wunderlicher Mann ist unserm Romantiker der Phantasus, nicht die Phantasie, die heitere, schöne, verzärtelte Tochter Jovis, wie sie Göthe nennt. Durch die Uebersetzung des Donquixote, der Märchen von Gozzi und Shakespeare suchte Tieck vollends im phantastischen Reiche

der Romantik einheimisch zu werden und Meister dieses poetischen Elements gedachte er die Romantik auch auf das Theater zu verpflanzen. Da entstand denn die Genoveva, von welcher Theodor Mundt in seiner Geschichte der Literatur der Gegenwart also urtheilt: „Es ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepränge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effekte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzubringen. An malerischen und musikalischen Motiven schwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne schweigen, reden die Blumen, predigen die Düfte, singen die Wellen, dichten die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carneval in diesen Formen und Bildern und alles ist los und tummelt sich und überstürzt sich, um an dem Rausch, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, sein Theil zu haben. Es kommt indeß zu diesem romantischen Aufruhr der Natur zu viel künstliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem frischen natürlichen Eindruck verbliebe. An die Stelle des Blumenduftes tritt oft eine narkotische Räucherei, und die Vogelstimmen klingen wie abgerichtete Kastraten bei einer Messe. In der Genoveva ist die Romantik überhaupt am offensten beim Katholicismus zur Beichte gegangen, und zwar wie von selbst im Zug all der süßen Spielerei dazu hingerissen.

Klarer und abgeschlossener ist das Drama Kaiser Octavianus, wo schon mehr Körper und zugleich mehr Sicherheit und Harmonie zu finden. Bei alledem wollte das Publikum weder dieses noch die übrigen Schauspiele Tiecks für so vollendete Dichtung halten, als es der oben erwähnte Kritiker und die Freunde der Romantik thun; aufgeführt wurden sie nie und gelesen werden sie auch nur immer von einer eigenen Menschenklasse, die aus vorgefaßter Meinung Alles schön findet, was in dieser Art geschrieben ist. Dasselbe gilt von den Tieck'schen Lustspielen, die im großartigsten Style der romantischen Komik angelegt und doch, einzelne Scenen abgerechnet, nicht befriedigen. So ist der gestiefelte Kater, worin nach der alten Weise das Publikum mitspielt, so auch Zer-

bino oder die Reise nach dem guten Geschmacke aus welchem wir eine Scene hersetzen wollen.

Der Garten.

Nestor (tritt auf).

Hab' ich in meinem Leben so was gesehn! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann; — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind
Durch unsere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehn, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchdrungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzel hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.

Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei mir gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einem brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Lichte zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein.
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sie stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,

Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth steigt nieder jede Nacht:
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten steigt die Röthe
Zeigt sich in der schönsten Pracht,
Sind der Liebe vollester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahnung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr verstandlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur.
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsamen Reden Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche. Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt dich
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben dich,
Trag uns dein Herz entgegen,
Was verschmähst du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willst du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn,
Ist dir erschienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß
In das die Natur dich weiht,
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmückt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umschlossen ist.

Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgebreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satyren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein.

Feldblumen. Du gehst vorüber
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie all umschließ' ich mit Armen linde,
Sie all tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter.

Der Blumen Putz übersteigt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroths heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblicke halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, daß dies die wahren Blumen sind,
Die Blüt', die in Blüte steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor. Ich stelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nemlich, was, — nun, das ergibt sich von selbst, oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn Ihr die Klassiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt' ich doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt sich den Kranken gleich hierher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln sie im dunklen Gange, jetzt
Seh ich wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein.)

Nestor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig scheinst du zweifelhaft zu sein.

Nestor. Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie kümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz.

Nestor. Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben, seht meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor. Wie heißt denn der finstere alte Murrkopf hier?

Göttin. Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor. Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Komödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante. Gleichsam ein Gedicht? Wer bist Du, daß du also sprichst?

Nestor. Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurrpfei — wie war das Wort, das Du so eben nanntest?

Nestor. Ha, ha, ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kannn.

Dante. Wer bist du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Bist du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor. Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante. Und kommt daher und spricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurrpfeiferei!
Ein schändliches; barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor. Seid stille, sag' ich Euch und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante. Ariost! Petrarka!

Nestor. Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, ja damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals, was meinst du damit, Wurm?

Nestor. Ein hitziger Kopf! Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht ein Dichter zu sein, weil wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andere damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte also nur an Dir gelegen,
Nur an der Zeit, die Dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor. Natürlich, ja, was noch mehr ist, ich denke es sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch, und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis am Ende immer höher, immer höher komme anfange zu rumoriren und ennuyiren, was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Komödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen laßen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor. Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, so-

gar bei den gemeinen Leuten geworden ist, daß man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei darüber könnte man katholisch werden.

(Dante wendet sich unwillig von ihm, und in den Hain zurück.)

Nestor. Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost. Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute, und besonders gegen die Poesie.

Nestor. Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost. Ich nenne mich Ludovico Ariost.

Nestor. Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehen lassen?

Ariost. Ha ha ha!

Nestor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost. Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor. Die Menschheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros. Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbsschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Ariost. Darüber ließe sich vielleicht ein Lustspiel schreiben?

Nestor. Es geschieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu spät.

Ariost. Und sind sie sehr lustig, diese Lustspiele?

Nestor. Wo denkt Ihr denn hin? Nun ja, da sieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend ist's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Bösewichter, und hoher edler Menschen.

Gozzi. Dieser wäre eine ziemlich gute Maske.

Ariost. Liest man denn meine bunten Lieder noch?

Nestor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde hat man aber jetzt mit seiner Veredelung so viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Ariost. Närrischer, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein.

Nestor. Wie Ihr's versteht! Nein mein Bester, das zu beurtheilen ist für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubstummen-Institute, Kabinetsorden, Lesebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Ariost. Du rasest.

Nestor. Und schöne Weiblichkeit und zuckersüße Häuslichkeit, und

wahre Menschenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Ariost. Das scheint mir in der That nöthig.

Nestor. Unentbehrlich! Ja, Ihr solltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande und verböte Euch zu existiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Ariost. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Nestor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rücksichten entbehren, denn der größte deutsche Poet hat so ohngefähr das Beste aus Eurer Manier genommen, und in seinem herrlichen Oberon trefflich verschönert; dabei hat er auch den sogenannten Stanzen eine schöne Originalität beigebracht, indem er sie freier, unkünstlicher, liebenswürdiger entstanzt und umgestanzt hat.

Ariost. So?

Nestor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbessert. — Wie ist denn Euer Name?

Petrarka. Ich heiße Petrarka.

Nestor. Ich habe also die Ehre, ein sehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten übersetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge ist über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden seid?

Petrarka. Du bist ein wunderlicher Kauz. Hast du denn meine Sonetten verstanden?

Nestor. Ach, lieber Gott, was ist da sonderlich zu verstehen, immer Liebe und immer wieder Liebe; dergleichen ist für mich nicht. — Ich möchte fast darauf wetten, daß Ihr der bekannte Tasso seid.

Tasso. Nicht anders.

Nestor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer ist der freundliche Mann dort?

Tasso. Er ist der Castilianische Poet Cervantes.

Nestor. Je Possenreißer Possenreißer, komm doch vor und sei nicht so blöde, dich mag ich erstaunlich gerne leiden, denn du bist ein lustiger Geselle.

Cervantes. Was willst du von mir?

Nestor. Dein Ding, dein Don Quixote ist zum Todtlachen, aber was sollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt?

Nestor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was soll das ganze Buch?

Nestor. Das sag' Er nicht, mein Bester, denn erstens hat das Buch andre viel bessere veranlaßt, zum Beispiel den Don Sylvio von Rosalva, also ist das schon ein gewisser beträchtlicher Nutzen, und dann ist es ja zum Todtlachen, es ist keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht gelesen hätte, nein, sei Er nur ruhig. Schade, daß er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben schon so viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode so tief heruntergesunken, daß der Pöbel mich für seinen Gesellen und Bruder erkennt?

Nestor. Sei er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er gelesen, und in den Uebersetzungen läßt man seine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding ein recht feines Ansehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Nestor. Je das sind ja Jugendschwächen, die vergibt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakespeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Nestor. Also der Teufelskerl ist auch hier? Eine kuriose Gesellschaft. Es gibt doch nicht einen einzigen klassischen und korrekten Menschen hier, an dem man sein Gemüth auf eine verständige Weise erquicken könnte. Und das soll der Garten der Poesie sein? Der Schwärmerei, der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermissest du?

Nestor. Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldnes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist, Bodmer, — ich sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin. Die du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennst du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mit dem Narrenschneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heiligen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Nestor. Wer in aller Welt könnte denn das sein?

Bürger (ihm leise in das Ohr.) Göthe.

Nestor. O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Hermann und Dorothea gelesen; der Genius der Zeit forderte das, so rezensirt, daß man blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Die Idee über Dichter im Lustspiele abzusprechen hat schon Aristophanes in seinen Fröschen, aber freilich trefflicher und poetischer ausgeführt, denn der Nestor spricht doch in der That gar zu albern und auch die angeführten großen Dichter sprechen lange nicht so, wie man es von ihnen erwarten sollte oder wie Göthe in seiner Farce Götter, Helden und Wieland dergleichen Personen sprechen läßt. Da bekommt nun auch Hans Sachs, den er neben Shakespeare und Cervantes und die übrigen stellt, seinen Platz, von Schiller ist aber keine Rede.

Den größten Fleiß verwandte Tieck gleich den Gebrüdern Schlegel auf die äußere Form und in dem Musenalmanach, den diese Dichter 1802 herausgaben, wetteifern sie in allerlei südlichen Versmaßen, Sonetten, Canzonen, Trioletten, Stanzen und Terzinen. Auf die deutsche Sprache hatten diese Tändeleien einen wohlthätigen Einfluß; allein es wurde durch sie die inhaltsleere Empfindelei eingeführt, welche noch in unsern Tagen fortfährt Töne für Poesie auszugeben. Voß und Baggesen geiselten diese Weise in ihrem Karfunkel oder Klingklingel Almanach, woraus wir drei Gedichte hersetzen wollen.

Klingsonate.

1. Grave.

Mit
Prall=
Hall
Sprüht
Süd=
Trall=
Lall
Lied.
Kling
Klang
Singt;
Sing
Sang
Klingt.

2. Scherzando.

Aus Moor=
Gewimmel
Und Schimmel
Hervor

Dringt, Eber,
Dein Bimmel=
Getümmel
In's Ohr.

O höre
Mein kleines
Sonett.

Auf Ehre,
Klingt Deines
So nett?

3. Maestoso.

Was singet Ihr und klingelt im Sonetto:
Als hätt' ein Flug Euch grade von Toskana
Geführt zur heimathlichen Tramontana
Ein kindlich Englein, zart, wie Amoretto?

Auf, Klinger, hört von mir ein andres Detto!
Klangvoll entsteigt mir ächtem Sohn von Mana
Geläut der pomphaft hallenden Kampana,
Das summend wallt zum Elfenminuetto!

Mein Haupt, des Siegers! krönt' mit Ros' und Lilie.
Des Rhythmus und des Wohlklangs holde Charis,
Achtlos, o Kindlein, Eures Larifaris!

Euch kühl' ein Kranz hellgrüner Petersilie!
Von schwülem Anhauch war Euch das Gemüth heiß,
Und fiebert, ach, in unheilbarem Südschweiß!

Leider hatten eben Voß und Baggesen nicht den Witz, der die Romantiker kräftig genug treffen konnte.

In seinen reifern Jahren, verließ Tieck das Romantische und verlegte sich auf die Novelle, eine Gattung des Romans, worin nicht eine Reihe von Abenteuern, Zuständen und Begebenheiten, sondern nur eine einzelne Situation dargestellt wird. Durch diese Begrenzung ist es nun möglich etwas mehr Poesie anzubringen, als im Romane und Tieck ist dies in manchen derselben wie z. B. im jungen Tischlermeister, in der Verlobung u. a. m. wohl gelungen und er war durch diese Gattung besonders der gebildeten Frauenwelt, für die einst Wieland gesorgt, höchst willkommen. Schade, daß er seinen Aufruhr in den Cevennen nicht fortgesetzt; es ist dies wahrhaft ein Muster eines histori'chen Romans. So ist denn Tieck durch diese Novellen vom Romantischen abgefallen, um sich dem wirklichen Leben zu nähern, und hat dadurch seinem Dichterruhm eher aufgeholfen als geschadet, weil er nun in einen Dichtungskreis eintrat, der seinen Kräften angemessen ist. Leider entging er nicht der Schwäche, noch im hohen Alter zu dichten und so haben wir noch im Jahr 1840 eine Vittoria Accorombona erhalten die von den treuen Schülern und Freunden pomphaft angekündigt wurde, aber jeden unbefangenen Leser und Kritiker anwidert. Wollen wir nun was Tieck geleistet in wenig Worten zusammenfassen, so muß man gestehen, daß kein Romantiker so klar und anmuthig erzähle, keiner sich in der Welt der Naturstoffe, der Farben und der Töne, der Gefühle und des Verstandes, des Ideals und der Wirklichkeit so vertieft habe als er; und hat er auch nur in diesen phantastischen Winzigkeiten Vollkommenes geleistet, so hat er doch auch durch seine verfehlten Dichtungen Wege gezeigt, wo noch Poesie zu finden sei; das höchste aber hat er durch seine Uebersetzungen und seine dramaturgischen Blätter zur Aufnahme Shakespeares und zur Herstellung eines guten Geschmacks vollbracht.

Ludwig Zacharias Werner 1768 zu Königsberg geboren; gestorben zu Wien 1823, war einer der begabtesten unter den Romantikern, von dem man aber auch wie von Günther sagen darf: er wußte sich nicht zu zähmen und darum verrann sein Dichten wie sein Leben." Nachdem er in den neunziger Jahren verschiedene Staatsdienste bekleidete lebte er zu Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts meist auf Reisen, erhielt 1809 vom Herzog von Hessen-Darmstadt den Hofrathstitel, trat im folgenden Jahre zu Rom zur katholischen Kirche über, und endlich 1821 gar in den Orden der Redemtoristen zu Wien. In seinen ersten Dramen die Söhne des Thals in 2 Theilen, lehnt er sich noch ganz an Schiller, wiewohl schon die wunderlichste Excentricität sichtbar ist. Als aber vollends Calderon, die Legende der Heiligen, Musik und Opernpomp auf ihn einwirkten, verlor er allmählig den festen und sichern Gang auf der Bühne, mengte Phantastisches mit Historischem, Lyrisches mit Dramatischem und schuf eine Reihe gigantischer Theaterhelden, wie noch keine da waren. In den Tagen der Schmach 1806 bis 1812 waren aber eben nur solche Schauspiele im Stande die gedrückten Gemüther zu ergreifen und sei es wie immer, das leidenschaftliche Feuer dieses Dichters hat auch geholfen zünden, bis der große Brand im Jahre 1813 in helle Flammen aufschlug. War es zu wundern, daß das Volk in die Theater strömte, wie man die große Tragödie Martin Luther darstellte? Mag immer der Charakter des großen Reformators zu sehr in's Ideal und zwar nicht zu seinem Vortheile erhoben worden sein, er war es doch der theuere Mann, dessen Erscheinung auf den Brettern nichts Gewagtes war, da er zu fest steht in seinem Ansehn und in seiner Liebe des ganzen Volkes, als daß ihn theatralische Darstellung herabwürdigen konnte. Das Kreuz an der Ostsee behandelt die Einführung des Christenthums bei den Liefländern; welch eine liebe Stimme aus dem Vaterlande mußte dieses Trauerspiel den deutschen Brüdern an der Ostsee sein? und Attila König der Hunnen — schritt er nicht einher sich für die Geisel Gottes haltend, die Welt zu seinen Füßen, gleich Napoleon, der eben damals (1808) von seinen Siegen in Preußen gegen Spanien zog? Wie mußte endlich Wanda, Königin der Sarmaten, auf das unglückliche Polen hinzeigen, das noch damals in süßester Hoffnung dem Triumphwagen Napoleons folgte. Allein nun brachen die Folgen einer unordentlich gelebten Jugend (denn wie in der Dichtung so war er auch im Leben leidenschaftlich,) los, schwächlich, ängstlich, launenhaft, geizig und unreinlich, von drei Gattinnen getrennt, weil nach seiner eigenen Aussage keine mit ihm glücklich sein konnte,

suchte er nach einer Stütze und vermeinte sie zu finden in der Frömmigkeit. Er ging 1810 nach Rom und wurde katholisch. Noch zehn Jahre reichte sein poetisches Talent aus, was er aber schuf wurde immer ungenießbarer; so schön manches Einzelne in der heiligen Kunigunde, in der Mutter der Makkabäer ist, weder ihm selbst noch der Welt genügte das Ganze, und vor dem Trauerspiele der vierzehnte Februar, entsetzte sich alle Welt, denn der ideale Dichter malte hier mit den grellsten Farben der Wirklichkeit. Als er nun vollends seine Kraft der Weihe bereute und seine Unkraft der Weihe schrieb, war in seiner Poesie nichts zurückgeblieben als „der Wahnsinn eines ausgetrockneten Gehirns" wie Menzel sich ausdrückt. Wunderbar bleibt jedoch, daß er in dieser Zeit, als Redemtorist in seinen Predigten und seinen Gesprächen oft den hellsten und klarsten Verstand verrieth, so daß man in seinem Wesen irre werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß der Mann mit der Feder und der in That und Leben nicht immer derselbe sei. Sprechen wir nun noch von Heinrich Steffens aus Norwegen, so haben wir die Häupter der romantischen Schule, von der der eben genannte also spricht:

„Es war wohl eine schöne Zeit — heißt es in dem Novellencyklus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Rührung, ja ohne Begeisterung nicht an sie denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern. Wo wir hinsahen erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Göthe gehörte diesem Kreise zu, und ward als ein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend nicht selten zum Widerstand reizt, erschien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, indem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur in der Ferne erschien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren

hier versammelt! Der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel, Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Heftigkeit frohlockend begrüßten." Heinrich Steffens, der geniale Naturforscher und eifrige Schüler Schellings, von dem man mit Recht behaupten kann, daß er gewußt Dichter zu erwecken, wie Keiner, ging auch die mannigfaltigsten Irrsale der Romantik durch von Poesie und Philosophie hin und her gezerrt, zwischen Katholicismus und Protestantismus lange wankend und wirkt bis heute, nachdem ihn seine gute kräftige Natur in's Gleichgewicht gebracht durch seinen hinreißenden Vortrag als Professor zu Berlin. Als Dichter hat er sich im Romane: Die Familie Walseth und Leith, dann Malkolm und den Novellencyklus: die vier Norweger rühmlich bekannt gemacht. Volle Gluth der Empfindung, üppige Phantasie und vollendeter Ausdruck beurkunden in jedem seiner Werke die erhabenste Seele.

Außer Schleiermacher, Prediger und Professor in Berlin gehören auch noch zur romatischen Schule Adam Müller, zuletzt östreichischer Konsul in Leipzig, Joseph Görres, nach allerlei Kreuz- und Querzügen, Flucht und Verbannung, Professor in München, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, preußischer Major und Ritter mehrerer Orden; Clemens Brentano aus Frankfurt am Main, zuletzt in mönchischer Zurückgezogenheit der Welt und ihren Freuden entsagend, Achim von Arnim und Heinrich von Kleist.

Adam Müller, der innigste Freund Friedrich Schlegels, war bemüht die Romantik in die Staatswissenschaft einzuführen oder was so viel sagen will, die zur Freiheit strebende Menschheit wieder in die Zustände des Mittelalters zurückzudrängen; durch seine geistreichen Schriften über Lieratur und Poesie hatte er großen Einfluß auf die ganze romantische Schule. Joseph Görres aus Koblenz, war ein Mann voll glühender Vaterlandsliebe, der

das Mittelalter nur der Poesie und erhabenen Denkweise halber zurückrief, doch im Gegensatz zu Adam Müller und den übrigen Romantikern durch seine begeisterten Reden allgemeine Volksfreiheit heraufbeschwor. Er gab die deutschen Volksbücher, wie wir schon erwähnt haben; altdeutsche Volks- und Meisterlieder und Mehreres aus den Schätzen der alten Romantik heraus; war selbst ein Hutten an feuriger Beredtsamkeit, nur Schade, daß er, selbst ein eifriger Katholik, Deutschlands Heil und Freiheit nur in der römischen Kirche hofft. Friedrich de la Motte Fouqué, ein Mann von deutscher Biederkeit und unbescholtenen Sitten, welcher das altdeutsche Ritterthum mit der schönen Märchenwelt des Mittelalters in ihrer ächten Farbe wieder herzustellen strebte. Unter seinen vielen Schriften sind die vorzüglichsten Sigurd der Schlangentödter, Undine, das Rittergedicht Corona, der Zauberring, das Galgenmännlein. Leider hat ihm sein Versenken in das Mittelalter auch zugleich den starken Aristokratismus mitgetheilt, durch welchen er die Liebe des deutschen Volkes verlieren mußte und als er seinen Ruhm überlebt hatte und seine romantischen Dichtungen in wahre Tändelei und Manierirtheit aufging, verfuhr man mit dem selbst verliebten Ritter beinahe schonungslos. Ein tief poetisches Gemüth ist Clemens Brentano, der aber gleich Werner, durch seine Excentricität meist eben so abstößt als anzieht und sein herrliches Gemüth selbst zerstörte. Nur kurz war sein Blüteleben, kurz die Ehe mit der liebenswürdigen Dichterin Sophie Mereau, die ihm der Tod entrissen; er zog sich zurück, zerfallen mit sich und der Welt, ging ins Kloster Dülmen und endlich nach Rom in die Propaganda und lebt heimgekehrt nach Deutschland in einsamer Zurückgezogenheit. Seine Romane, Satyren und Dramen haben alle das Verworrene und Verwilderte seines Gemüths an sich. Großes Verdienst erwarb er sich um die deutsche Literatur durch des Knaben Wunderhorn, eine Sammlung deutscher Volkslieder, welche er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Arnim herausgab.

Ludwig Achim von Arnim, aus einer altadeligen Familie zu Berlin geboren, studirte Naturwissenschaften und Medicin und lebte darauf längere Zeit mit Clemens Brentano, dessen Schwester

Bettina er später heirathete. Im Jahr 1831 starb er auf seinem Landgute. Armin war ein edler und erhabener Charakter; daß seine Dichtungen nicht mit den Werken der übrigen Romantiker gepriesen wurden rührt daher, weil er allein da stand und nicht Gefallen zeigte an dem Treiben dieser Schule. Sein reiches poetisches Talent hat er in Romanen, Novellen, Erzählungen und Dramen niedergelegt, und wenn diese auch nicht die höchste Vollendung erreicht haben, bleiben sie doch ihrer Originalität, Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung und männlichen Gesinnung halber schätzenswerthe Vermächtnisse eines edlen deutschen Mannes. Gräfin Dolores hält man unter allen seinen Werken für das vollendetste. „Es ist ein Werk" sagt Wolf," in dem jeder Stand, jedes Alter, jede Gesinnung etwas finden wird, das anspricht, wohlthut, beruhigt, tröstet und erheitert." Wir setzen zum Schlusse her was der geistreiche Görres von ihm schreibt: „Man kann seine Poesie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man sie dem Vogelgeschlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Sphinx, so sitzt sie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, schlagend ohne Aufhör mit dem Flügelpaar, wie im Pendelschlag pulsirend mit dem Gabelschweife, bald sich niederduckend, dann wieder aufschwellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken schwimmend, immerfort in allen Gliedern vom munteren Leben durchzuckt. Selbst seine Poesie kann daher, von diesem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anstand und Schritt behaupten und macht sich oft die Lust, wo sie sich ungesehen glaubt, in einem halb versteckten Rhythmus aufzuhüpfen und daher zu tanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann sie nur dem innern singenden Jauchzen ohne Zwang sich hingeben, dann steigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf sich über ihn in die Lüfte schwingt und nun hoch über seinem Haupte sich wie der Adler im Kreise dreht, nun wallend und schlagend sich auf der Bläue wiegt, dann im schnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederstürzt; eine Zeitlang in der Tiefe sich wie auf aufgespanntem Seil im Takte auf- und niederschwingt und dann wieder steil recht

schnell sich zur vorigen Höhe schnellt, und sich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Lust auszuarten und auszugießen. Wie die Zugschwalbe, die heut noch in diesem Welttheile schwirrt und, ehe am andern Tage der Abend graut, schon die afrikanische Wüste unter sich erblickt, so ist sie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperspective Land und Meer überblickend, wagen nur die höchsten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem sie sich leicht von Einem zum Andern schwingt, verbindet sie in dem regen Instinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geisterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteste in Welt und Geschichte und webt aus diesen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldenes Netz, das sie schielend um sich breitet."

Vollendeter als Arnim sind allerdings die poetischen Werke Heinrichs von Kleist, der vielleicht als Dichter über allen Romantikern steht, zu denen er übrigens nur durch seine Freundschaft mit Adam Müller und durch das Excentrische gehört, welches aber bei ihm nicht das mangelnde Talent zu ersetzen hat, sondern ihn nur fortriß, weil er eben den Einflüssen der Zeit nicht ganz widerstehen konnte. Zu Frankfurt an der Oder 1776 geboren kam er frühzeitig an den Berliner Hof und bald darauf als Officier zur Armee. Der unrühmliche Feldzug an dem Rhein verleidete ihm seinen Stand und er ging 1799 in seine Vaterstadt zurück, um die Rechte zu studieren. Das Staatsamt, das er sich dadurch erwarb, konnte ihn aber auch nicht fesseln. Kränklichkeit und die Lage der Dinge in Deutschland verstimmten ihn schon damals, so daß er weder mit seinen Kenntnissen, noch mit seinen Arbeiten zufrieden von einem Ort zum andern zog, nach Paris und in die Schweiz zweimal reiste und immer wieder unzufriedener heimkehrte. Im Jahr 1806 nahm er wieder Staatsdienste in Berlin, die er aber nach der unglücklichen Schlacht bei Jena abermal verließ, um in der Wissenschaft und Poesie Trost zu suchen in dem allgemeinen Drangsale. Der französischen Regierung verdächtig gemacht, mußte er als Gefangener nach Frankreich wandern und erhielt seine Freiheit erst nach dem Tilsiter Frieden. Nun lebte er abwechselnd in

Dresden und Berlin, wo er wirklich eine Zeit lang im Umgange mit edlen Freunden und im poetischen Schaffen heiterer zu werden schien; nur Schmach des Vaterlandes störte ihn in seiner Ruhe und jubelnd begrüßte er 1809 den Kaiser von Oestreich und seinen tapfern Bruder Erzherzog Karl als Retter des Vaterlandes. Als aber durch den Wiener Frieden diese Hoffnung wieder getäuscht war, fiel er in seinen Unmuth, der noch durch den Umgang mit einer unglücklichen Freundin, welche an einem unheilbaren Uebel litt, gesteigert wurde. Diese nahm ihm in einer trüben Stunde den Eid ab, ihr einen Dienst zu leisten, wenn sie ihn fordern würde; er verspricht es und sie begehrt den Tod von ihm. Leider hielt Kleist sein Wort und tödtete im Hölzchen bei Potsdam 1811 mit ihr auch sich zugleich. „Wenn es den Abgeschiedenen," sagt Tieck, „vergönnt ist, von den hiesigen Dingen noch zu wissen, mit welcher Wehmuth und Reue muß sein Geist sich herabgesehnt haben, als seine Freunde und Brüder für König und Vaterland im edelsten Streite der neuern Tage auf der Ebene von Lützen standen, für die Sache siegend, dem sein irdisches Herz fast zu ungestüm geschlagen hatte. Daß er in diesem Kriege nicht mit siegen oder in ihm fallen konnte, ist für ihn Strafe genug für sein Vergehen gewesen, wenn es nach den Begriffen der Meisten ein solches ist, auf das Leben zu früh zu verzichten."

Heinrich von Kleist war vorzugsweise dramatischer Dichter, der sich durch Erfindung des Stoffes, treffliche Charakterzeichnung und poetische Darstellung auszeichnete. In seinen Werken herrscht eine bewunderungswürdige Harmonie, die nur zuweilen, durch Aufnahme mittelalterlicher Anschauung und der ganzen Leidenschaftlichkeit der kränkelnden Mitwelt störte. Zu den Verirrungen dieser Art gehört das unheimliche Mitwirken übernatürlicher Kräfte, das Nachtwandlerische und Mondsüchtige im Käthchen und im Prinzen von Hamburg, die grauenhafte Wahrsagung im Kohlhaas u. dgl. Unter seinen Schauspielen ist Käthchen von Heilbronn mit Recht das beliebteste wahrlich die schönste Blume der neuern Ritterpoesie; die Schlacht bei Fehrbellin oder der Prinz von Hessen-Homburg ist bei weitem sein vollendetestes. Die Hermanns-Schlacht, die er vor dem Jahr

1809 schrieb, war ein Aufruf an die deutsche Nation sich zu retten und aufzustehen gegen den Unterdrücker deutscher Freiheit. Tieck urtheilt über dieses herrliche Drama wie folgt:

„Der heilige Zorn, wie er vielleicht nur wenige Herzen begeisterte, sammt dem Gefühl der Noth und des Unglücks seines Vaterlandes waren es, die den Dichter antrieben, das großartige Gemälde: „die Hermannsschlacht," zu entwerfen. Ein berühmter Dichter unserer Nation hat diese Begebenheit schon in einem Schauspiele dargestellt. Das Schönste in seinem Werke sind die lyrischen Gesänge der Barden, auf welche er auch den größten Fleiß gewendet und sie recht eigentlich in den Vorgrund gestellt hat. Kleist hatte nicht die Absicht, jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältnisse auszumalen, sondern was einem Dichter eben so natürlich und erlaubt ist, er sah, von der Gegenwart bedrängt und begeistert, in ihrem Spiegel die Vorzeit, er nahm diese nur als Bild seiner Zeit und der nächsten Verhältnisse, so knüpfte er seinen persönlichen Haß und seine lebendige Liebe an alte Namen, und hielt seinen Zeitgenossen das Conterfey ihrer selbst und ihrer Schicksale vor. Diese Art, die Geschichte zu nehmen, ist am wenigsten am dramatischen Dichter zu tadeln, wenn er nur von seinem Gegenstande auf eine große Weise ergriffen und ganz von ihm durchdrungen ist; denn der Schauspieldichter soll ja die Vergangenheit in nächste Gegenwart verwandeln, und ein Geist wie Shakespeare sieht die Vorzeit auch ohne große Anstrengung persönlich vor sich, er begreift das Fernste, indem er das Nächste ganz verstanden hat; und so kann auch wohl ein Talent, das nicht diesen universellen Umfang hat, wenn begeisternde Stimmungen durch den Drang der Gegenwart ihn mit dieser mehr vertraut machen, als es außerdem geschehen sein würde, sich erheben, und seine Zeit und die Vorwelt so kühn und schöpferisch verknüpfen, daß durch eine großartige Porträtmalerei sich sein Werk zu der Würde eines historischen Schauspiels erhebt, das seiner Umgebung und der Zukunft erfreulich und lehrreich wird. Dies scheint mir in diesem Hermann gelungen. Des Helden großer und unbezwinglicher Haß, seine feurige Liebe zu Deutschland und seiner Gattin, seine Klugheit, ja List im Einklang mit einfacher Biederkeit, seine Laune, seine tiefe Rührung

und Erschütterung, die oft plötzlich hervorbricht, — alles dies ist trefflich und in ergreifenden Zügen gemalt. So die Uneinigkeit, Eifersucht und wankende Tugend der untergeordneten Gestalten. Marbod's großer Sinn, Varus Römeranstand und Stolz, wie die geschmeidige Hinterlist der römischen Politik. Hier ist nichts, was uns hindert, an Hermanns Leben, sein Hauswesen, die Deutschen jener Zeit, und Varus Untergang ganz so zu denken, wie es uns der Dichter vorgestellt hat — und zugleich sehen wir mit rührender Ueberraschung, daß nur von uns selbst und eigenem Drangsal des Vaterlandes die Rede sei, von unsern Hoffnungen und allem Herrlichen und Traurigen unserer Tage. Das Bild ist so bedenklich, daß der Dichter sein Werk deshalb bei seinen Lebzeiten nicht durfte drucken lassen. — So trefflich und hinreißend nun aber auch die Darstellung ist, so schadet dem Werke doch Einiges bedeutend, weil es entweder zu schwach oder auch zu stark ist. Ungenügend ist der Schluß, vorzüglich dadurch daß eigentlich nicht Hermanns, sondern Marbod's Schlacht der Römer entscheidet; der Hauptmangel aber ist, daß wir von der Schlacht selbst nur Weniges sehen. Zu grell ist die Art, mit der Thusnelda ihre Rache an Ventidius nimmt, und es ist besonders zu tadeln, daß der Dichter diese Scene mit zu großer Vorliebe ausgemalt hat, die er lieber, als diese große entscheidende Schlacht hätte in den Hintergrund stellen können. Der Dichter hat aber eine Neigung für dergleichen schroffe Stellen, die, eben weil sie so stark den Virtuosen beurkunden, sich niemals ganz in die Töne des übrigen Gemäldes wollen vermalen lassen. Bei weitem schlimmer noch ist aber die vierte Scene des vierten Aktes, in der der Verfasser eine uralte Geschichte in sein Schauspiel verwebt, ohne daß man die Nothwendigkeit dieser gräßlichen Episode fühlt. Manche zu zärtliche Leser werden auch die jovialen, halb lustigen, halb schmerzlich-bittern Gespräche Hermanns mit seiner Gattin, so wie das Diminutiv Thuschen, und mehr dergleichen anstößig finden, weil sie die Vorzeit in einem gewissen vornehmen Gewande erblicken wollen, oder in einem dichten Nebel von ruhmrediger Tapferkeit, phrasensprechender Liebe, und süßlicher Frömmigkeit gehüllt, wovon freilich, wie von der Sentimentalität, unser Dichter so gar nichts wußte, daß er andern Geistern eben deßhalb

um so mehr gefallen wird. Sprache und Verse sind in diesem Gedichte freier, als in allen übrigen Stücken des Verfassers, er kümmert sich zuweilen gar nicht um den gewöhnlichen dramatischen Jambus, der bald mehr, bald weniger Füße hat; dadurch erhalten viele Stellen einen heroischen, hymnenartigen Rhythmus, zuweilen aber scheint die Abweichung auch nur aus Eile hervorgegangen zu sein, und der Verfasser hätte vielleicht manchen Vers und manche Ausdrücke in Zukunft verbessert. Wenn ich von Porträt-Malerei in diesem Schauspiele spreche, so muß man mich nicht so verstehen, als meine ich, man könne zu jedem Charakter des Gedichtes die Poesie in der jetzigen Zeit auffinden; so kleinlich konnte der Dichter nicht arbeiten wollen; etwas so Verfehltes wäre nicht zu rühmen. Man sieht aber, daß vor dem Ausbruch des östreichischen Krieges 1809 dieses Stück schon vollendet war, daß die Aussicht auf diesen Krieg den Verfasser mit zu seinem Schauspiele begeisterte, und daß es uns die Hoffnung nnd Furcht jener Tage, die Lage unsers Vaterlandes, den Wunsch und die höchst schwierige, aber dennoch mögliche Rettung, zeigen wollte."

Auch im Lustspiele versuchte er sich und sein zerbrochener Krug ist ein schönes niederländisches Sittengemälde, das aber nur in Hamburg gefallen wollte.

Auch in seinen poetischen Erzählungen sind Erfindung und Darstellung trefflich gelungen, unter Allen zeichnet sich aber Michael Kohlhaas aus.

Auch auf Wien hatte die romantische Schule großen Einfluß und die Gebrüder Joseph und Mathäus von Collin widmeten hier ihr poetisches Talent der Bühne, für welches sie, angeregt durch Tieck und nach dem Vorgange Schillers, historische Stoffe wählten. Sind es auch meist nur Erzeugnisse des Verstandes, mehr rhetorisch als poetisch, so ist ihr Streben doch von guter Wirkung zur Veredlung des Wiener Theaters und die Schauspieler wurden allmählig gewöhnt, statt der bequemen Kotzebueschen und Ifflandschen Dramen auch Erzeugnisse in einer edlern poetischen Sprache darzustellen. Die besten Dramen des ältern Bruders Joseph sind Regulus und Balboa, von Mathäus, der allerdings dem ältern Bruder nachsteht, verdient der Tod Friedrich

des Streitbaren und der Cid die meiste Beachtung. Im Ganzen unterscheidet sich der jüngere Bruder von dem ältern durch seine Hinneigung zur Oper, wie denn das Musikalische bei den meisten Romantikern auch im Drama vorherrschte. Beide Brüder starben zu früh für Deutschland und insbesondere für Oestreich, den ältern der als Hofrath dem Staate treffliche Dienste leistete, drückte der Gram über die Leiden des Vaterlandes 1811 und er unterlag nur zu bald, sein Denkmal steht in der Karlskirche zu Wien. Mathäus war Professor der Philosophie zu Wien und 1815 Erzieher des Herzogs von Reichsstadt. Auch ihn raubte der Tod schon 1824.

Noch müssen wir zweier Dichter erwähnen, welche durch ihre maßlose Excentricität ihr schönes Talent und sich selbst zu Grunde richteten. „Seit jener Epoche" erzählt Göthe in seinen Tag= und Jahresheften, „wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region versirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Verfolg doch leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten."

„Ein solcher war von Bielefeld, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstocks Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tag, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besonderen Geschmack abzewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zur Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum

Fenster hinausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte."

Das war der unglückliche Ignatz Maria von Sonnenberg. Seine hinterlassenen Werke sind: Deutschlands Auferstehungstag, das Heldengedicht Donatoa oder das Weltende und eine Sammlung Gedichte.

Vollendeter in seinen Werken ist der klassisch gebildete Friedrich Hölderlin, von dem Menzel sehr wahr und schön sagt: Hölderlins Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blumen den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen gerissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Leiden ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Er hatte Theologie studiert, konnte aber keine seiner Gelehrsamkeit angemessene Stelle finden und als er darauf zu Frankfurt am Main als Hauslehrer einer heftigen Neigung zu der Mutter seiner Zöglinge halber das Haus und die Stadt verließ, zeigten sich schon bei ihm die ersten Spuren der Geisteszerrüttung. Reisen konnten ihn nicht zerstreuen, er ging bis nach Bordeaux, wo er wieder eine Hauslehrerstelle annahm. Als er aber hier den Tod seiner Geliebten erfuhr, kam er plötzlich als Wahnsinniger nach Würtemberg zurück. Gepflegt und gewartet von treuen Freunden lebte er in Tübingen von 1807 bis 1843 und starb nach einem langen Leben endlich eines sanften Todes. Wir haben von ihm außer einer Sammlung Gedichte, eine Uebersetzung der Trauerspiele des Sophokles und dann sein Meisterstück Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Als Probe führen wir nur eins seiner Gedichte an, worin so viel heiterer und lebensfroher Geist weht, daß wir nicht begreifen können wie solch ein blühendes Gemüthsleben zu Grunde gehen konnte.

Der Gott der Jugend.

Gehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht,
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da wo sich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt.
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodieen
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblätter spielte,
Die Flut des Anio.

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,

Und sanft bewegt vom Schwan,
Cephissus durch Oliven
Und Myrthensträuche rann:

So schön ist's noch hienieden!
Und unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düsterreichsten Hain,
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Herder und die Romantik.

Sehen wir nun zurück auf die Dichter dieser neuen Romantik, wo neben den edelsten und reinsten Bestrebungen so viel eitle Zersplitterung der Kräfte und Tändelei, so viel Verworrenheit und wüstes Wesen, so viel Krampfhaftigkeit und Wahnsinn im Leben und Dichten herrschte; so darf man sich nicht wundern, daß jeder gute Vater erschrak, wenn sein Sohn Verse machte und die Poesie ihre eben errungene Achtung wieder einbüßte, denn das Volk will wie in der Kirche so auch in der Poesie keusche Priester. Auch darf es uns nicht wundern, wenn das große Lesepublikum sich lieber zu den frischen, gemeinverständlichen wenn auch unpoetischen Leistungen der Kotzebue, Zschokke, Klingemann, Lafontaine, Langbein und Andern wendete, da die Romantiker entweder Nichts als gespreizte Formen ohne Inhalt oder bis zum Ungenießbaren wun-

derliche Schöpfungen boten. Die Besten im Volke, unter ihnen auch die Chorführer der neuen Schule Wilhelm Schlegel und Tieck, sahen in dieser Zeit, wo es auf dem Parnasse, wie auf dem Welttheater gleich schwül und drückend war, auf die alten Meister in Weimar, von denen sie Sichtung und Lichtung in der verworrenen Nacht und Rettung aus solcher Trostlosigkeit erwarteten. Auch wir wenden uns wieder zu ihnen, um zu sehen, was sie in dieser Zeit, beim Antritt des neunzehnten Jahrhunderts thaten. Da werden wir nun sehen, daß sie von der Romantik nicht unberührt geblieben, so wenig sie auch Antheil an dem neuen Dichterbunde nahmen. Eben daraus sieht man, daß die Romantik die eigentliche Poesie dieser Zeit gewesen, auf die die Dichter verfallen mußten, um die mittelhochdeutschen Schätze wieder ins Leben treten zu lassen und so durch einen neuen Vorrath von Dichtungen die Wirkung zu verstärken, die von Wieland, Herder, Göthe und Schiller ausgegangen war. Was Wieland im Romantischen geleistet ist schon gesagt worden, jetzt in seinem hohen Alter hatte er sich bereits ganz zurückgezogen. Herder war aber noch thätig und noch im Jahre 1801 gab er sein romantisches Epos, der Cid heraus. Er dichtete dieses schöne Werk, das zum Theil auch ein Nationalwerk genannt werden darf, da doch der Cid westgothischen also deutschen Stammes war, nach den spanischen Romanzen, die in jenem Lande wie Ossian in Schottland vom Volke gesungen werden. Schon die Wahl des Stoffes, der Held solch ein Muster germanischer Ritterlichkeit ist höchlich zu loben, die Würde, die Großheit und Sittenreinheit dieses Charakters zu schildern, wie herrlich ist es Herdern gelungen. Die Söhne des Königs Fernando haderten nach dessen Tode, Alphonso aber und seine Schwester Urraka behaupteten die Lande nachdem die Gebrüder Garcias und Sancho plötzlich aus der Welt schieden. Wohl erkennt die Reichsversammlung zu Burgos Alphonso zum König, doch war Verdacht, er habe Brudermord verübt und man verlangt, er solle sich durch einen Eidschwur reinigen. Wie einfach, wie ohne allen Schmuck und doch von innerer Erhabenheit getragen, berichtet die Romanze, die wir hier zur Probe hersetzen:

Der Cid unter Alphonso dem sechsten dem tapfern.

Fliegt getreue Boten; flieget
Zu Alphonso meinem Bruder!
Sprach Uraka. Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt.
Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
Daß sein Bruder Don Garcia
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Castiljaner,
Die Asturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder,
Sagt es ihm und flieget schnell!"
„Was zu thun? sprach Don Alphonso.
Ali=Maimon dieser gute
Saracene, that mir guts.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohl gefalle weiß der Himmel.
Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
Mit Vorsicht geheime Flucht."
„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort, sprach der Gesandte,
Nieder steigen wir zur Nacht.
Auf rückwärts beschlagnen Pferden
Eilen sicher wir davon."
Angekommen in Zamora
Zog Alphonso dann nach Burgos
Und die Reichsversammlung sprach:
„Erbe seid ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando
Niemand streitet sie euch jetzt.
Aber ohn' euch zu mißfallen
Fordern wir von euch den Eidschwur
An dem Morde des Don Sancho
Theil genommen nie zu haben
Mittel= und unmittelbar,
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von Zwölf eurer Edelsten."

„Dieser Wunsch sei euch gewähret,
Sprach Alphonso, morgen schwör' ich
In der Kirche der Gadea
Vor dem heiligen Altar.
Heut' begehr' ich nur zu wissen
Wer von euch mir diesen Eidschwur
Abzunehmen dann gedenkt."
„Ich," sprach Cid. — „Ihr, Don Rodrigo?
Denket ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir seid?"
„Noch nicht! Daran werd ich denken
Herr wenn ihr mein König seid."

Vorm Altare der Gadea
Kniend, seine Hand geleget
Auf das Evangelium
Und ein Eisenschloß und eine
Leimrut', so, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alphonso
Seinen Eidschwur von dem Cid.
Fürchterlich war dieser Eidschwur,
Schrecklich war's ihn anzuhören,
Grausenvoll dem der ihn that!
„Feig ermordet müss' ich werden
Von dem niedrigsten der Menschen,
Wie Don Sancho von Bellido,
Mein Gedächtniß sein entehrt,
Ausgerissen aus der linken
Seite soll das Herz mir werden,
Und verschlucken müss' ich es,
Wenn ich nicht die Wahrheit sage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rath und Wissen
Habe nicht den kleinsten Theil."
„Sprechet Amen!" rief der Cid.
Und also zu dreienmalen
Wiederholte Don Aphlonso
Dem ihm vorgesagten Eidschwur:
„Sprechet Amen!" rief der Cid.
Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alphonso an den Cid.

Das war die Ursache, daß Cid gehaßt und gefürchtet von Alphonso den Hof verlassen mußte, sein Weib, die theure Ximene, einem Kloster übergab und mit seinen dreihundert Getreuen fortzog, sich im Lande der Mauren eine Herberge zu erobern. Als er nun hinziehn will, weil Alphonso in schnöder Ruhe Nichts gegen die drohenden Ungläubigen wagen will, läßt er zuvor die Fahne weihen.

Laut von Priestern und von Kriegern
 Ward die Messe Cid's gesungen,
 Und das heilige Geheimniß
 Mit Trommeten laut begrüßt:
 Cymbeln klangen, Pauken schallten,
 Daß die heiligen Gewölbe
 Bebten: aller Krieger Herzen,
 Der dreihundert Unverzagten,
 Füllt ein neuer Heldenmut
 Zu dem Kampf entgegen Mauren,
 Mauren in Valenela.
Als geweihet war die Fahne,
 Nahm der Cid sie in die Hand.
 Also sprach er: „Arme Fahne
 Eines armen und verbannten
 Castiljaners, nach dem Segen,
 Den auf dich der Himmel legte,
 Mangelt dir nur Spaniens Achtung,
 Und die sag' ich dir vorher.“
Hiermit rollt er auf die Fahne,
 Hebt sie schwingend in die Lüfte:
 „Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
 Fahne, bis vielleicht du fliegest
 Neben Königes Panier.
 Don Alphonso, Don Alphonso,
 Unter der Sirenen Sange
 Schlummerst du; dir drohet Unglück,
 Wenn du, wenn du nicht erwachst.“
„Krieger, sprach er, ists nicht also?
 Wir sind aufgeweckt. Entehret
 Wären wir, die etwas werth sind,
 Dort wo keiner etwas taugt.
 Achtung und Verdienst sie haben
 Nur an ihrer Stelle Werth.
Eingewiegt von den Sirenen
 Schlummert dort der tapfre König:
 Nutzen wir den tiefen Schlummer

Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts als derer die sie hassen
Fern erworbner schöner Ruhm
Tausend edle Herzen seufzen
Ingeheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn sie zu enthüllen
Vor dem Angesicht des Weltalls
Sich wie uns der Anlaß beut.
Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht aller
Die das Laster seufzen macht!"
Nieder senkt' er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verschmerzen
Ist das Merkmal höhrer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht, ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.
Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke gnug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe
Heiße Neu-Castilien.
Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg fehlet,
Ist uns baldigst die Erobrung
Eines kleinen Schlosses Noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."
Hiermit hob er auf die Fahne:

„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Clarinetten und Trommeten,
Tönt, ihr Trommeln und ihr Pauken.
Euer Sammtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

Mit dieser hohen Ruhe, die so viel Aehnlichkeit hat mit dem stillen und doch gewaltigen Ausdruck der griechischen Marmorbilder, schildert Herder seinen Helden von Abenteuer zu Abenteuer; keinen Schmuck der Rede wendet er an, es spricht Wahrheit und Empfindung, und ein inneres Leben bewegt die gepanzerten Ritter, so daß wir die Kämpfe und die Vasallentreue und den Heldenstolz des Campeadore mit Augen zu sehen wähnen; daß wir mit Augen schauen wie er Valencia erobert und dem König seinen Antheil von der Beute sendet,wie er seine Gattin hin läßt bringen mit den Töchtern,wie er dann im hohen Alter Abschied nimmt und seine Bestattung ordnet. Wer die spanischen Romanzen vergleichen will, wird sich wundern wie dürr sie sind, erst Leben und Empfindung von des Sängers Stimme erwartend; Herder hat aber sein deutsches Gemüth hingearbeitet, ohne sich dabei, wie neue Romantiker, in's Moderne zu versteigen, sondern „hat" wie J. P. Richter sagt, „um jede Empfindung, gleich den Griechen, die Gränze der Schönheit gezogen." Man hat Herder häufig das poetische Talent abgesprochen und doch ist der Cid, wenn er auch nur aus locker zusammenhängenden Romanzen besteht, bis auf die allerneueste Zeit das einzige Epos, das Anklang bei dem Volke finden dürfte, wenn es mit mehr Liebe und Eifer, als bisher geschehen, eingeführt würde und wir werden sehen, wie Alles, was in nächstfolgender Periode unsere Dichter in dieser Gattung gedichtet haben, mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde, während die Messiade mit der Luise und selbst Hermann und Dorothea nur ein kleines Publikum haben, denn das Heldengedicht heischt allerdings Helden, aber menschliche Helden und große Bewegungen einer großen Zeit.

Schiller's letzte Jahre.

Auch Schiller's Maria Stuart, mit welcher er das achtzehnte Jahrhundert schloß, hat seinen romantischen Theil, den idealisirten Katholicismus, der aber wohl ein Meisterstück objectiver Dichtung ist, weil in der Seele des großen Meisters auch kein Funke eines solchen Glaubens vorhanden war. Leider verstanden ihn Protestanten und Katholiken schlecht und er hatte wegen der Abendmalsscene selbst in Weimar Viel auszustehen. Immerhin wurde es ein Hochgenuß für alles Volk und die Frauen und Mädchen trugen Maria Stuart-Häubchen, Zumsteeg, Schiller's Freund, und andere setzten die lyrischen Stellen in Musik und aller Orten hört man singen: „Dank! Dank! diesen freundlich grünen Bäumen! Es scheint dies eben kein würdiger Lohn für ein ächtes Meisterstück, wenn aber durch keine Herabwürdigung der Kunst solch' ein Erfolg errungen wird und der Dichter anstatt zum Volke herabzusteigen, es hoch zu sich empor gehoben, dann ist es ein Merkmal hoher Vollendung. Von nun an war Schiller in voller Thätigkeit; jedes Jahr brachte er ein neues Drama und nebenbei seine vollendetesten Gedichte. Aus dieser Zeit ist sein Lied von der Glocke, zwar ein didaktisches Gedicht, doch von so wunderbarer Wirkung auf Geist und Empfindung, daß man ihm die höchste Poesie nicht absprechen kann. Gewaltig erklingen in dieser Glocke alle Töne des menschlichen Lebens, am gewaltigsten das lange nachhallende Geheul der französischen Staatsumwälzung an jedes empfindsame Herz, so daß es ein Hymnus ist für die Völker, die noch einer frohen Hoffnung leben. Aber auch die Worte des Wahns schrieb er, ein trostloses Gedicht; doch war's dem Dichter zu verargen, daß er gleich einer Cassandra den Leichtsinn und die Thatlosigkeit der Deutschen zuweilen aufschüttelte?

> Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
> Nie wird der Feind ihm erliegen;
> Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
> Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Auch die Cassandra ist in dieser Zeit gedichtet und zum Antritt des neuen Jahrhunderts an einen Freund. Zugleich mahnt er aber in vielen seinen Gedichten: das Wahre in sich zu suchen und in des Herzens stille Räume sich zu retten aus dem Drange des Lebens. Im Stillen sollten die Seelen erstarken, da die Welt nur schwächend einwirkte und diese Stärkung und Erhebung des Menschen erwartet er von der Dichtkunst:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und die Schönheit blüht nur im Gesang.

Darum schwimmt Leander täglich hinüber zur geliebten Hero, darum sang er von der Sehnsucht „hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel!"

Auch in dem Liede an die Freude, im Alpenjäger und im Pilgrim und Berglied ist derselbe Gedanke und in den vier Weltaltern empfiehlt er die Pflege der Poesie den edlen Frauen.

Und einen heiligen keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen,
Die Flamme des Liebes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.
Drum soll auch ein ewiges zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein
Sie erhalten dem Menschen den Jugendschein.

Zu erwähnen ist noch das stolze Lied: die deutsche Muse, welches sich der deutsche Dichter nicht oft genug wiederholen kann.

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,

Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt im höhern Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Endlich gibt er in dem Gedichte die Gunst des Augenblicks auch die große Lehre den Dichtern: was sie singen, müsse empfunden sein.

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen,
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Der eigentliche Heerd, wo die Opferflamme der Poesie am hellsten lodert, so daß sich daran mit einemmale tausend und abermal tausend Herzen entzünden, ist das Theater. Für diese Anstalt wirkte er nun mit seinem Freunde Göthe aus allen Kräften; junge Talente wurden aufgemuntert, ihre Stücke auf die Bühne gebracht, ältere Erzeugnisse umgearbeitet, und der Gemeinheit entgegen zu

wirken schrieb er die Abhandlung: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst. Die Verirrungen in der romantischen Schule, welche meist nur nach Theorien arbeiteten und doch nichts Ersprießliches zu Tage förderten, bestimmten ihn weniger durch Lehre als durch Beispiel zur Aufnahme der Poesie wirken zu wollen. „Was ist es denn" schrieb er an einen Freund, „wenn wir die neuesten Erfahrungen hören, für die Poesie gewonnen worden, seitdem die Aesthetik so angebaut wird?" Darum schritt er wieder an's Werk und schrieb die Jungfrau von Orleans, welche schon 1801 zur Aufführuug kam. Es scheint als habe er eben solche Helden gewählt, über welche historische Zweifel obwalten: Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und dann später Wilhelm Tell und Demetrius. Frau von Stael preist den deutschen Dichter, der als Ausländer es versucht hat, den Ruhm einer französischen Heldin wieder herzustellen, welchen Voltaires Frauengedicht zu vertilgen wagte. Diese Undankbarkeit wirft er dem Volke der Franzosen, welches den Wahn bekriegt und den Glauben verletzt vor.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Aus diesem Gedichte sieht man nun wie Schiller seine Jungfrau aufgefaßt so hat er sie auch dargestellt, als „ein verklärtes Bild der himmlischen Liebe." Um sie als solches noch mehr hervorzuheben, stellte er in der Agnes Sorel den Gegegensatz der irdischen Liebe auf. Wahr ist es, das Landmädchen erscheint zu idealisch und der Charakter würde durch Naturwahrheit ungemein gewonnen haben, allein es ist dies nun einmal Schiller's Weise und wenn er in derselben die gewaltige Wirkung zu Stande brachte, so sollen wir nicht mäkeln und stolz auf ein Meisterstück sein, um das uns Frankreich beneidet. Wenn aber das Romantische in diesem Trauerspiele, nicht nur in der Rolle der Heldin, sondern im ganzen Stück und insbesondere im schwarzen Ritter, der als dräuendes Schicksal

im Kampfe erscheint das reine Wohlgefallen an der historischen Dichtung trübt, so liegt es an dem Unvermögen der Schauspieler sich in die Poesie des Drama's hineinzudenken und dieselbe durch ihre Kunst wiederzuschaffen. In dieser Hinsicht sollten Theaterdirektionen ja beachten, daß Lionell und der schwarze Ritter Hauptrollen sind, die nicht etwa Anfängern, sondern nur routinirten, ja denkenden Schauspielern anvertraut werden dürfen.

Außerdem finden wir in der Jungfrau von Orleans wieder das alte Lied des poetischen Sängers: „Befreiung des Vaterlandes von dem fremden Joche" denn er sah sie kommen die Tage von 1806 bis 1812 und wie Dichter und Denker pflegen anticipirte er im Geiste die Dinge die da kommen sollten.

Sein nächstes Stück, im Jahre 1802 entstanden, war die Braut von Messina, eine Frucht seiner griechischen Studien, worin das Antike mit dem Romantischen so schön verschmolzen ist; weswegen er auch bessern Erfolg erlebte, als früher Stolberg mit seinen griechischen Trauerspielen und bald nach ihm Schlegel mit seinem Jon die beide zu wenig Bezüge auf unsere Zeit aufzufinden wußten und nur künstliche Kopien lieferten. Auch die Chöre der Alten, welche bei den Griechen gleich einem Publikum auf der Bühne die Handlung lyrisch begleiteten, hat Schiller in diesem Trauerspiele angebracht und wer je die Braut von Messina von großen Schauspielern z. B. in Wien gesehen, der wird den ergreifenden Eindruck an sich und dem Publikum wahrgenommen haben und dem genialen Dichter diese Zugabe Dank wissen. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß die Chöre durchaus und in allen Tragödien wieder eingeführt werden sollten, aber in Dramen, wie die Braut von Messina, wo das unbeugsame Schicksal waltet und wo der Stoff aus einer Zeit genommen ist, die dem alten Griechenthum nicht so ferne liegt, sind sie gewiß an ihrer Stelle, denn sie helfen der Phantasie sich in Zustände der Vergangenheit versetzen und durch die anmuthige Lyrik mildern sie die Furcht und das Entsetzen, welche so gewaltig auf den empfindsamen Zuschauer eindringen. Abgesehen davon sind die eingestreuten Schilderungen vom Frieden, vom Krieg, von der Reue, von der Würde der Mutter, von der Jagd, Schifffahrt u. s. w. wahre Meisterstücke.

Nun war Schillers Ruhm schon in ganz Europa verbreitet: die Republik Frankreich ernannte ihn zum französischen Bürger und der deutsche Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Merkwürdig ist, wie der letzte deutsche Kaiser, kurz vor dem Ende des deutschen Kaiserreichs, den freisinnigsten Sänger des deutschen Volkes also geehrt und wie derselbe Sänger beinahe mit dem deutschen Reiche zugleich unterging! Er feierte noch vorher dankbar zum Preise des Hauses von Oestreich den alten Rudolf von Habsburg in einer Ballade, wo er die Pracht und Herrlichkeit einer Kaiserkrönung seinem Vaterlande mit dem glänzendsten Farbenspiel seiner Muse schildert und an die Wohlthat einen Richter zu haben nach einer „kaiserlosen und schrecklichen Zeit" anspielt.

Außer seinen eigenen Werken suchte er auch das Theater mit Uebersetzungen aus dem Englischen, Italienischen und Französischen zu bereichern, so entstanden Makbeth nach Shakespeare, Turandot nach Gozzi, Phädra nach Racine. Sein Makbeth wurde vielfach angefochten, denn Schiller pflegte nicht buchstäblich zu übersetzen und der Shakespearische Makbeth ist unter seiner Hand zum Schillerischen geworden; allein das ist gewiß, daß seine Uebersetzung deutscher ist und wohlklingender, als die andern. Auch im Lustspiele wollte er sich versuchen und übersetzte darum zwei französische Lustspiele: der Neffe als Onkel und der Parasit; allein er sah es selbst ein, daß ihm zum Komischen durchaus kein Talent inne wohne.

Im Jahre 1804 legte er endlich die Hand an sein letztes Werk, an Wilhelm Tell, von welchem W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur also spricht: Hier ist Schiller ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte, von bewundrungswürdiger örtlicher Wahrheit. Im Angesichte von Tells Capelle, am Ufer des Vierwaldstädter-Sees, unter freiem Himmel die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedere Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung Schweizerischer Freiheit, aufgeführt zu werden.

Mit Recht konnte Schiller sagen: „ich hoffe in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben;" denn wirklich ist dies sein letztes Werk, das lebenvollste, frischeste, und vollendetste, wo griechische Einfalt und Harmonie mit aller Anmuth der Romantik verschmolzen ist. Zwar entging auch dieses Meisterstück nicht mißgünstigen Urtheilen und Börne greift besonders die Hauptrolle an und nennt den Tell einen Philister, weil er nicht leidenschaftlich genug an dem Bunde der Eidgenossen Antheil nimmt; allein wir erkennen eben daran den großen Meister, daß er mit Beibehaltung der historischen Wahrheit, diese scheinbare Theilnahmlosigkeit so trefflich zu motiviren weiß. Seine Besonnenheit hat nämlich ihren Grund in dem Berufe: er ist ein Jäger und als solcher gewohnt allein zu stehen, und allein ohne Beistand zu wagen, was zu wagen ist, daher ist er denn rasch, wenn es Zeit ist und doch besonnen, ohne je die Gefahr zu vermeiden, die er vielmehr in seinem Weidmannsmuthe nicht selten aufsucht.

Zum Hirten hat Natur mich nicht gebildet!
Rastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genieß ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu' erbeute.

So antwortet er seinem Weibe, die seiner Jagden wegen oft in Aengsten ist. Aber sein Muth ist immer mit Gottvertrauen verbunden und daß sein Herz für fremdes Wohl nicht verschlossen sei, beweist ja die Willfährigkeit, womit er den flüchtigen Baumgarten rettet. Es ist und bleibt das ganze Drama, worin alle Personen in der gemessensten Haltung zur Hauptfigur stehen, ein vollendetes, nur erfordert eben die Vollendung auch wieder vollendete Schauspieler ja in der kleinsten Rolle vollendete Schauspieler und weil eben dieses bei der Menge von Personen kaum möglich ist und das Ganze oft unbarmherzig beschnitten und abgekürzt wird, bekommen wir nur selten dies Schauspiel eines Volkes, das sich auf die natürlichste Weise, ohne Aufwiegelungs-Künste, ohne Verrath und andere Verstöße gegen die Sittlichkeit, ja Geßlers Tod abgerechnet, ohne Blutvergießen, die Freiheit erkämpft, vollständig zu sehen. Ein Schauspiel aus der russischen

Geschichte, Demetrius, das er nach Tell begann, ist leider unvollendet geblieben, das reifste Werk eines Mannes, der wie Keiner sich beim Schaffen der Kunstgesetze bewußt war. Das Vorhandene ist, als ob es Göthe gemacht hätte, von solcher Klarheit und Sinnenwahrheit, von solch' ergreifendem Pathos in der einfachsten Sprache; alles Unmaaß der Empfindsamkeit, aller rhetorische Aufwand abgestreift, fortschreitend die Handlung, kürzer und gedrängter der Dialog, scharf gezeichnet die Charaktere. Göthe hatte die Absicht dieses Bruchstück seines Freundes zu vollenden; leider ist es nicht geschehen und die Fortsetzung von Maltitz konnte nicht gelingen. Auch ein anderes Schauspiel, die Malthefer, hatte er entworfen, allein der Tod machte allen Entwürfen dieses großen Genies ein Ende. Schon 1804 als er im Sommer von der Aufführung seines W. Tell in Berlin zurückkehrte, war er krank, erholte sich aber und hoffte während eines leidlichen Zustandes den Winter hindurch auf die heilende Kraft der sich verjüngenden Natur und auf den Mai. Unglücklicherweise war eben im Jahre 1805 dieser Monat kälter und unfreundlicher als je und Schiller fühlte sich kränker als im Winter. Mit jedem Tage nahm das Uebel zu, ein heftiges Fieber war nicht mehr zu bannen und er starb am 9. Mai am Nervenschlage. Wohl war es auch ein Schlag für seine Freunde für Weimar und Jena, für ganz Deutschland. Göthe konnte sich kaum fassen, so erschütterte ihn der Hingang des theueren Mannes, und erst als der Schmerz sich in stille Trauer auflöste und ernste Betrachtung an die Stelle der Empfindung trat, sprach er, in dem Sinne, in welchem edle Menschen immer sich in solchen Fällen zu trösten pflegen: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seeligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüng=

ling gegenwärtig! Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit, in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." —

Auf allen deutschen Bühnen wurde Schillers Todtenfeier gehalten; in Weimar geschah dies mit besonderer Pietät; das Lied von der Glocke wurde dramatisch vorgestellt und Göthe dichtete dazu seinen trefflichen Epilog, wo er mit solcher Innigkeit ausspricht, wie hoch er diesen Mann gehalten, wie sehr er diesen Mann geliebt habe.

Und so geschah's! dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl: im lebensregen Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt,
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns in sicherm Port,
Nach wildem Sturm zu Dauerndem gewöhnen.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige, des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zum köstlichen Gewinne
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldigt schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;

Doch wie er athemlos in unſ'rer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchten Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns ſelbſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegensreich erfahren
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

In unserer Zeit hat ihm das deutsche Volk zu Stuttgart ein Denkmal gesetzt, sein Marmorbild von dem großen Thorwaldsen; in dem Album, das unter dem Grundstein desselben niedergelegt wurde, sprach sich der Oestreicher Graf von Auersperg also aus:

Lodert ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Daß sich das Erze
Formend belebe,
Daß sich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Riesig und glänzend,
Tönend soll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht sein,
Bräch' einst in deutschen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düsteren Tagen
Weit soll es dröhnen,
Laut soll es sagen:

Lodert ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Göthe bis zum Befreiungskriege.

Gehen wir zurück bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, so sehen wir Göthe noch immer theils gemeinschaftlich mit Schiller im Poetischen, theils für sich mit seiner Farbenlehre, und andern Naturstudien und mit der Kunst beschäftigt. Das Auftauchen der Romantik sah er anfangs mit Wohlgefallen, die beiden Schlegel, Tieck und auch andere fanden gute Aufnahme bei ihm in Weimar, doch dichtete er schon 1797 den Zauberlehrling, gleichsam eine Warnung für die unbesonnenen Nachahmer seiner genialen Wagnisse, die einen unbändigen Geist heraufbeschwuren, den sie dann nicht wieder bannen konnten. Wirklich sah man in einigen Jahren darauf die Zauberlehrlinge herumlaufen und Wunder thun, als aber entsetzliches Gewässer hereindrang und die Noth groß war, da konnten sie der Geister nicht los werden, weil sie das Wort vergessen hatten. Die Balladen: Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth, die auch um diese Zeit gedichtet wurden waren eben von der Art, daß Jeder es glaubte, eben so machen zu können und zu dürfen, wenn er nur die Sünde zu preisen und frech zu sein verstand und obendrein das Heilige zu entweihen wagte, doch um die ekelhafte Nacktheit den Zauberschleier der Dichtung zu werfen, verstanden sie nicht. Wir können nicht alle Erzeugnisse des Meisters aus dieser Zeit berühren: die geselligen Tisch- und Stiftungslieder, Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, Bergschloß, Dauer im Wechsel, Generalbeichte und das romantische Hochzeitlied, die lieblichsten Früchte eines üppigen Dichtersommers, den wir doch großen Theils der rastlosen Aufmunterung Schillers verdanken. Denn dieser edle Freund ließ ihn nicht ruhen, indem er ihm unaufhörlich vorsagte, „daß er nun seine zweite Jugend lebe, und diese zweite Jugend sei unsterblich, wie die der Götter.“ Er suchte ihn von der plastischen Kunst und der Natur, von den Zerstreuungen des Hofs und allerlei Zersplitterung seiner Kräfte immer wieder zur Poesie zurückzurufen. „Wenn es einmal Einer,“ sagte er, „unter Tausenden dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus

sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdruckes zu suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben.“ So arbeitete denn Göthe fleißig fort und warf auch wieder sein Auge auf das Theater. Sein Meisterstück, vielleicht das größte Dichtungswerk der Deutschen den Faust, den er schon als Bruchstück herausgegeben, sollte nun vollendet werden. Wir setzen die Zueignung, die er im Jahre 1797 schrieb hieher, weil in derselben alle die elegischen Töne eines der gefühlvollsten Sänger, mit denen er einst als Jüngling dieses Werk begonnen, wieder erklingen.

Ihr naht euch wieder schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal festzuhalten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, von mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst, macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied der Aeolsharfe gleich,

Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Auch das Vorspiel ist merkwürdig; wo der Direktor in einiger Verlegenheit vom Publikum sagt:

Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sei?

Wo der Dichter dann nichts hören will von der bunten Menge „bei deren Anblick uns der Geist entflieht," und also tröstet:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Kurz was Direktor, Dichter und lustige Personen sprechen, bildet einen wahren Kanon für Theaterdichter.

Ueber das Drama selbst sind ganze Bücher geschrieben worden und Göthe hat man mehr als einmal befragt, was es bedeute? und er hat gelächelt und Nichts geantwortet; denn wie konnte er hoffen Einem befriedigende Antwort zu ertheilen, der da Etwas zu fragen hat? Denn Jeder, der Mensch gewesen auf Erden, mit einem heißen Sehnen nach Befriedigung dessen, wohin alle seine Kräfte streben, sei es Kenntniß, sei es Genuß, sei es Ruhe, wird solche Prometheusqual ausstehen; wehe ihm, wenn eben zur rechten, unbewachten Stunde, der Böse naht und er nicht Kraft genug besitzt zu widerstehen, so daß er seine Seele — dem Teufel verschreibt, d. h. um jeden Preis und wär es Blutschuld, das Glück dieser Erde zu gewinnen, unternimmt, unbekümmert um den Seelenfrieden den nur ein reines Bewußtsein gibt.

Man hat dieses Kunstwerk häufig als höchst unsittlich verschrieen, und doch kenne ich keines, wo menschliche Schwäche, Leicht-

sinn und Wollust in ihrem Falle und Untergange so herzzerreißend, so ergreifend dargestellt wird. Das Laster in der Person des Mephisto, wie verabscheuungswürdig erscheint es hier? Wie namenlos unglücklich erscheint uns dieser Elende in seinem Unvermögen Leid und Freud zu empfinden? Wem schaudert nicht vor der Leere des Gemüthes, mit der er alles umfaßt was Himmel und Erde Herrliches und Schönes bietet. Mit seiner Ironie verlacht er freilich das Heiligste, befleckt das Reinste; allein man muß nicht vergessen, daß hier eine doppelte Ironie, eine Ironie der Ironie statt habe und den Dichter nicht mit Mephisto verwechseln. Aber gerade der lustige Humor zeigt des Teufels Unseligkeit, denn wer von solch einer tollen Laune befallen ist, der kann nicht glücklich sein; wahre Glückseligkeit erfreut sich am Guten und wo sie das Uebel findet, sucht sie zum Guten es zu wenden. Darum ist der wohl ein Meister, der wie Göthe den Humor objektiv, d. h. außer sich darzustellen weiß, allein ein verdorbenes oder doch schwaches Herz verräth der subjektiv Humoristische der in dieser Mephistophelischen Unseligkeit selber befangen ist, wie viele unsrer modernen Dichter und wenn sie diese erbärmliche Natur vollends darzustellen wagen, ist es für den guten Geschmack nur ekelhaft. Faust hingegen ist ein edler Charakter, gleich Werther, Orestes, Tasso, voll Durst nach Wissenschaft und innern Trieb der Menschheit wohlzuthun, gleich Prometheus; voll innigen Gefühls für alles Menschliche ja selbst im Spiele der Sinnlichkeit verloren, natürlich wie ein Kind, ein Kind dem alle Töne die aus der Jugendzeit zu ihm herüberklingen noch heilig sind. Wie er nach bang durchwachter Nacht, wo er „nach neuen Sphären" geforscht, die krystall'ne Schale an den Mund setzt, um nun „eilig trunken" sich zu machen, und aus der Kirche den Glockenklang und Chorgesang der Osterfeier hört:

Chor der Engel.
Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilsam und übende
Prüfung bestanden.

Da faßt ihn die Erinnerung an den Glauben seiner Kindheit, er stellt die Schale hin und wenn er auch den Glauben hat verloren, rufen ihn doch die Himmelstöne zurück in's Leben.

Was sucht ihr mächtig und gelind
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt:
Und doch an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Schon stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Mephisto muß all dieses Adels ihn berauben, ehe er ihn zu besitzen hoffen darf. Erstlich verleidet er ihm die Wissenschaft.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der unbedingt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit

Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ueberall sehen wir demnach die Volkssage veredelt, ohne jedoch ganz aus dem Gleise volksthümlicher Auffassung entrückt. So ist auch die Bedingung auf welche sich Faust verschreibt höher gehalten und poetischer. Doch wer sollte es nicht verstehen wenn Faust spricht:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es ist die Zeit für mich vorbei.

Dieser Augenblick kommt denn wirklich in der letzten Scene, wo Faust nach langer Irrfahrt mit dem Bösen Ekel fühlt vor allem sündigen Genusse und Reue und den unwiderstehlichen Drang, wiederzukehren zur Tugend und zu dem armen betrogenen Gretchen, das er im Kerker findet als Kindermörderin, verurtheilt, halb wahnsinnig. In dem Augenblicke als er ihr zu Füßen fällt und sie des Freundes Stimme erkennt und er sie nöthigt mitzugehen und sie in ihrer Geisteszerrüttung nur halb ihn faßt und halb versteht und er sich doch nicht trennen kann von der Unglücklichen, schweigen alle gigantische Leidenschaften und er ruft aus:

„Du sollst leben."

Mit ihr zu leben oder zu sterben in diesem Augenblicke wünscht er und Nichts weiter. Das ist die Wonne des Märtyrthums, das ist die Seligkeit Liebender in Todesgefahr, das das himmlische Bittersüß im Sterben, wenn längst verirrte nochmal sich wiedergefunden, das ist der Seelenzustand, in welchem nun Faust an dem

Busen seines armen Gretchens, wenn er vor Uebermaß der Empfindung sprechen könnte, ausrufen würde:

„Verweile Augenblick!"

Nun ist Faust zwar verloren, doch nur „so lange er auf Erden lebt," wie der Herr es im Prologe zugegeben, Jenseits hat der Böse keine Macht mehr über ihn, weil er zum „rechten Wege" noch hier zurückgekehrt. Da ist nun freilich von der Sage abgewichen worden, doch unsers Bedünkens darum das Kunstwerk kein Fragment, ja ohne Prolog und die eingeschobenen Zwischenscenen: Helena, Walpurgisnacht u. s. w. kein Fragment; denn wer Augen hat zu sehen, der kann und konnte nicht Anders sehen, als eben bedeutet wurde. Leider mühte sich Göthe ab in einem zweiten Theile philosophisch-poetisch das Ganze zur völligen Klarheit zu führen, und veranlaßte dadurch, weil man Alles dem Meister nachmachen wollte, eine Unzahl solcher philosophischer Poesien, die den Schriftgelehrten nicht poetischer und das Volk nicht philosophischer, aber im Ganzen eitel Langweile machen. Wer aber wissen will was unmittelbare und was gemachte Poesie sei, der vergleiche nur Fausts ersten und zweiten Theil mit einander, und es wird ihm klar werden. In der That ist über den ersten Theil der ganze Fülle der Poesie ausgegossen, es ist ein Epos welchen die abenteuerlichsten Gruppen in einem Raume den nur die riesigste Phantasie so groß gestalten und so manigfaltig abstufen konnte bewegen und wenn es ein geschickter Rhapsode erzählt oder vorliest so vermißt man keinen Augenblick die Bühne und doch ist es wiedie ein Drama, wo alles Handlung ist und unzähliger Nebenpersonen voll Leben und That zu der einen Hauptperson sich hinranken und eines großen guten Menschen Denken und Empfinden vor unsern Augen sich entfaltet, als wäre es ein Heldenleben. Mittenhineln erklingen Lieder aller Art, die erhabensten Hymnen, die wehmüthigsten Elegien, bachantische Jubellieder und Dithyramben, zärtliche Minnelieder und Alles was sich in der empfindenden Menschenbrust bewegt und was vom Himmel herab die Engel singen tönt durch und verschlingt schnell wieder das Ganze zur Harmonie,

wenn kaum eben ein schneidender Mißton durch die herrliche Schöpfung schwirrte. Und diesen Reiz der buntesten Mannigfaltigkeit erhöht die Verskunst; denn nicht einerlei Versmaß geht durchs ganze Stück, jede Empfindung hat ihr eigenes Silbenspiel; anders reihen sich die Worte der Ironie, anders die der Schwärmerei, anders die traurigen und wieder anders die fröhlichen. Fürst Radzivil hat diese Lyrik in Musik gesetzt und veranlaßte vermuthlich dadurch, daß diese Tragödie 1820 von den königlichen Prinzen zu Berlin aufgeführt wurde. Denn sonst hätte Göthe diese Gunst nicht erlebt; die deutschen Schauspieler waren auch von der Nationalkrankheit der Pedanterie befallen, und wollten sich zu keiner andern Form verstehen, als in der französischen Schule herrschte, weil diese eben die bequemste war. Denn was ist Pedanterie anders, als hartnäckiges Festhalten des Herkömmlichen, daß sich aber gerne das Ansehen der Gründlichkeit und Beharrlichkeit geben möchte und sich vornehmer dünkt, als der gemeine Schlendrian. Ging man nun schon ungern an die Aufführung der Iphigenie und des Tasso, wie viel mehr Schwierigkeit wußte man beim Faust zu finden. Ueberdieß erschien auch der Inhalt viel zu anstößig und bei den Leseproben in Berlin konnten sich die freisinnigsten Menschen kaum des Schrecks erwehren, den ihnen mancher noch nie ausgesprochne Gedanke verursachte, und die nicht mitlasen guckten den Lesenden in die Bücher, um zu sehen, ob es denn wirklich da so stehe? So dürfte nun freilich dieses Werk nur mit größter Behutsamkeit der Jugend und auch dem großen Haufen mitgetheilt werden; wenn aber in der Weltliteratur auf dem großen Parnasse die Sänger aller Völker zusammen treten, da ist es doch herrlich, daß der deutsche Faust in den allgemeinen Wettstreit eintritt um zu sagen:

Das ist deutsche Poesie!

Da indeß, wie gesagt, wenige seiner Dramen aufführbar schienen und Schiller immer drängte, zu dem Theater in Weimar auch beizutragen, entwarf er ein neues Trauerspiel, Eugenie oder die natürliche Tochter. Er nahm den Stoff hiezu aus dem Leben und Denkwürdigkeiten der Gabriele Luise, natürlichen

Tochter des Prinzen von Bourbon Conti (geb. 1762 gest. 1825), welche von der Höhe fürstlicher Größe und aus dem Glanze eines üppigen Hofes durch die Ränke eines Stiefbruders in die tiefste Armuth und Niedrigkeit gestürzt, heimlich weggeführt und für todt ausgegeben und zur Ehe mit einem Mann ohne Rang gezwungen wurde*). Allein schon der Stoff war an sich schwierig zu bearbeiten und Göthe's Weltbetrachtung war nicht mehr dieselbe, die er noch vor seiner italienischen Reise hatte; er war aus einem Schwärmer ein Hof= und Weltmann geworden und nur mit Rücksicht bewegte er sich in seinem Gegenstande, dessen Hintergrund die französische Revolution bildete. So entstand denn also ein mattes Drama, das bei aller Schönheit der Sprache doch weder im Lesen noch in theatralischer Vorstellung befriedigen konnte, so sehr auch manche allzu befangene Verehrer des großen Meisters es erheben und preisen wollten. Es beginnt nun die letzte Periode Göthe's, wo seine Dichtungen mit dem Erlöschen der Schöpfungskraft nur mehr Eleganz auszeichnet. Da übersetzte er Mahomet und Tancred, zwei Trauerspiele von Voltaire, theils um den Vorrath deutscher Bühnenstücke zu vermehren, theils auch was Schiller so schön in seinem Gedichte von Göthe sagt: die durch die neue Schule „oft entweihte Scene zu reinigen" und die „rohe Natur wieder zur Kunst" zurückzuführen. Was aber unter Göthe's Leistungen aus dieser Zeit den meisten Werth hat, ist seine Prosa, seine reine, runde, klare und volle Prosa. In dieser Schreibart ist noch alle Manneskraft und der treue deutsche Sinn, wie er im Jüngling lebte und seit Lessing hat Keiner so geschrieben in ungebundener Rede; doch hat das Plastische seiner Schreibart selbst über Lessing den Preis davongetragen. Zu Werken dieser Art gehören seine Uebersetzungen des Benvenuto Cellini, sein Winkelmann, Hackert und vieles Andere, was er in dieser Zeit über Kunst und Natur geschrieben. Schillers und zwei Jahre darauf

*) Während der Revolution kam sie als königliche Prinzessin auch oft in Lebensgefahr, rettete sich aber glücklich und fristete ihr Leben als Schriftstellerin höchst mühselig. In der Restauration erhielt sie vom König Ludwig XVIII. eine ansehnliche Pension und lebte noch bis 1825. Siehe Woltmar's Vorlesungen über Schiller und Göthe, Hannover 1831.

(1807) Herzogin Amaliens Tod und das unglückliche Jahr 1806 machten den tiefsten Eindruck auf ihn und er zog sich immer mehr nicht nur von der Poesie und dem Theater sondern auch von der Gesellschaft zurück. Auch fällt in diese Zeit seine Vermählung mit der langjährigen Freundin, der Demoiselle Vulpius und bald beschäftigte ihn die Erziehung und Bildung seines Sohnes. Ein neuer Freund mit dem er schon 1799 bekannt war, der Baumeister und Tonsetzer Zelter aus Berlin wurde ihm von Jahr zu Jahr lieber; das Körnige, Klare und Natürliche dieses Mannes sagte ihm besser zu, als das überschwängliche Geschwätze der Romantiker, die er sich nur mit Mühe vom Leibe halten konnte. Es liegt in der Briefsammlung dieser beiden Männer viel Treffliches über das Leben Göthe's, besonders aber lernt man eine Seite, die menschliche darin kennen; wenn man z. B. liest, wie der Geheimrath von Göthe, der feine Welt- und Hofmann den bürgerlichen Mauermeister, der auch wirklich ganz die derben Sitten seines Standes hatte in einem herzlichen Briefe das brüderliche „Du" anbietet. Rührend ist es zu lesen wie Zelter der seiner singularen Grobheit wegen berüchtigt war, mit der innigsten Liebe an Göthe hängt, seine Lieder in Musik setzt und sich über jedes Blatt, das dieser geschrieben ganz abgöttlich freut! Ueberdieß sind Zelters Briefe als Muster eines unmittelbaren Ausdrucks auch als literarische Erscheinung merkwürdig und wir theilen als Prosa nur Einiges davon mit.

Göthe an Zelter.

Wenn ich in diesen Tagen an erheiternde Gegenstände dachte, so erinnerte ich mich öfters Ihrer vorjährigen erfreulichen Gegenwart. Die Hoffnung Sie bald wieder zu sehen ist gering, und doch ist mein Wunsch daß immer ein Faden zwischen uns fortgesponnen werde.

Zelter an Göthe.

Ich weiß nicht wie und warum die wenigen schönen Zeilen Ihres letzten Briefes eine lebendige Sehnsucht in mir erweckt haben, die lange genug im Schooße meines tiefsten Herzens ungeboren aber nicht unerkannt lag. O, es wird ein Faden bleiben den keine Parze gesponnen, und keine

zerschneiden wird! Mein Herz kennt nur eine Liebe, die das Ganze umfaßt, überall gern eingeht und noch niemals ungestärkt heimgekehrt ist; sie erschrickt nicht vor dem Gebell des Hundes, der mit seiner Kette klirrt und prangt weil es auch Vögel gibt die singen. Es ist die Liebe zur Kunst die nichts Unreines leidet und jedes Einzelne sein läßt, was es kann; es ist die Liebe zu Ihrem Genius, mein hochgeliebter Freund, der ewig war und immer sein wird und sich niemals verändert, auch nicht in seiner Vergrößerung und Verewigung; es ist die Liebe, die nichts fürchtet und wie ein Faden Leben an Leben zieht.

Zelter an Göthe.

Den ganzen Winter habe ich auf Sie gehofft, wie auf das Heil meiner Seele. Man glaubte der Herzog von Weimar würde zu den Vermählungsfeierlichkeiten hier sein, und ich wollte meine Gäste nicht schlecht traktiren. Ich selbst bin nicht faul gewesen und habe einige neue Sachen gemacht die länger leben werden als ich; aber die Leute kommen und gehen und selten ist einer drunter der des Willkommens werth ist; ja sie würden drüber raisonniren, wenn sie's nicht umsonst hätten und ich ihnen nicht wie ein Teufel auf dem Dache säße. Und das ist die einzige weltliche Satisfaktion die ich von der Sache habe, daß mir keiner muchsen darf, indem sie dem Totaleindrucke nicht widerstehen und auch nicht begreifen können wie ich's mache; indem sie alles wissen, nur nicht wie man es macht.

Der Hauptgrund aber weswegen ich Sie jetzt hier wünschte, ist rein idealisch. Unser Chor ist anjetzo immer noch nichts weiter als ein großes Organon, das ich mit meiner Hand spielen lassen und stellen kann wie einen Telegraphen, große Sachen klar machen und andeuten kann.

Sähen und hören Sie ihn nur ein einziges Mal, es würde Ihnen ein Licht aufgehen was noch keinem aufgegangen ist auch nicht mir. Eine Orgel in der jede Pfeife ein vernunftfähiges, willig lenkbares Wesen ist, kann das Allerhöchste werden, aber es verlangt auch den allerhöchsten Geist der es beherrscht. Er findet die beste und schönste Jugend einer nicht ganz verderbten großen Residenz beisammen, die jedes gute Wort gern faßt und stillschweigend darauf ausgeht: eine Schule der Weisheit zu stiften; ihre Mittel sind endlich Poesie, Harmonie und Gesang. Ich sage es noch einmal: Sie würden finden was niemand noch gefunden, wollen Sie noch nicht kommen?

Zelter an Göthe.

Ueber den Tod seiner Frau.

Ich habe mir Arbeit vorgenommen und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht.

Ich bin wie ein gespaltener Baum. Die schöne Hälfte, die Sonnenseite ist mir abgetrennt und gegen diese wirkt nun alles an was schmerzhaft ist.

Die Freunde wollen mich aus dem Hause haben, mich von mir selber entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich selber wieder zum Ganzen meiner selbst kommen und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft und hoffe übrig zu behalten, doch will ich meinen Zustand lebendig fühlen.

Vor fünf Tagen ahnte ich noch kein Unglück, und ich kann sagen es freute mich noch ein Kind und mein Dutzend wieder voll zu haben. Mein jüngster Sohn war auf einem Charfreitag geboren, sie hatte ihn darum Raphael genannt. Sie glaubte wieder einen Sohn zu tragen, dieser sollte Felix heißen und nun kommt mir das! Am Sonnabend, dem Tage vor ihrem Tode, war sie in die Kirche gegangen, die Probe meiner Musik zu hören. Ich sollte es nicht wissen, und wie freute ich mich sie dort zu sehen. Sie sagte mir nachher so viel Angenehmes und Verständiges darüber, daß ich nun erst wußte was ich gut gemacht habe.

O mein Freund, warum haben Sie diese wohlthuende mächtige süße Stimme nicht gehört? Aus ihrem Gesange ging ein Gefühl der Gesundheit in das unbesorgte Ohr, wofür ich nur den einen Ausdruck kenne, den sie mit in's Grab genommen hat. Das reine Herz strömte wie eine frische stärkende Luft aus ihrem Munde; rührend erleichternd. Wenn sie auf der Akademie im Chore sang, konnte ich ihre sanfte erquickende Stimme unter hundert und fünfzig erkennen, ohne daß sie sich angreifen durfte. Der Ton ging leicht und los heraus wie sie nur den Mund öffnete. Vor zwei Jahren, da eben ihre Stimme durch Nervenschwäche angegriffen war, sang sie mit Mad. Mara in einer hiesigen Kirche. Die Freunde der Mara stritten und glaubten überall wo die göttliche Stimme tönte ihren Liebling zu hören.

Göthe an Zelter.

Sie sagten einmal von einem Stabat mater. Verzeihen Sie, daß ich's erinnere. Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen, und die sämmtliche Klerisey, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinaus kommen. Dabei tritt noch der Fall ein daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zu Schwermuth hinziehen kann. Ich lobe mir was von Ihnen, lieber Freund, entspringt. Auch gestern wieder bei dem „Niemals erscheinen die Götter

allein," beim „lieben Freunde, es gab bessre Zeiten" war es gleich als ob Jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupt schüttelte.

Gölße an Zelter.

Ueber die Nachricht, daß sich Zelters Sohn erschossen.

Dein Brief, mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches Deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben, und ich habe mich nur an Dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast Dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein ächtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!

Ueber die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl Niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, so wie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte. Und so sind nun alle die Schiffer- und Fischergeschichten. Man gewinnt nach dem nächtlichen Sturm das Ufer wieder, der Durchnetzte trocknet sich, und den andern Morgen wenn die herrliche Sonne auf den glänzenden Wogen abermals hervortritt, „hat das Mädchen schon wieder Appetit zu Feigen." Wenn man sieht wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seeligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet; so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wüthet. Ich getraue mir einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten. Laß mich noch eine Bemerkung hinzufügen. Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. Dazu werden sie aber durch die gigantische Umgebung gedrängt und genöthigt. Ich kenne deren ein halb Dutzend, die gewiß auch zu Grunde gehn und denen nicht zu helfen wäre, selbst wenn man sie über ihren wahren Vortheil aufklären könnte. Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapfres Wollen gegeben sind, damit uns nicht allein vom Bösen, sondern auch zum Uebermaß des Guten zurückzuhalten."

Die ersten und gediegensten Werke dieser Periode der Eleganz sind: Pandora und die Wahlverwandtschaften. Paondra ist ein dramatisches Gedicht, worin, wie in allen seinen Dichtungen aus dieser Zeit das Lehrhafte waltet. Der griechische Mythus von Prometheus sollte hier weiter als in dem Bruchstücke, das mit Werthers Leiden zugleich entstanden ausgeführt werden. Die Gegensätze des Handelnden und Leidenden durch die Titanenbrüder Prometheus und Epimetheus dargestellt, werden in dieser Dichtung durch Nebenhandlungen anschaulich gemacht und erläutert und treffliche Gedanken bietet sie in der anmuthigsten und wohlklingendsten Sprache; allein es geht dem Dichter wie dem Titanen Prometheus, er kann so wenig des gewaltigen Stoffes Herr werden, als diesem es gelingen will, das Menschengeschlecht dahin zu bringen, wohin sein kühner Geist wohl möchte, so daß er am Ende ausruft:

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Gestrigen Ereignens denkt's nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ist's verloren.
Selbst im Augenblicke greift es roh zu,
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an sich,
Wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höhrem Nutzen.
Dies tadl' ich; aber Lehr und Rede
Selbst ein Beispiel, wenig will es frommen.
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit rohem Tasten in den Tag hin.
Möchten sie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, frommend, mehr sich eignen,
Wär es gut für alle: solches wünscht ich.

In diesen Worten liegt auch das Hauptergebniß dieses dramatischen Lehrgedichts.

Populärer und gemein verständlicher ist der Roman: die Wahlverwandtschaften, worin gleich wie im Werther und Meister, der Kampf der Empfindungen mit den Verhältnissen dargestellt wird. Hier ist es zunächst die Ehe, welche, wie wir gesehen,

von den Romantikern in Dichtung und Leben so häufig verletzt wurde, deren Heiligkeit und Würde Göthe aufrecht zu erhalten und zu retten sucht. Eduard, der Held des Stücks, ist auch ein Faust, aber ein schwachherziger Faust weshalb ihm auch wegen des verführerischen Mephistopheles ein wohlgesinnter Mann — Mittler ist sein bezeichnender Name —, an die Seite gestellt wird. „Wer mir den Ehestand angreift" — — sagt dieser Mittler —, „wer mir durch Worte, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun. Die Ehe ist der Anfang und Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so langes Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen gibts gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nichts berechnet werden kann was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es wohl manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet? das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mensch oder eine Frau werden könnte."

Durch diesen Roman veranlaßte er die deutsche Novellistik, welche mit ungleichem Erfolge bis auf den heutigen Tag unsere Dichter beschäftigt. Mit dem Jahre 1811 begann Göthe sein Leben zu beschreiben, welches er dann unter dem Titel Dichtung und Wahrheit herausgab. „Meine Heiterkeit", so schreibt er an Zelter, „bewahre ich mir hauptsächlich für die biographischen Stunden, damit sich in die Reflexionen, die doch einmal angestellt werden sollen nicht Trübes und Unreines mische." So ist denn dieses Musterstück einer Selbstbiographie entstanden, welches auch zugleich die trefflichsten Ansichten und eine klare Uebersicht der deutschen Li=

teratur enthält. Nicht zu läugnen ist indeß, daß Göthe in diesem Werke seines vorgerückten Alters schon viel gemessener, rückhaltiger und also reizloser erscheint als in der italienischen Reise, die er schon früher verfaßt hatte. Es ist übrigens ungerecht von dem Greise zu verlangen, daß er noch mit derselben Jugendfrische fortarbeite und ihm zu verargen wenn er zurückgezogen von der Welt, der er so trefflich durch Wort und Beispiel vorgeleuchtet nun seiner Weise lebte und derselben auch gemäß dichtete. Ist Letzteres auch nicht, wie leider oft geschehen, als Muster zu betrachten, so darf man doch manche köstliche Perle in den nachfolgenden Schriften nicht verwerfen, soll es vielmehr als lehrendes und mahnendes Zeichen des theuren Mannes ehren und bewahren. Die Romantiker hörten nicht auf, ihm auch jetzt noch zu huldigen, ja sie bildeten sich ein, ihn allererst erkannt und zu Ehren gebracht zu haben. Allein Göthe hatte immer eine unüberwindliche Abneigung gegen sie, welche mit den Jahren wuchs wie das aus einem Briefe an Zelter unter andern zu ersehen.

„Nehmen Sie den besten Dank, lieber Freund, für das was Sie an dem jungen Eberwein thun wollen und können. Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte worauf es ankömmt. Sie suchen es immer wo anders als da wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Natur-Anlagen schwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann, Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang.

Sehr schlimm ist es dabei, daß das Humoristische, weil es

keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beipiele an Jean Paul (siehe dessen letzte Produktion im Damenkalender) und an Görres (siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Uebrigens gibt es doch immer Menschen genug die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will. Wunderbar jedoch war es, daß er selbst allmählig vom Hellen und Klaren zum Mystischen und Dämmerigen, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, von der Anschaulichkeit zur Beschaulichkeit überging, wie das aus den Dichtungen der nachfolgenden Jahre leicht zu erweisen steht, ja er fügte sich sogar in die südlichen Versmaße der neuen Schule und schrieb Sonette, welche er Anfangs doch persiflirte.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch wie wir bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister ganz gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Volksdichter.

Ohne zur romantischen oder einer andern Schule anzugehören, widmeten sich einige Dichter dieser Zeit ganz dem gemeinen Volke und dichteten in dessen Denk= und Empfindungsweise. Nur ver=

fehlten sie meist den Standpunkt der Volkspoesie, weil sie das Gemeine mit dem Volksmäßigen verwechselten und das Witzige oder Komische für den Hauptgegenstand ihrer Dichtungen hielten. Dieses widerfuhr besonders dem Sachsen Langbein, (geboren 1751 gestorben als k. Censor zu Berlin) und dem Oestreicher Blumauer (geboren 1755 zu Steyer und dann Censor und Buchhändler, gestorben 1798). Der Nürnberger Flaschner Konrad Grübel, (geb. 1736, gest. 1809) welcher Gedichte und Erzählungen in Nürnberger Mundart verfaßte und der Schweizer Martin Usteri (geboren 1763 gestorben als Mitglied der Zürcher-Regierung 1826), welcher Lieder und Idyllen aus seiner Alpenwelt in Schweizer Mundart dichtete, verdienen schon mehr Beachtung. Doch über alle diese erhebt sich Peter Hebel aus Schwaben. Er war 1760 im Badischen von armen Eltern geboren, fand aber Gelegenheit zur Schule zu kommen, studierte und wurde Geistlicher, Professor und endlich sogar Prälat und starb allgemein verehrt und geliebt 1820. Von ihm haben wir Gedichte in der sogenannten alemannischen Mundart, welche in einigen Gegenden von Schwaben gesprochen wird. Unter allen Volksdichtern hat keiner so verstanden, wie er, zum Volke zu sprechen und bei demselben der Poesie Eingang zu verschaffen. Göthe selbst hat diese Gedichte in der Jenaischen Literaturzeitung recensirt und wir führen seine eigenen Worte an und setzen wenigstens den Anfang der Recension her, weil sie so trefflich zum Lesen dieser Gedichte einführt.

„Der Verfasser dieser Gedichte" schreibt er „die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem deutschen Parnasse zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personifikation zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand,

so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise steht ihm immer zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond ihr Mann kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen."

So sang der Mann, während die halbe Welt in Waffen stand, gleich der Natur die er besang, die auch nicht aufhört zu blühen wenn gleich die Menschen ringsum in Hader sind.

Die Dichter des Befreiungkrieges.

Nun kam das Jahr 1813, das Jahr des Heils für Deutschland, wo nach langer Knechtschaft sich endlich das deutsche Volk ermannte, zu den Waffen griff und den übermüthigen Feind aus allen seinen Gauen und über den Rhein jagte. „In dieser thatenbedürftigen Zeit", sagt Gervinus, „zündete die Dichtung Schillers; sie drang in die Handlungen ein und bahnte den Gesinnungen den Weg zur That." Schon 1809 sangen Joseph von Kollin und Friedrich von Schlegel Kriegslieder für die östreichische Armee, jetzt waren es Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Theodor Körner und Friedrich Rückert, welche die Streiter in das Feld riefen.

Moritz Arndt geb. auf der Insel Rügen 1769, war Professor zu Greifswalde und mußte 1806 vor den Franzosen nach Schweden flüchten. 1813 kehrte er zurück nach Deutschland, wo er durch Schrift und That den Nationalgeist weckte. Wer kennte nicht sein großes Lied: „des Deutschen Vaterland"? Nachfolgende Probe mag beweisen, wie er das poetische Talent durch hohe Begeisterung zu ersetzen wußte, so daß seine Soldatenlieder die Kampflust bis zur Leidenschaft steigerten.

Das Lied von Blücher.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, da alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang,
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang,
Hei wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist ers gewesen der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen die Haare standen kraus,
Daß tausende liefen gar hastigen Lauf
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser da hat ers auch bewährt,
Da hat er viele Tausende schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
Und nehmet, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg,
Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht,
Da liegen sie so sicher nach letztem harten Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten: Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus,
Du reit' dem Glück entgegen zum Rhein und übern Rhein,
Du alter tapfrer Degen und Gott soll mit Dir sein.

Max von Schenkendorf geboren 1783 zu Tilsit in Preussen, studierte in Königsberg und stellte sich 1813 in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, wurde 1816 Regierungsrath zu Koblenz wo er aber schon 1819 starb. Seine vaterländische Poesie ist romantisch, so daß immer religiöse Gefühle und die Sehnsucht nach den Zeiten des Mittelalters vorherrschen. Er kämpft nicht nur für den deutschen Boden, sondern auch für den deutschen Glauben und die Feinde des Vaterlandes sind ihm Ungläubige, so wie er sich in folgendem Liede ausspricht:

Landsturm.

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.

Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!
O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm von Gott gesandt.
Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft,
Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!
Die Wetter oft sich brachen
Von eurem Glockenklang:
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt wie Brautgesang.
Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest!
Ist frei von Sklavenbanden:
Die hielten nicht mehr fest.
Wo, Tod, sind deine Schrecken!
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heil'gen Krieg?
Beschritten ist der Grenze
Geweihter Zauberkreis.
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.
Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut:
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.
Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!
Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter!
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Zugleich sehnte er sich nach dem alten Kaiserreich zurück, wo noch der Münster von Straßburg und alles deutsche Land überm Rhein deutsche Herren hatte.

Nicht so poetisch als Schenkendorf, jedoch durch Leben und That unter allen Vaterlandsdichtern der hervorragendste ist Theodor Körner. Zu Dresden 1791 geboren, nährte seine Jugend die Muse Schillers, der in seinem väterlichen Hause lange wohnte und trotz des Vaters Mahnungen widmete er sich nach vollendeten Studien ganz der Poesie. So wurde er 1812 Theaterdichter in Wien verließ aber diese vortheilhafte Stelle und die Kaiserstadt, sobald 1813 der Aufruf an das deutsche Volk erging und trat als freiwilliger Jäger in das Lützowische Jäger-Corps, wo er die deutsche Jugend mit Leier und Schwert zum Kampfe begeisterte aber noch in demselben Jahr, am 26. August bei Gadebusch in Mecklenburg in einem Gefechte fiel. Sein Tod und seine Lieder, welchen man es ansieht, daß sie im Augenblicke der schönsten und vollsten Begeisterung, ja mitten im Kriegsgetümmel gedichtet worden seien, wirkte ungemein auf das deutsche Volk und so lange die Deutschen Waffen werden tragen, werden auch diese Lieder leben: Der Aufruf, das Reiterlied, Lützows wilde Jagd, Unsere Zuversicht, Gebet während der Schlacht, das Schwertlied — wer kennt sie nicht diese und viele andere Lieder, die seinem schlachtmuthigen Herzen frei und unmittelbar entquollen sind; weshalb wir uns auch enthalten eine Probe zu geben, da seine Gedichte in aller Händen sind.

Friedrich Rückert, geb. 1789 in Schweinfurt war während des Befreiungskrieges Privatdocent in Jena und wirkte von hier aus durch seine geharnischten Sonette und andere Vaterlandslieder, die er unter dem Namen Freimund Reimar herausgab, auf die deutsche Jugend. Bei ihm ist es nicht nur Begeisterung, sondern das reichste poetische Talent, welches ihm seine Lieder eingab. Wir werden noch im nächstfolgenden Zeitraume von diesem Manne, der jetzt noch als Meister unter den Lyrikern des Vaterlandes steht, sprechen, hier geben wir nur als Probe drei seiner geharnischten Sonette.

I.

O daß ich stünde auf einem hohen Thurme,
 Weit sichtbar rings in allen Deutschen Reichen,

Mit einer Stimme Donnern zu vergleichen
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:
„Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Hand noch nicht mit Streichen
Dir genug gerieben, daß dich's endlich wurme?"
Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
„Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang' genug den Druck von eures Feindes Hufen."
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum getreten sein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?

II.

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!"
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Baur? „Das Feld soll Früchte tragen."
Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten"
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch dem zagen."
Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben."
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindens Wunden schlagen sollen.
Was schreibest, Dichter du? „In Glutbuchstaben
Ein schreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen."

III.

Es steigt ein Geist umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Male
Und spricht: „Es schwankt in dunkler Hand die Schale
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Schale.
Wer weckt euch heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß michs will gemahnen
Als säh' ich meinen alten Ziethen reiten.

Achter Zeitraum:

Von den Befreiungskriegen bis auf die neueste Zeit.

Vom Jahr 1813 — 1843.

Allgemeine Uebersicht.

Das deutsche Volk stand nun in der schönsten Blüte geistiger Bildung und seine Erhebung in dem Befreiungskriege erhob auch seine Lebenskraft zu jeder menschlichen Thätigkeit. Unverdrossen baute der Landmann seine zerstörte Hütte wieder auf, pflügte sein Feld zu neuer Saat, die nun kein fremder Söldner aufzehren sollte; Handwerke, Handel und allerlei Gewerbe wurden wieder mit Lust und Liebe betrieben, die Jugend höherer Bildung, die in den heiligen Krieg mitgezogen war, kehrte nun freudig zurück in die Hörsäle, wo manche ihrer geliebten Lehrer, die auch mitgestritten hatten den unterbrochenen Unterricht und Kunst und Wissenschaft fortsetzten. Wirklich ist die deutsche Literatur bei allen fremden Nationen im Preise gestiegen, seit die Deutschen ihre Mannheit auch mit Schwert und That bewiesen haben und es war mehr Frage als sonst in England und Frankreich nach deutscher Philosophie und Poesie. Auch die Kunst, welche in der Zeit der Bedrückung nur kümmerlich ihr Leben fristete, erhob sich nun, den großen Sieg zu verherrlichen; die Maler und Bildhauer in Wien, München, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Stuttgart und andern Orten, vor allen aber die Musik, die Kunst dieses Zeitalters, die allenthalben ihre Tempel erbaut und der von allem Volke Preis und Lohn gezollt wurde. Großen Einfluß hatte gewiß seit jeher die Tonkunst auf die Poesie und nicht geringeres Lob, als selbst die Dichter, verdienen unsere großen Meister: Sebastian Bach mit seinen Söhnen, Graun, Gluck, Händel, Hasse, Himmel und dann Haydn, Mozart und Beethoven,

welche vollends den Italienern die Palme entrissen, und der Natur die Zaubertöne ablauschten, womit sie uns in ihren Kunstwerken entzücken. Schade nur daß sich diese Kunst immermehr von der Poesie ihrer Schwester trennt; durch ihren sinnlichen Reiz ist sie eine gefährliche Nebenbuhlerin und so geschah es, daß sie in der Kirchenmusik und in der Oper allmählig die Poesie verdrängte oder sie doch nur als dienende Magd sich unterordnete. Wer frägt z. B. in den Opern Mozart's nach dem Texte, der freilich auch in diesem Stande der Erniedrigung wie z. B. in der Zauberflöte nur sehr mittelmäßig ist. Dies hat sich indeß zum Theil geändert, seit Maria Weber die Heldenlieder Körner's und Kind's Freischützen in Musik setzte, so daß in diesen und ähnlichen Werken beide Künste Poesie und Musik sich einander durchdringen. Aber auch in der Poesie schritten die Deutschen weiter fort, denn seit sie als Männer der Schlacht so gestritten, wie konnte ihnen eine weinerliche, weichliche und weibische Poesie genügen? Was brauchten sie gleich den verstiegenen Romantikern zurückzuschaun in die Vergangenheit und aus dem Mittelalter sich ihre Helden und Heiligen zu suchen, da sie doch nun selber eine Gegenwart und ihre Helden und ihre Heiligen hatten? Was brauchten sie Legenden und mönchisches Versenken in trübselige Beschaulichkeit, wo es galt sich eine Zukunft zu bereiten, würdig eines Kampfes wie der, der eben glücklich vollendet war? Die Poesie sollte fürderhin nicht dem Leben entsagen, sondern sich mit demselben aussöhnend eng verschwistern. Auf diese Weise handhabten nun die jungen Dichter alle vorhandenen poetischen Elemente; Romantik, Humoristik, morgenländische Poesie, Calderon und Shakespeare; und so viel auch Manche anfangs in der Irre schweiften, es trafen doch viele den rechten Weg. Wenn auch einige wie Fouqué die Romantik, sammt Volksfreiheit und Volksrecht, ausschließend für den Adel in Beschlag nahmen, waren doch die Meister selbst bürgerlicher Herkunft und dehnten also diese hohen Güter der Menschheit, für die nun Bürger und Bauer so gut als Edelmann geblutet, auf alle Stände aus und ihre romantischen Träume flogen in eine Zeit zurück, wo noch alles Volk frei und gleich im Heerbann focht und der Tapferste zum Fürsten gewählt wurde. Im Humoristischen hatte J. P. Richter

eine Unzahl von Nachahmern, weil das Lesepublikum an dieser Art den meisten Gefallen fand und die Novelle war dazu eine bequeme Form; da war nun Wilheim Hoffmann der Stifter einer wahren Teufelsschule, der sogar seines Meisters Reizmittel (Wein und andere berauschende Getränke) gebrauchte, um seine wahnwitzigen Zerrbilder und gespenstigen Tollhausgeschichten zu erzeugen; K. Heun (Clauren) und seines Gleichen machten sich aus Kotzebue's und Langbein's gemein frivoler Erzählungsart eine Manier, die erst in ihrer Erbärmlichkeit erkannt wurde, als der geniale W. Hauff mit seinem Mann im Monde auftrat. Dafür suchten ebenderselbe W. Hauff, sodann Prätzel, Weißflog, St. Schütze und manche Novellendichter edlerer Art gleich Tieck, der eben damals zu dieser Gattung übergegangen war, den deutschen, gesunden, kräftigen Humor wieder herzustellen. Die morgenländische Poesie wurde neuerdings von Göthe selbst angeregt, der sich gerade während des Befreiungskrieges nach dem Oriente wendete, sich in die persische, arabische und chinesische Poesie vertiefte und in dem Geiste des persischen Dichter's Hafiz (lebte um das Jahr 1350) eine Art lyrisch didaktischer Gedichte schrieb, und unter dem Titel: west=östlicher Divan herausgab, die Gervinus wohl mit Recht „körperlos, nebelhaft und höchst unsinnlich" nennt; allein wer will dem Dichtergreise dieses Spiel verargen, es sagte seinem Alter, seiner Neigung und seinem damaligen Gemüthszustande zu. Sind sie auch nicht so lebendig und frisch wie seine Jugend= und Mannesgedichte, so sind sie doch nicht überzleriich, schwülstig oder gespreizt, wie die Minnelieder der Romantiker, sondern stets würdig eines Greises, der da ruhen will unter Rosen und Weinlaub. Daß aber die frischaufblühende Lyrik der Deutschen ihm auf diesem Wege nachzog und so wieder die kaum gebannte Weichlichkeit und Verschwommenheit herholte, das war schlimm. Im Drama galt noch immer Schiller, nur meinte man durch Calderon mehr südliche Glut und anmuthige Form, durch Shakespeare mehr Handlung und Charakterzeichnung hinzufügen zu müssen. Außerdem dürfte es in einer Uebersicht der neuesten Poesie auch nothwendig sein, einen Blick auf die Einflüsse fremder Literaturen und der Begebenheiten und Weltereignisse zu werfen. Mit der Ermüdung und Hinneigung

zur Ruhe und Erhohlung kam nun auch, weil man nicht Trieb genug hatte, aus Eigenem zu schöpfen, die alte Sucht der Deutschen sich Fremdes anzueignen und zwar nicht nur Altes, Mustergiltiges, von aller Welt Anerkanntes, sondern das Neueste, was Aufsehen in England und Frankreich machte oder eben Mode war. Vor allen wirkte Walter Scott der schottische Romanendichter, den selbst Göthe hochhielt, und nach ihm alle übrigen englischen und amerikanischen Schriftsteller dieser Gattung: Washington Irwing, Cooper, Bulwer, Boz u. s. w. die alle fleißig übersetzt und eben so fleißig gelesen wurden. Sie hatten das Gute, daß sie die leichtfertige, schlüpfrige oder flache und ekelhaft liebelnde Romanisterei der Heunianer wenigstens aus dem bessern Theile des Lesepublikums verdrängten. Gewaltiger noch und zugleich verderblicher wirkte Lord Byron auf die deutsche Literatur; ein überreiches poetisches Talent, das aber im Leben und Dichten aller Schranken spottete und darum, wie alles Unbegränzte und Maaßlose mehr Fluch als Segen verbreitete. Ach er wandelte ja selbst nur heil- und segenlos im Leben, und hätten ihn nicht Standesvorzüge mannigfach gesichert und geschützt, er wäre vielleicht untergegangen ohne erkannt zu werden. Sobald er sich aber Bahn gebrochen, fiel ihm die ganze Jugend zu, denn er sang ihr ein weltenstürmendes, glauben- und sittenzerstörendes Lied. Göthes Faust war sein berauschender Nektar*) und der alte Herr hatte sein Wohlgefallen an dem Brausekopf, und in seiner Helena führt er ihn unter dem Namen Euphorion auf.

Felsengedränge hier
Zwischen dem Waldgebüsch
Was soll die Enge mir,
Bin ich doch jung und frisch.
Winde sie sausen ja,
Wellen sie brausen ja;
Hör ich doch beides fern,
Nah' wär ich gern.

---

*) Byron widmete ihm sein Trauerspiel: Werner, ein Werk, das kunstgerechter ist, als seine übrigen.

So war auch Göthe in seiner Jugend, und er erkannte den Geistesverwandten, gleichsam den Sohn der Zeit, die er selber herbeigeführt, deren Gatte er war. Allein Göthe hatte sich zu mäßigen gewußt und die Deutschen Dichter, die nur ihm folgten, haben sich erhalten, während dem alle diejenigen untergingen, die der Stimme Euphorions welche aus dem „düstern Reiche des Todes heraufhallte" in ihrem Uebermuthe, in ihrer Selbstverkennung folgten. Erinnerungen an die französische Revolution, Freiheitssinn der Nation, Einfluß brittischer und deutscher Literatur, aber auch zugleich Unterhölung des häuslichen Lebens, in welchem die Frauen ihrer natürlichen Bestimmung sich zu entwinden suchen und Gleichstellung der unreifen Jugend mit dem Alter, waren die Stoffe, woraus sich im Gegensatz zu der sogenannten klassischen d. h. altfranzösischen oder vorrevolutionären Poesie die neue romantische in Frankreich bildete. Man darf sie also keineswegs mit der deutschen Romantik verwechseln, da sie im Grunde keine andere Begränzung hat, als die der gänzlichen Freiheit in Stoff und Form, die sie aus allen Zeiten und Zuständen zu nehmen berechtigt ist. Auch selbst die Freiheit und Unfreiheit in Staat und Kirche haben neben einander in der französischen Revolution Platz, nur der steife höfische Zwang in der Sprache und der Wahl des Stoffes, der sich bei der französisch-classischen Schule nicht in die neuere Zeit verstieg, ist aus derselben verbannt. Da sie sich aber um moderne Gefühle und Gegenstände und um die Wirklichkeit mehr als um das Ideale drehte, war das Poetische nicht eben Viel bei ihr auszubeuten. Allein das Volk, das in jüngster Zeit die Welt erschüttert, und noch immer durch Freisinn, Tapferkeit und Sittenanmuth ausgezeichnet da steht, hatte so viel Sympathien für sich in Deutschland, daß man auch seine Poesie noch immer liebte und die Chateaubriand's, Victor Hugo's, Lamartine's, Delavigne's, so wie die Balzac's, Sue's, und George Sand's, wurden gelesen, übersetzt, ja zum Nachtheil deutscher Sittlichkeit und deutscher Denk- und Empfindungsweise nachgebildet, obwohl das Publikum nur klein ist, das mehr aus Leckerheit und Uebersättigung, als aus wahrem Bedürfnisse nach solcher Kost Belieben trägt.

Noch weniger konnten die Erzeugnisse der neuern italienischen Li-

teratur in Deutschland Fuß fassen, nur dem Namen nach sind Manzoni, Alfieri, Nicolini im deutschen Volke bekannt. Wenden wir nun unsere Blicke auf die neuesten Weltereignisse und ihren Einfluß auf die deutsche Poesie, so stoßen wir in den ersten Jahren auf Triumph- und Siegeslieder, auf eine Frühlingspoesie voll Hoffnung und Zuversicht, die sich am gemüthlichsten und innigsten in der neuen schwäbischen Schule, worin der alte Minnesang wieder in's Leben zu treten schien, aussprach. Aber auch in andern deutschen Ländern, in Dresden und ganz Sachsen, in Berlin und Breslau, am Rhein und an der Ostsee und ganz vorzüglich in Oestreich regte sich ein junges frisches Dichterleben. Da kam 1817 das Jubelfest der Reformation, welches die deutsche Jugend auf der alten Wartburg etwas zu laut feierte und Besorgnisse aller Art stiegen auf und veranlaßten, als vollends der Schwärmer Sand Kotzebue ermordete, Beschränkungen, Rückschritte und Hemmnisse freier Entwickelung in Staat und Wissenschaft. Finsterer Ernst lagerte sich anstatt der hellen Freude um den deutschen Parnaß und die Sänger, welche nicht wie Rückert im Orient träumten, verstummten beinahe oder sangen heimlich nur für Freundesohr und Empfindung. Neuen Stoff als Vorwand vom Kampf für Freiheit zu singen, lieferten die neuen Griechen, welche sich seit 1821 von dem Joche der Türken heldenmüthig zu befreien strebten, und mancher deutsche Jüngling ist hingezogen um dort für eine fremde Sache zu bluten. So kam das Jahr 1830 heran, und mit demselben die Juli-Revolution in Belgien, der Aufstand der Polen und die Cholera. Neue Sympathien regten sich in Deutschland, neue Hoffnungen und eine neue Schule — das junge Deutschland — erhob sich, durch Schrift und That auch in Deutschland neue Zustände herbeizuführen. Doch war das Streben dieser Jugend nicht so begründet und gekräftet, daß Erfolg und wirklicher Vortheil daraus erwachsen konnte: lockere Verbindungen zerstoben fast so leicht und ohne Spur zurückzulassen, als eine eben so lockere, leicht beschwingte und zugleich leichtfertige Poesie. Im Jahre 1832 starb auch der alte Meister Göthe, nachdem er bis an seinen letzten Hauch der Wissenschaft treu fleißig gedient und das Denkmal hinterlassen eines deutschen Mannes, an dem sich unsere Zeit erhe-

ben konnte. So unzufrieden er in der letzten Zeit mit der Tages=poesie war, gewann er doch wieder neue Zuversicht bei den jüng=sten Erscheinungen, die er in seinem Vermächtniß so schön ausspricht.

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
Erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben;
Erst sollt ihr dichten — und nach diesem malen;
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen
Und seid, obwohl von Jedermann gelesen,
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein Jeder suche wie und was er schreibe!
Der Kopf sei angemessen seinem Leibe!
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,
Das nennen sie erfinden und verfassen,
Wir aber nennen dies Manier; ob Viele
Sie auch verwechseln mit dem ernsten Stile.

Der ernste Stil, die hohe Kunst der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
Es wird in Felsen wie in Büchern blättern.
Denn was Homer erschuf und Scipionen
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen,
Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs o Eich'! erwachs zum Weltvergnügen:
Schon seh' ich neue Sonnen=Aare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Widerschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Geschichten
Von Gott und Menschen Höhres zu berichten.

Und sie kamen wirklich diese Aare, die noch in jüngster Zeit mehr als bloße Lyrik, große Volkslieder im edelsten Stile aus dem

Marke des deutschen Alterthums und der Griechenwelt hervorgegangen sangen und noch singen, so daß man mit Uhland über das üppige Wachsen und Blühen dieses neuen Dichterfrühlings ausrufen möchte:

> Man weiß nicht was noch werden mag
> Das Blühen will nicht enden.

Wird auch dieses volle Dichterleben, wird es eindringen in das Volk und erwärmen Hoch und Nieder, daß sich „Alles, Alles wende!" zum Guten, zur allgemeinen Wolfahrt wende?

Göthe's letzte Jahre.

Wollen wir nun die einzelnen Erscheinungen der neuesten Literatur in kurzem Umrisse darstellen, so lassen wir zuerst das große Bild des alten Meisters an uns vorübergehn, bis es der Sonne gleich am Abend hinter den Bergen verschwindet, die unser enges Leben begränzen. Wir sehen ihn in den Jahren der Völkerschlachten im west-östlichen Divan europäische und asiatische Lyrik verbinden, fortwährend in Kunst und Naturwissenschaft thätig forschen, und des Erworbenen froh werden. Außerdem setzte er seine Lebensgeschichte in verschiedenen Abschnitten fort, außer den 3 Bänden von Dichtung und Wahrheit, die italienische Reise, die Reisen in der Schweiz, an den Rhein, den Feldzug in der Champagne und später die Tags- und Jahresberichte. Wilhelm Meisters Lehrjahre wurden in den Wanderjahren fortgesetzt, seltsame Zusammenfügung und Aneinanderreihung lang gehegter Ideen, wenn auch ohne poetischen Reiz, doch Poetisches anregend und Muster einer runden, klaren und anmuthigen Prosa. Pustkuchen, der die Wanderjahre parodiren wollte und andere kleine und kleinliche Geister mäckelten an den Werken des Meisters, der aber schrieb:

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch ihr schadet eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längst schon überstieg!

Und: –

„Die Feinde, sie bedrohen dich;
Das mehrt von Tag zu Tage sich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das seh ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die längst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif ich die sogleich,
Und wandte nun belebt und jung
Im frischen Götterreich.

Noch im Jahr 1826 schrieb er seine Löwennovelle und Gedichte aller Art. Was er sonst that und dachte und trieb, wie jugendlich kräftig er noch in mancher Epoche aufflammte ist in dem Zelterischen Briefwechsel und in den Gesprächen von Eckermann und Riemers Mittheilungen über Göthe zu lesen. Noch in seinem 82. Jahre vollendete er von Dichtung und Wahrheit den 4. Band, voll der jugendlichsten Erinnerung an seine Lilli und auch des Faust's zweiten Band. Dieses wunderliche Versgebäude, das aus einzelnen in verschiedenen Zeiten entstandenen und gewaltsam zusammengefügten Stücken besteht, ist von Einigen über Alles erhoben, von Andern als ein sinn- und geschmackloses Machwerk herabgesetzt worden. Wollen wir unbefangen urtheilen, wie schon die einsichtsvollsten Kunstrichter gethan, so meinen wir, daß Göthe in dieses Werk, das in einem Zwischenraume von mehr als 30 Jahren nur allmählig entstanden, habe wollen Alles das hineinlegen, was er über Kunst, Natur und Welt gedacht, geahnet und erfahren, daß er aber diese große Aufgabe in einem Lebensalter unternommen, wo seine abnehmende Schöpfungskraft nicht mehr hinreichte den gewaltigen Stoff künstlerisch zu bilden, so daß ein formloses Werk entstanden, das mehr bedeuten will, als es zu bezeichnen und anzudeuten Gestalt hat und daher

nur in einzelnen Partien Genuß und Befriedigung gewährt. Das Räthselhafte und Geheimnißvolle darin aufzulösen, haben sich auch Viele angelegen sein lassen; denn es gibt ja immer noch Leute, die da meinen: es könne noch im Gebiete des Uebersinnlichen Manches zu erforschen sein, und jeder neue Weise und Unweise, der Neues zu bringen verspricht, wird freudig als Messias begrüßt. Am kürzesten und unsers Bedünkens für vernünftige Leute am genügendsten hat Gervinus die Bedeutung dieser Dichtung auseinandergesetzt. Faust meint er, wurde im zweiten Theile in die Tiefen der Natur hinabgeführt, wo er das Ideal der Schönheit, die Wohlgestalt, die er im ersten Theile nur in einem Zauberspiegel gesehen, nun wirklich findet. Er wird dann, betäubt wie er ist, auf griechischen Boden geführt, wo ein neuer Geist ihn durchglüht und neue Kraft das Gemüth beseelt. Das bedeutet denn des Dichters Flucht aus der Romantik oder Sentimentalität ins Griechenthum, worin er ganz erstarkte. Beigemischt sind alle die alchimistischen und andere physikalischen Alfanzereien, denen einst Göthe auch ergeben war, und die ihm bei weitem nicht so albern schienen, als uns Kindern der Jetztzeit, weil er mit derselben aufgewachsen und so zu sagen von Jugend auf daran gewöhnt worden. Wer Lust hat einen Lehrcurs über derlei geheime Naturlehre in sich aufzunehmen, findet in den Commentaren über den Faust hinlängliche Aufklärung. Auch auf Göthe's physikalische Ansichten wird in diesen Phantasmagorien (nur etwas verworrener) angespielt. Klarer und erfreulicher ist dann der dritte Akt, wo Faust mit Helene vermählt wird. Es ist dieses Stück aus der frühern Zeit, wo der Dichter noch im lebensfrischen Mannesalter stand und sticht darum um so mehr von dem übrigen ab. Durch diese Vermählung wird nun die Verbindung des romantischen Dichters mit der Antike gefeiert, und zugleich, doch nur nebenher, auf Griechenlands Wiedergeburt und wie schon oben erwähnt wurde auf Byron (Euphorion) angespielt. Die Frucht dieses Bundes ist die romantisch-griechische Poesie, welche auf Göthe folgte, ein Genius ohne Flügel und will doch fliegen, weswegen er gleich Ikarus zu Grunde geht. Mit seinen Ueberbleibseln markt Mephistopheles, — eine bittere Satyre auf die Verzweiflungs-Poesie der neuesten Zeit, — wäre sie von

Göthe noch in den neunziger Jahren ausgeführt worden, mußte allerdings ein treffliches Nachspiel zum Triumph der Empfindsamkeit hervorgehn; doch so ist es meist unklar, matt und langweilig. Im vierten Akte zeigt sich der Dichter wie er zur Revolution und Restauration gestanden und unterläßt nicht auf die Gespenster in mittelaltrigen Rüstungen zu stechen. Im fünften Akte berührt er sein Verhältniß zur Weltliteratur und den Unmuth, den ihm die Gesellen seines Begleiters zu Hause bereiten. Man fühlt es, wie hier die Poesie mit dem Greise immermehr abnimmt, so daß der Dichter sich nicht anders zu helfen weiß als, ist es Sinnbild oder Satyre auf die neuesten Frömmler? — das Ave Maria wieder singen zu lassen.

Blicket auf zum Retterblick
Alle wenig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beff're Sinn
Dir zum Dienst erbötig
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Das Beste ist der Schluß, wo wieder der Grundsatz seiner Lebensweisheit ausgesprochen wird:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan.
Das Ewig Weibliche
Zieht uns hinan.

Strebsamkeit und Thätigkeit, die er auch bis zum letzten Hauch seines Lebens bewahrte. Ihm, dem auserwählten Erdensohn, dem die Natur so viel verliehen, hat sie auch die hohe Gunst gewährt, daß er nicht auf einem Krankenlager siech und abgezehrt nach langen schmerzlichen Leiden dahin starb, sondern daß er in schöner Fülle

gesunder Mannheit nur allmählig seine Kräfte verlor und gleich einem Lichte verlöschte. Dies geschah den 22. März 1832, nachdem er bis an den letzten Tag beschäftigt war, ja selbst diktirte und sich vorlesen ließ. Obschon unwohl, ließ er sich nicht im Bette halten, sondern sitzend im Lehnstuhl, ohne Sterbegedanken vergingen ihm allgemach die Sinne und als sich das Auge verdunkelte, war noch die Seele wach und er meinte die Stube sei verfinstert worden und weil er sich einbildete ein schönes Bild zu betrachten, so rief er aus: mehr Licht! und also neigte sich sein Haupt und seine Seele entwich. So starb er, wie er gelebt, anschauend und zur klaren Anschauung des hellen Lichts begehrend, das er auch im Tode uns ermahne: anzuschauen und zu wandeln im Lichte und in der Wahrheit.

Rückert.

Das ist Einer von den Aaren, die Göthe fliegen gesehn und der es verdient, zunächst dem Meister genannt zu werden. Eine reiche poetische Seele, mit so viel Phantasie und Gemüth ausgestattet, daß er sich über Welt und Leben würde emporgeschwungen und im Unendlichen gleich Klopstock und seinen Nachahmern verloren haben, hätte er nicht eben so viel Verstand und Reife des Geistes besessen, seinen Flug zu mäßigen und wieder mit so viel Verstand und Geist begabt, daß wir nicht Poesie sondern nur den nackten Kern seiner Weisheit in einfachster Sprachumhüllung hätten, wenn nicht Phantasie und Gemüth ihn Spiele lehrten, die den Gedanken mit herzlicher Empfindung gepaart in die zierlichsten Redehülsen kleiden. Freilich hat er nicht immer beide Naturen, die gemüthlich-bildende und die denkende zugleich walten lassen und wenn in den jüngern Jahren die erstere vorherrscht, gebietet in den ältern die andere und daher kommt, daß Kritiker, die ihn nur nach diesen beurtheilen, ihm Dichtergabe absprechen und bloß Sprachkünstelei zugestehen. Es geht ihm hierin wie Göthe,

dem er so treu gefolgt, man vergißt der Gaben seiner Jugend und mißt seinen Werth nach den Werken seines reifern Alters. Nicht dürfen wir ihn zwar, so sehr wir sein Genie ehren, neben Göthe stellen, denn die Mannigfaltigkeit und Gewandtheit in allen Gattungen der Poesie hatte er nicht, weder Epos noch Drama ist ihm gelungen, so oft er es auch im Kleinen versuchen wollte; allein im Lyrischen ist er ein wahrer Meister und im Epischen hat ihn die Zeit in der er lebte, das Schaffen verleidet, und dann sein Beruf als Professor der orientalischen Sprachen und der zu früh eintretende Hang zur ruhigen Beschaulichkeit, gehindert so groß zu werden, als seine Meisterschaft im Erzählen, in Märchen und Romanzen erwarten ließen. Von seinen geharnischten Sonetten ist schon gesprochen worden; kein deutscher Dichter ist ihm in dieser Gattung, wie überhaupt im Kampf- Freiheits- und Vaterlandsliede gleich gekommen. Wir führen in dieser Hinsicht nachfolgendes Gedicht an, welches ganz anders als die neuern Barden von der Freiheit singt.

Die Freiheit.

Zittr' o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können!

Wie des Kerkers Fuge kracht,
Wenn von einem Blitze
Dem, der drinnen liegt in Nacht,
Wird gezeigt die Ritze;
Wie das Haupt die Hoffnung hebt,
Und der Geist zur Freiheit strebt,
Und entfleugt den Mauern.

Wie im Arm der Buhlerin
Einer liegt versunken,
Ihm durch den berauschten Sinn

Plötzlich zuckt ein Funken,
Daß er dort, wo Engel gehn,
Sieht die reine Liebe stehn
Die ihm aufwärts winket!

Zittr' o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder',
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn,
Sprich, ob du's wirst können.

Dann war es aber zunächst Liebe und Natur, was er besang und mit einer Glut und Empfindung und einer Anmuth, die selber Natur und Liebe ist. So sein Liebesfrühling, wo er, wie in den alten Minneliedern der Nachtigallengesang, immer dasselbe wieder bringt ohne zu ermüden. In den meisterhaften Terzinen Edelstein und Perle wird auch die alles verklärende Liebe gefeiert. Es ist vielleicht sein bestes Gedicht und wir können es uns nicht versagen, bei ihm ein wenig zu verweilen. Es findet der Dichter die Geliebte schlafend, die Perle im Ohre, den Edelstein an der Brust. Letzterer erzählt, seiner Stelle froh, wo ihm zu ruhen vergönnt ist, wie er die schweigenden Gedanken der Liebsten höre und die stillverborgenen Triebe des Herzens, die alle in Liebe sich vereinen. Dann erzählt er seinen Ursprung:

Die Engel haben der Geschäfte viele;
Worauf sie ausgehn, kann man nicht durchdringen,
Und manchmal gehn sie auch wohl aus zum Spiele.
Der aber mochte eine Botschaft bringen,
An Sterne einen göttlichen Beschluß;
Er trug am Rücken und am Fuße Schwingen.
Die an dem Rücken waren aus dem Guß
Von Sonnenlicht geschmolzen und gewoben.
Aus Mondesstrahlen waren die am Fuß.
Das beste war den Augen aufgehoben;
Denn drinnen war ein Lichtblick aus dem Quelle,

Der höher fließt, als Mond und Sonne; oben
Von seinem Pfad ab bracht' ihn seine Schnelle.
Er war gekommen tief hinab ins Dunkel,
Eh' er's gewahr ward an der eignen Helle.
Wo nie hinunter Sonn' und Mondgefunkel
Gedrungen war in eines Erdspalts Ritze
Verirrte sich der wandelnde Karfunkel.
Da mußt' er rühren mit der Flügelspitze,
Wo er hindurch sich wand, die Felsenwände,
Und vor sich schoß er seines Auges Blitze.
Er spähte, daß er einen Ausgang fände;
Von Flügelschlag und von dem Blick getroffen,
Verwandelten sich rings die Gegenstände.
Der Engel schwebend, fuhr hindurch, dem schroffen
Gestein rücklassend seines Wandels Spuren,
Und vor ihm war der Himmel wieder offen.
Worüber seines Rückens Flügel fuhren,
Da war der Abglanz nun zu sehn der Sonne,
Von Golde träufte das Gestein, vom puren.
Und wo die Flügel, die ihr Licht vom Bronne,
Des Monds geschöpfet, im Vorbeigehn schweiften,
Schimmerte Silber nun in stiller Wonne.
Doch wo des Engels Blicke selber streiften,
Da blieben Funken blitzender und reiner,
Festhangen, die zu Edelsteinen reiften.
Von dieses Blitzes Funken bin ich einer.

Die Perle stammt aber vom Himmel unmittelbar, wie sie selbst erzählt:

Ein Engel weint um einer Schwachheit willen,
Und sinken mußt' ein Tropf' in die Verdammung.
Denn auch die Engel weinen wohl im Stillen;
Doch ihre Thränen sind der Welt zum Frommen,
Weil aus denselben solche Perlen quillen.

Beide nun E d e l s t e i n und P e r l e lobsingen der Liebe, der sie ihren Ursprung verdanken. Wie schön leitet er dann in einem andern Gedichte diese Liebe auf Gott, welcher der Urquell der Liebe, dessen Allgegenwart die Liebe selbst ist.

Ich sage dir, warum das Weltmeer schlägt die Wogen:
Es tanzt im Glanze vom Weltedelstein der Liebe.

Ich sage dir, wie aus dem Ton der Mensch geformt ist
Weil Gott dem Tone blies den Oden ein der Liebe.
Ich sage dir, warum die Himmel immer kreisen:
Weil Gottes Thron sie füllt mit Wiederschein der Liebe.
Ich sage dir, warum die Morgenwinde blasen:
Frisch aufzublättern stets den Rosenhain der Liebe.
Ich sage dir, warum die Nacht den Schleier umhängt:
Die Nacht zu einem Brautzelt einzuweihn der Liebe.
Ich kann die Räthsel alle dir der Schöpfung sagen
Denn aller Räthsel Lösungswort ist mein der Liebe.

Wie unterscheidet sich aber dieses Versenken in die göttliche Natur und in die Gottheit selbst, von dem verzückten und verstiegenen Wesen der Mystiker; da ist alles freie, gesunde, protestantische Andacht, das freudige Jauchzen des Sohnes zum himmlischen Vater, wie in Ganymed von Göthe. Mit welch' liebenswürdiger Redseligkeit und Naivität erzählt er aber seine Kindermärchen: vom Bäumchen das andere Blätter wollte — vom Bübchen das überall mitgenommen sein wollte — vom Männchen in der Gans, vom Spielmann. Ganz kleine Kinder die kaum reden können, horchen und lauschen, wenn man sie liest und den Erwachsenen entzückt die kindliche Einfalt. Hat es den lieben Sänger etwa verdrossen, daß die Leute unserer Zeit nicht hören wollten, daß er aufgehört hat in dem Tone fortzusingen und mehr solcher Märchen zu erzählen. Für ein Schock solcher Kindermärchen würde ihm die liebe Jugend, ja die Welt mehr Dank wissen, als für alle indischen Dramen die er etwa noch bringen will. Auch einige Romanzen und Legenden, Barbarossa, Ottilie, die Nixen, bestrafte Ungenügsamkeit, die beiden Fuhrleute, Zwergengänge gehören zu den gelungenen epischen Gedichten Rückerts, wogegen schon Kind Horn, die Ortssage, der Blinde u. a. m. bei unendlicher Breite, gar zu viel Malerei und mehr Verskünstelei als wirkliche Poesie enthalten. Merkwürdig ist nun das Gedicht: deutsches Künstlerfest in Rom 1818, wo alle Künste redend eingeführt werden, und nach der Musica, Malerei, Bildhauerei und Architektur die Poesie die Mutter aller Künste also spricht:

Ich habe meine Töchter reden lassen;
Und was sie sprachen, das sprachen sie durch mich,
So kann ich selbst mich nun ins Kurze fassen,
Denn was sie sind zusammen, das bin ich.
Musik hat ihres Tones Füllen nur,
Und Malerei nur ihren Bilderhort
Ihre Gestalt Sculptur, Architektur
Ihr Ebenmaß erhalten durch das Wort,
Das Wort, das durch den Mund des Herren ging,
Und einst hat sichtbar diese Welt erbaut
Das Wort, so Fleisch zum Heil empfing,
Das leiblich es gehört werd' und geschaut.
Ich bin des Worts demüth'ge Dienerin.
Ihr alle, die ihr euch genannt die meinen!
Zum Dienst des Wortes, dessen Magd ich bin,
Fordr' ich euch auf, mit mir euch zu vereinen.
Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dies hohe Amt ist vor der Welt das meine;
Ihr aber sollt auf eure Art gestalten
Dasselbe, das sein Preis vielfältig scheine.

Sollte es Rückert wirklich Ernst sein, die Poesie zur Magd des Wortes zu machen und den Werth dieser Kunst in dem Ausdruck, in der Sprache zu suchen? Wir wollen das nicht so verstehen, und eben darum nicht an Worten hängen bleiben, sondern dieses Wort mit dem Schillerischen in seiner Huldigung der Künste zu einen suchen, der dort sagt:

Mein unvergeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Werkzeug der Poesie ist also die Sprache, und die regellose Poesie —

„In schöner Form die schöne Seele" —

die durch die Sprache geoffenbarte Seele, der Inbegriff des ganzen innern Menschen ist die Poesie. Hat nicht etwa Rückert unter dem Worte eben dasselbe Wort verstanden, was der Evangelist Johannes unter seinem: Am Anfang war das Wort d. i. der thätige sich aussprechende schaffende Geist, versteht? Indessen ist wohl ausgemacht, daß Rückert auch auf das äußere Wort, auf das klingende, singende Wort zu viel wendete, ja die künstlichsten

Versmaße geflissentlich suchte, und hierin mit unserer Muttersprache wahre Zauberkünste ins Werk setzte, die er ihr dann auch in seinem Gedichte (an unsere Sprache) zumuthet, wenn er singt:

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau und meisle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Da rauscht und säuselt und zimmert und meiselt er denn wirklich oft wie zur Wette und hat sein Spiel mit den Gedanken und den Worten und seine Freude an dem Spiele, unbekümmert ob die Poesie herauskomme oder nicht. Daß er aber das Spiel mit Bewußtsein trieb, ist sichtbar und in folgendem Sonette spricht er's gerade zu aus.

Die Tannen splittern und die Föhren krachen,
Die Eichen rühren zitternd ihre Spitzen.
Der Himmel glüht und glutgeäugte Blitze
Durchspähn das Nachtgewölk wie feur'ge Drachen.

Der Donner rollt mit seinen tausend Achen
Das Leben schütternd in dem tiefsten Sitze
Des Busens auf; tief wogt in dumpfer Hitze
Der Brust Vulkan, wie wird er Luft sich machen?

Was wird der Geist ersinnen Ungeheures?
Zu welcher Riesenthat wird er sich heben?
Sich flügeln auf zu welchen Himmelsthoren?

Weh mir! zergangen ist der Sturm des Feuers
Matt in sich selbst; was hat sich denn ergeben?
Der große Berg hat ein Sonett geboren?

Ein andermal treibt er seinen Spott mit einem Bilderalmanach

Ihr Dämchen und ihr Herrchen, die gern haschen
Nach Büchern, aber nicht nach Folianten,
Die gar zu schwer, und auch nicht nach Quartanten,
Die unbequem sind denen, die nur naschen;

Ihr lieber greifend nach den leichten raschen,
Verbrämten, aufgestutzten, eleganten
Kunstsächelchen, die mit verzierten Kanten
So schön sich lassen schieben in die Taschen;

Die ihr am liebsten blätternd mit den Fingerchen
Aufsuchen möchtet glatte, nette Küpferchen,
Amorchen, Nymphchen, ohne Busentüchelchen;

O sehet her! die allerliebsten Dingerchen,
Die Springerchen, die Hüpferchen, die Schlüpferchen;
Um Gottes Willen, kauft das art'ge Büchelchen!

Diese Sprachkünstelei nahm bei Rückert noch mehr überhand, als er sich zur Orientalischen Dichtung wandte, wo denn in allen Versarten der Araber, Perser, Inder und Chinesen die „tausend Nachtigallen in seiner Brust durcheinander schallen." Ganz eigen sind seine Makamen d. i. eine Art persischer Novellen in gereimter Prosa, über die Verwandlungen des Abu Said von Serug, eines morgenländischen Eulenspiegels. Es ist dies eine Nachbildung des persischen Dichters Hariri mit all' dem Witze und der Laune des Originals ausgestattet.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine schöne Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar, — und deren Mond wie eine Silberspange war; — in Gesellschaft anmuthig rührender, — Geistesflammen schürender, — mit Redezauber umschürender, — Nachtgespräche führender — Männer, aus deren Mund — kam, was in einem Buche stund, — deren Wort man bewahrte wie das Herz inwendig, — und es lernte wie den Koran auswendig. — Sprech- und Hörlust hielt uns munter, — bis der Mond ging unter, — ohne daß der Mund versiegte, — oder Schlaf das Auge besiegte. — Als nun die große Lampe war ausgegangen, — in Zelt der Nacht, und nur die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöschen zitterten, — weil sie das Nahen des Frühhauchs witterten; — als die eilende Nacht zurückte den Blicken, — sich nun zu schicken, — wenn sie wollten vor Tags noch ein Stündlein nicken; — hörten wir draußen im Finstern einen andern, der wachte, — der erst von weitem ein Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unsern Pforten krachte. — Wir riefen: Wer ist der Lärmer, — in der dunkeln Nacht der Schwärmer? — da rief es:

Volk dieses Hauses! sei vorm Leid verstecket
Vorm Schaden stets beschattet und bedecket!
Es trieb die Finsterniß die schauernd schrecket,
Zu euerm Hof, das Haar vom Thau belecket,
'nen Mann der Reise, die sich weit erstrecket,
Davon er ward gekrümmt und fahl geflecket,
Dem Halbmond gleich, wenn er im Osten blecket
Er hat sich nun zu eurer Hall' erkecket,
Insonderheit nach euch die Hand gerecket,
Ruh suchend vor der Unruh, die ihn necket.
Da habt ihr einen Gast, dem alles klecket,
Der nimmt was süß, und auch was bitter schmecket,
Und, scheidend, seinem Wirthe Wohldufe wecket,
Weil er den Dank nicht in die Tasche stecket.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Als seine tönenden Glocken — uns so begannen zu locken, — und wir merkten, welch erquicklicher Regen, — sei hinter seinen Donnerschlägen; — eilten wir die Pforten aufzureißen, — und ihn bei uns willkommen zu heißen, — dem Sklaven zurufend: Schnelle! Schnelle! — Bestelle! — und schaffe, was im Haus ist, zur Stelle! — doch der Gast sprach: Bei dem, der mich geführt zu euerm Hause! — ich rühre nichts an von eurem Schmause, — ihr versprechet mir denn, euch für mich nicht in Ungemach zu setzen, — noch um meinetwillen eure Ruh zu verletzen. — Eßgier schadet dem Esser; — zu scharf wird schartig das Messer. — Der Gast ist lieb, — der nimmt vorlieb, — und nicht Ungelegenheit — im Hause macht zur ungelegenen Zeit. — Ein schlimmer Gast wird — genannt, wer zur Last wird seinem Gastwirth; — zumal zu solcher Stund und Nachtzeit, — wo kaum noch Wachtzeit, — geschweige denn Essenszeit ist — für einen Mann der gescheit ist. — Wenn Schlaf will bethauen — die Augenbrauen, — bleibt für die Zähne keine Zeit zu kauen. — Das Sprichwort sagt: das beste Abendmahl — ist das vor dem letzten Abendstrahl — und Nachtessen schadet den Augen, — wenn es auch dem Magen mag taugen. — Ach Gott! nur daß das Feuer des Hungers brennt, — das nicht den Thau des Schlummers kennt! — Sprachs und mit seinen Entschuldigungen — war ihm der Sieg über uns gelungen: wir bezeugten seinem holden Mund unsre Huldigungen, — und wünschten alles Süßes und Feistes — dem trocknen Gaumen eines so schönen Geistes. — Als nun der Diener herbeigeschafft, — was in der Eile war zusammengerafft, — und vor uns angezündet das Licht, — schaute ich, und schaute Ebu Seid's Gesicht. — Da sprach ich zu dem Freunde: Glück zur guten Stunde — und zum guten Funde, — zum seltenen Gast in eurer Runde! — Der Wind des Glücks hat zum Platz — euch hergewehet einen mühlosen Schatz, — der für alles andere beut Ersatz. — Wenn der Mond des Gesichtkreises ist untergegangen, — so ist der Mond des Gedichtkreises nun aufgegangen; — und wenn der himmlische Leitstern im Dunst ist geschwunden, — so ist der irdische Zeitstern der Kunst uns gefunden. — Da durchdrang sie der Most der Freude, — und Schläfrigkeit verlies das gewölbte

Augengebäude; — sie verabschiedeten wieder die Stille, — zu der sich hatte geneigt ihr Wille, — und entfalteten neu den Scherz und die Lust, — die sie hatten zusammengefaltet in der Brust. —

Von vielen Werken aus und nach dem Morgenländischen und dem Lehrgedichte: Weisheit des Brahmanen gilt das einmal gefällte Urtheil, daß Rückert darin wie Göthe in seinem Divan mehr als Philosoph und Sprachkünstler, denn als Dichter zu bewundern sei. Eigenthümlich ist es ihm und der ganzen schwäbischen Schule, daß er keine griechischen Versmaße gebraucht und durchaus dem deutschen Reime treu bleibt; wie er indeß die Griechenwelt aufgefaßt habe, zeigt das Gedicht: die griechischen Tageszeiten, das man mit den verwandten Göttern Griechenlands von Schiller zusammenstellen kann, um zu sehen, wie sich die Gedankenbilder der Neuesten von den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts unterscheiden.

Griechische Tagszeiten.

Auf am Himmel wacht Aurora,
Und in Rosen blüht der Ost,
Doch es blickt die schöne Göttin
Nach der Erden ohne Trost.

Her von Idas wald'gem Gipfel
Klaget ein Cicadenton
Der die schöne Göttin mahnet,
Daß der Liebe Glück entflohn.

Einst auf Idas wald'gem Gipfel
Ein trojan'scher Königssohn,
Seines Vaters Herden weidend,
Ging der blühende Titon.

Und Aurora, ihn erblickend,
Warf den duftgewebten Flor
Liebend um den schönen Jüngling,
Hob zu sich ihn leis' empor.

Weihet ihm ihr ew'ges Lieben;
Aber in der Göttin Schoß

Konnt' er doch, der Erdgeborne,
Nicht entgehn dem Erdenlos.

Weil sie ewig jung geblieben,
Muß er altern immerfort,
Und, vom Frühthau stets begossen,
Ist er welkend hingedorrt.

Zur Cicad' ist er geworden,
Und auf Idas Gipfel hoch,
Wo ihn einst die Göttin liebte,
Klagt er um sie immer noch.

Sprüh, o Göttin, deine Thränen
Auf den alten Gatten dort,
Der davon nicht jüngt, und wende
Dann die hellen Augen fort.

Von ägypt'schen Pyramiden
Thut ein andrer Klageton
Dir sich kund, dich auch zu mahnen
An den frühgestorb'nen Sohn.

Aus dem Morgenduft geboren,
Und gesäugt vom Morgenroth,
Steht, zur Säule nun erstarret,
Memnon, scheinbelebt im Tod.

Und die Mutter Morgenröthe,
Die mit Strahlen ihren Sohn
Will erwecken aus dem Steine,
Weckt nur seinen Klageton,

Seiner Mutter Blick empfindend,
Tönet er in's Licht empor,
Seine Sehnsucht steigt in leisen
Seufzern zu der Mutter Ohr.

Schmerzen muß es ihre Liebe,
Kränken muß es ihren Stolz,
Daß noch unter ihrem Kusse
Nie der Stein ins Leben schmolz.

Daß, wie tausendmal die Inbrunst
Ihrer Blicke sich ergoß,
Ihres Lächelns Widerschein nur
Ihm die kalte Wang' umfloß.

Aus der Starrheit ihn zu lösen,
Hat sie schon gehofft so oft,
So vergebens', daß die arme
Kaum es mehr zu hoffen hofft.

Und die schöne Göttin blicket
Von der Erd ab, ohne Trost,
Hüllt den Gram in blasse Schleier,
Und die Rose stirbt im Ost.

Sink' nur, schöne Göttin, wieder
In der Nacht geheimen Schoß!
Glänzend über Deine Spuren
Kommt gefahren Helios.

Sieh', der Tanz geschürzter Horen
Oeffnet ihm des Himmels Thor,
Und, die Flammenrosse zügelnd,
Stürzt er sich mit Macht hervor.

Von der Blendung seiner Strahlen
Ist des Tages Auge voll,
Und die Welt versinkt im Glanze,
Der vom Huf der Rosse quoll.

Doch der helle Gott, er schleudert
Eines ernsten Blickes Groll
Hin nach dem thessal'schen Tempe,
Nach Peneios Fluthgeroll.

Und er denkt vergang'ner Tage,
Wo er ird'scher Liebe voll,
Hier die Ross' am Himmel lassend,
Dort bei Hirten war Apoll.

Und er sieht vor allen Bäumen
Ragen einen Lorbeer hoch,

Und er kennt in der Verwandlung
Die geliebte Daphne noch.

Daphne, die mit kalten Sinnen
Vor des Gottes Glut geflohn,
Und als keine Flucht ihr weiter
War geblieben, ihm zum Hohn

Ihres Busens rege Füllen
In die rauhe Rinde schloß,
Ihre Füße ließ zu Wurzeln,
Arme werden zum Gesproß.

Damals hat ihr unterm Stamme
Noch das spröde Herz gepocht,
Als der Gott aus ihren Locken
Einen Kranz für seine flocht.

Und so hat zu tausendmalen
Ihr seitdem das Herz gepocht,
Ob sich Kränz' erfang' ein Dichter,
Ob ein Held sich Kränz' erfocht.

Doch von seinem Strahlenwagen
Sieht der Gott sie an, und grollt
Die ihm todt nun angehöret,
Und es lebend nicht gewollt.

„Ob du gleich Dich mir gesträubet,
Mir Dich sträubest immer noch,
Wie ich damals Dich geliebet,
Dich noch lieb' ich immer doch.

Und so lang mein ew'ger Wagen
Uebers Grün der Schöpfung rollt,
Will ich stets ums Haupt Dir legen
Meiner Strahlen schönstes Gold."

Spricht es, und aus vollen Händen
Seiner Lichter Glanzgeflock
Streuet er auf des geliebten
Baumes sprossendes Gelock.

Doch im Spiel der Morgenlüfte
Fliehn die schlanken Zweige so
Vor des Gottes lichten Küssen,
Wie vor ihm einst Daphne floh.

Seinen hellsten Liebeslichtern
Trotzt des Laubes dunkler Spott,
Und von seinem spröden Liebling
Wendet sich erzürnt der Gott.

Mit dem Athem der Entrüstung,
Gibt er seinen Rossen Sporn,
Und die steilern Himmelsbahnen
Fährt er auf im hellen Zorn.

Doch von eines Gartens Beete,
Wo ein ganzer Blumenflor
Zum entflammten Gott im Mittag
Seelen sterbend haucht empor,

Richten zwei besond're Blumen
Auf sich unter'm andern Chor,
Tragen mit den letzten Düften
Leise Liebesklagen vor:

„Ich einst ein Spartanerknabe,
Hyakinthos, — weißt Du noch,
Wie sich Deine lichte Schönheit
Neigte mir aus Himmeln hoch?

Als Aurora selbst mit Staunen
Niedersah vom Morgenroth,
Wo Du frühwach schon mich suchtest
Am spartanischen Eurot.

Als Dein goldner Sonnenwagen
Leer am leeren Himmel flog,
Und Du mit mir badend standest
In Eurotas Flutgewog.

Wie anstatt der Strahlenwirbel
Dann um Dich die Rennbahn stob,

Und anstatt der Sonnenscheibe
Deine Hand den Diskos hob.

Damals unter Deiner Leitung
Hab' ich jede Kunst erprobt,
Und die Lernbegier des Zöglings
Hast Du nachsichtsvoll gelobt.

O wie hab' ich mich am Lächeln
Deiner Mienen da gesonnt,
Und es thaten Deine Blicke,
Was nicht meine Kraft gekonnt.

Aber wenn Dein helles Antlitz
Ueberflog ein rascher Groll;
Wie verfinstert war der Himmel
Meiner Seele, o Apoll!

Doch ich denke nun des Tages,
Wie mein schöner Pädagog
Stand vor mir in solchen Strahlen,
Daß mein Aug' sich trunken sog.

Wie zum Schwung die Scheib' erhebend,
Er sich herrlich rückwärts bog;
Ach, ich merkte nicht, geblendet,
Daß nach mir die Scheibe flog.

Doch dem Wurf des Sonnengottes
Unterlag der ird'sche Stoff,
Als von den zerquetschten Schläfen
Mein verblutend Leben troff.

Von dem Purpur meiner Jugend
Färbte roth sich der Eurot;
Doch, durch seine Thränen lächelnd,
Sah der Gott mich an im Tod.

Und ich ging, ein Blumenleben,
Neu an seinem Blick hervor,
So im ew'gen Tode suchend,
Was im Leben ich verlor.

Und wie dort des Gottes Liebe
Meine Jugend einst entflort,
So noch jeden Mittag sterb' ich
Vom geliebten Strahl durchbohrt.

Sende mir aus Deiner Höhe
Eines Blickes Glanzgeschoß,
Denn in deinen Flammen wieder
Will ich sterben, Helios!"

Und der Gott, im Zweifel schwebend
Ob dem goldnen Wagenjoch,
Seine Blicke hallen wollend,
Senkt er sie zur Erde doch.

Aber wie er will verüben
Mit dem Blick den Liebesmord,
Wird dagegen eifersüchtig
Laut ein andres Blumenwort:

„Ihr nicht, sondern mir die Strahlen,
Ihr nicht, sondern mir den Tod!
Meine eifersücht'gen Qualen
Sieh', o glänzender Despot!

Nebenbuhlerinnen dulden
Lernt' ich niemals, weißt Du wohl
Wie Du deine Liebeshulden
Mir entzogest, hoher Sol?

Das Bewußtsein nicht entreißen
Konnt' ein Tod mir: weißt Du wohl?
Klytie war ich geheißen,
Und Du warest mein Idol.

Damals nur um Deine Strahlen,
Als um ihres Lebens Pol,
Drehte sich in Liebesqualen
Meine Seele, hoher Sol!

Und ich zürnte der Vergeubung
Meines süßen Liebeshorts,
Wenn Du Deine hellen Blicke
Ließest lieben anderorts.

Und ich bebte, wenn am Himmel
Du Dein goldnes Haupt nur bogst,
Daß Du mir entziehen würdest,
Was Du endlich mir entzogst.

Weißt Du, wie Du meine Liebe
Mit Leukothea betrogst,
Leben, das aus Deinen Augen
Ich nur sog, aus ihren sogst?

Ach, was half es, daß ich einer
Nebenbuhlin Dich entzog,
Wenn ich selbst dadurch auf ewig
Mich um Deine Hand betrog.

Seit dem Tag mit keinem Strahle
Auf mich nieder sah mein Gott,
Wenn er über mir am Himmel
Spornte seiner Rosse Trott.

Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du aus dem Osten flogst,
Schmachtend zu Dir aufwärts blickt' ich,
Wenn Du auf zum Mittag zogst.

Schmachtend aufwärts blickt' ich, wenn Du
Mit der Fahrt nach Westen bogst,
Schmachtend aufwärts, bis Du wieder
Glänzend aus dem Osten flogst.

Wie Du stiegest, wie Du sankest,
Wie Du wieder neu Dich hobst
Wie Du Deine Liebesfunken
Ueber all die Schöpfung stobst;

Ach ich sah, daß Du nur meinem
Blick mit Wolken Dich umwobst,
Wie Du stiegest, wie Du sankest,
Wie Du wieder neu Dich hobst.

Nun ist Klytie verschmachtet,
Und ich blüh' als Heliotrop
Zürnst Du Deiner Sonnenwende,
Daß zur Sonn' ihr Haupt sich hob?

Wie Du stets Dich ab mir wendest
Nach Dir wend' ich stets mich doch:
Gib, eh Du ins Meer Dich senkest,
Gib den letzten Blick mir noch!"

Und der Gott, der stets ihr zürnet,
Gab den letzten Blick ihr doch,
Und ins Meer dann ließ er tauchen
Seiner Rosse Glanzgejoch.

Schlaget nun, ihr kühlen Fluten,
Still um diese Flammenloh,
Schlagt zusammen um die Gluten,
Denen unser Gott entfloh.

Liebesqual und Liebeswonnen,
Liebessehnsucht, Liebeshohn,
Allem ist der Gott entronnen,
Der in euren Schoß geflohn.

Und nun athme tiefen Schlummer
In dem duft'gen Meeresschoß,
Bis des Tagwerks Lust und Kummer
Neu Dich wecket, Helios!

Aber, nun in feuchter Tiefe
Ruht Dein strenger Bruder so,
Komm nicht seinen Lichtblick scheuend,
Schwester-Göttin, dämmerfroh!

Luna! im azurnen Meere,
Dessen Rand der Horizont,
Schwimm herauf durch Sternenwogen,
Und Dein Nachen sei der Mond.

Tilge Du die glut'gen Spuren
Deines Bruders lind und hold;
Sättige mit Deinem Silber,
Was verschmachten ließ sein Gold.

Sieh', ein sonnenbranderlegner,
Glutgeknickter Blumenflor
Richtet sich an Deiner Strahlen
Milden Stützen leis' empor.

Und, ein Liebeduftnetz webend,
Ordnen sie im Kreis sich schon
Um ein Lager, wo auf Latmos
Schlummert Dein Endymion.

O du Sonnenbrandentnommner,
Wacher Lebensmüh' entflohn
Ewig Schlummerduftumschwommner,
Seliger Endymion!

Wie der Tag auf Erden toset,
Deinen Schlummer bricht kein Ton;
Wie das Licht verrätherisch koset,
Du erwachest nicht davon.

Hoch auf himmelan erhobnem
Karischem Gebirgesthron
Hüllt die Nacht mit sterngewobnem
Schleier ewig ihren Sohn.

Durch den Schleier nie gedrungen
Ist Dein Glutblick, Helios!
Ihn zu heben, ist gelungen
Deiner keuschen Schwester bloß.

Wenn aus Lüften Luna grüßet,
Decket ihren Schlummersohn
Auf die Nacht, und Luna küsset
Deinen Traum, Endymion!

Sterne lauschet! Lüfte schweiget!
Und Ihr Blumen, athmet bloß!
Denn die keusche Göttin steiget
In des ew'gen Schläfers Schoß.

Laß den duft'gen Schleier wallen,
Mutter Nacht! sie nahet schon.
Laß den duft'gen Schleier fallen
Ueber sie und Deinen Sohn.

Leise sei er festgezogen
Der geheimnißvolle Flor;
Denn schon dort am Himmelsbogen
Tritt Aurora neu hervor.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland geb. 1787 in Tübingen, studierte die Rechte, ward 1808 Advokat, unternahm 1810 eine Reise nach Paris, wo er die Schätze der altfranzösischen Poesie aufsuchte und zu seinen Lieblingsstudien benützte, denn der Geschichte des Mittelalters und der Poesie widmete er alle seine freien Stunden. Es erschienen schon seit dem Jahre 1804 von ihm in Almanachen und Zeitschriften Lieder und Balladen; dennoch stellen wir ihn unter die Dichter der neuesten Periode, weil die Ausgabe seiner sämmtlichen Gedichte erst 1814 erschien, und er auf die neueste Dichterwelt den entschiedensten Einfluß hatte und in seiner ganzen Richtung in dem mittelalterlichen Ideenkreise, der Heimath unserer neuern schwäbischen Schule, verharrte. In dem Jahr 1813 rief auch er das deutsche Volk zu den Waffen, und sang:

Lied eines deutschen Sängers.

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei:
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mir Alles Tand:
Das Heerschild ist erklungen,
Der Ruf: für's Vaterland!

Man sagt wohl von den Katten:
Sie legten Erzring' an
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann.

Ich schlag' den Geist in Bande
Und werf an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldenmuth,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm:
Doch möcht ich Eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Es ist ihm das Glück zu Theil geworden: zu singen des deutschen Volkes Siege, und wie ernst mahnend ist sein Lied:

Am 18. Oktober 1816.

Wenn heut ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich:

„Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer,
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer!
Wohl müssen Geister niedersteigen,
Von heil'gem Eifer aufgeregt,
Und ihre Wundenmale zeigen,
Daß Ihr darein die Finger legt."

„Ihr Fürsten! seid zuerst befraget:
Vergaßt Ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem Ihr auf den Knieen laget
Und huldigtet der höhern Macht?

Wenn Eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an Euch nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt.

Ihr Völker! die Ihr viel gelitten,
Vergaßt auch Ihr den schwülen Tag!
Das Herrlichste was Ihr erstritten
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt Ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich Nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn Ihr das Recht nicht festgestellt.

Ihr Weisen! muß man Euch berichten,
Die Ihr doch Alles wissen wollt,
Wie die Einfältigen und Schlichten
Für klares Recht ihr Blut gezollt?
Meint Ihr, daß in den heißen Gluten
Die Zeit, ein Phönix, sich erneut,
Nur um die Eier auszubruten,
Die ihr geschäftig unterstreut?

Ihr Fürstenräth' und Hofmarschälle,
Mit trübem Stern auf kalter Brust,
Die Ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle
Wohl gar bis heute Nichts gewußt,
Vernehmt! an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht,
— Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Was ich gesollt', hab' ich gesungen,
Und wieder schwing ich mich empor,
Was meinem Blick sich aufgedrungen,
Verkünd' ich dort dem heil'gen Chor:
Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz."

Ja so oft ihm die Muse seiner frühesten Jugend, die von Natur, Liebe, Elfen und alten Helden sang, nahte, wies er sie um diese Zeit strenge zurück; hat er auch dem ersten Kampfe, dem Kampf im Waffenfelde nicht beigewohnt, dem härtern, der nun beginnen sollte, dem Kampf für des Volkes „altes Recht" weiht er sein Lied und sein Leben.

Das neue Märchen.

Einmal athmen möcht' ich wieder
In dem gold'nen Märchenreich;
Doch ein strenger Geist der Lieder
Fällt mir in die Saiten gleich.

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heiße Recht;
Auf denn Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!

Und dann:

Aussicht.

Wird das Lied nur immer tönen
Mit dem ernsten, scharfen Laut?
Und das Feld des heitern Schönen
Bleibt es forthin ungebaut?

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Mittlerweile war Uhland Professor in Tübingen geworden und bald hernach zum Deputirten der würtembergischen Landstände gewählt. Wie er da sein Wort lösete: für das Recht zu sprechen, für das alte gute, ist allbekannt; er entsagte, um dies in einem zweiten Landtage wieder zu dürfen, der Professur und lebte seitdem der Sagenforschung, in seinem Vaterlande und ganz Deutschland allverehrt und allgeliebt, denn seit Schiller hing das Volk an keinem Dichter so, als an ihm. Was ihm aber diese Liebe gewann, ist das reiche, das deutsche Gemüth, das ihm inne wohnt, und das er in alle seine Dichtungen zu legen versteht und bei ihm Verstand und Phantasie ganz durchdringt. Diese Gemüthlichkeit war in seiner frühesten Jugend (er dichtete schon in seinem siebzehnten Jahre Vollendetes), ehe sie noch zur Harmonie mit den übrigen Seelenkräften gelangte, ganz die deutsche Sentimentalität, die mannigfach von der Außenwelt verletzt so gerne klagt und er selbst sagt in seinem Vorworte zur ersten Auflage von seinen Gedichten:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.

Eine elegische Wehmuth klingt durch seine Frühlings-, Abschieds- und Wanderlieder und wenn er Minne und Freundschaft singt und von den sanften Tagen und von der Mohnblüte. Ein ächter Romantiker erscheint er uns in seiner Liebe zur Natur. „Ludwig Uhland" sagt G. Schwab*) „liest in dieser Natur mit dem Auge seines Gemüthes, wie auf dem Antlitz einer Geliebten, wie in einer vertrauten Menschenseele; seine Phantasie nährt sich von ihren Erscheinungen, weil sie Symbole des menschlichen Gemüthes sind; alle ihre Anschauungen verarbeitet er zu Gedichten; die ganze Natur vermenschlicht sich ihm, aber nicht lieblich, wie bei den Alten, sondern sie wird bei ihm persönlicher Geist." Auch die Romantiker, besonders Tieck und Novalis, lehrte diese Natur Liebe, doch verloren sie sich meist so sehr

*) Siehe Moosrosen. Taschenbuch v. 1826.

in ihr, daß sie nicht den Weg zurückfanden zur Menschenwelt; wie klar sieht Uhland's Auge von seinen Blumen und seinen Auen auf, und wie bei Göthe ist Alles stets offenes, aller Welt verständliches und allheimliches Gefühl, was aus seinen Liedern singt. Eben so ist aber auch seine Andacht nicht eine gereimte Katechismuslehre, nicht erzwungene Psalterei oder breite Empfindelei von Morgen= und Abendopfern, sondern es ist das innigste Gefühl der Frömmigkeit; wie im Gesange der Nonnen, in Schäfers Sonntagslied, in der verlornen Kirche, ja in allen seinen Poesien ists der ernste, reine, sittsame und fromme Sinn, der uns Deutschen so lieb und erbaulich ist, wir mögen ihn in Feld und Flur, oder in Kirche und Schule, zu Hause oder in der Fremde, hören. — Mit der Gemüthlichkeit ist dann auch der Humor, nicht der vernichtende, in Verzweiflung oder Liederlichkeit geboren, der ächte, deutsche, gesunde Humor verbunden z. B. in: Abreise, Auf einen verhungerten Dichter, Metzelsuppenlied, Trinklied, Entschluß, die Zufriedenen u. a. m.

Doch nicht nur im Lyrischen, auch im Epischen und Dramatischen ist Uhland Meister. Wer ist wie er in Romanzen und Balladen Göthen so nahe gekommen? Wer hat den naiven Volkston so getroffen? Erstlich das Sinnlichzarte der französischen Romantik, von der er singt:

In den Thalen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder inniger Genossen.

Blütenglanz und süße Minne
Konnt an ihm den Vater zeigen,
Herzensglut und leises Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Der Waller, Bertrand de Born, Dürand, des Sängers Fluch gehören hieher und sind zugleich das Gelungenste seiner Erzeugnisse. In Sängers Fluch wird, wie in den Kranichen des Ibycus, die Würde und Hoheit des Dichters be=

sungen, — ein Lieblingsgegenstand Uhlands, der in mehreren Gedichten, am strahlendsten in folgendem erscheint:

Gesang und Krieg.

1.

Wühlt jener schauervolle Sturm aus Norden
Zerstörend auch im frischen Liederkranze?
Ist der Gesang ein feiges Spiel geworden?
Wiegt fürder nur der Degen und die Lanze?
Muß schamroth abwärts flieh'n der Sängerorden,
Wann Kriegerscharen ziehen im Waffenglanze?
Darf nicht der Harfner, wie in vor'gen Zeiten,
Willkommen selbst durch Feindeslager schreiten?

Bleibt Poesie zu Wald und Kluft verdrungen,
Bis nirgends Kampf der Völker Ruhe störet,
Bis das vulkan'sche Feuer ausgerungen,
Das stets sich neu im Erdenschoß empöret:
So ist bis heute noch kein Lied erklungen,
Und wird auch keins in künftger Zeit gehöret.
Rein über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede,
Gleichwie in Goldgewölk, der ew'ge Friede.

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe,
Gleich ewig in erhabner Herrlichkeit,
Wie in der tiefen Lieb' und stillen Güte,
Gleich ewig in des Ernstes Düsterheit,
Wie in dem Spiel und in des Scherzes Blüte,
Ob Donner rollen, ob Orkane wüthen,
Die Sonne wankt nicht und die Sterne spielen.

Schon rüsten sich die Heere zum Verderben,
Der Frühling rüstet sich zu Spiel und Reigen;
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten werben,
Indeß die wilden Winterstürme schweigen;
Mit Blute will der Krieg die Erde färben,
Die sich mit Blumen schmückt und Blütenzweigen:
Darf so der ird'sche Lenz sich frei erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen.

2.

Nicht schamroth weichen soll der Sängerorden,
Wenn Kriegerscharen ziehn in Waffenglanze:
Noch ist sein Lied kein schnödes Spiel geworden,
Noch ziert auch ihn der Degen und die Lanze;
Wohl schauervoll ist jener St[illegible]s Norden,
Doch weht er frisch und stärkt zum Schwertertanze.
Wollt Harfner, Ihr durch Feindeslager schreiten,
Noch steht's Euch frei — den Eingang zu erstreiten.

Wann: Freiheit! Vaterland! ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren,
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neu geboren.
Hat Aeschylos, deß Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Lied erkoren?
Cervantes ließ, gelähmt, die Rechte sinken
Und schrieb den Don Quixote mit der Linken.

Auch unsers deutschen Liedertempels Pfleger,
Sie sind dem Kriegesgeiste nicht verdorben.
Man hört sie wohl, die freud'gen Telynschläger,
Und mancher hat sich blut'gen Kranz erworben.
Du, Wehrmann Leo, Du, o schwarzer Jäger,
Wohl seid Ihr ritterlichen Tod's gestorben!
Und Fouqué, wie mir Du das Herz durchdringest!
Du wagtest, kämpftest — doch Du lebst und singest.

Den Frühling kündet der Orkane Sausen,
Der Heere Vorschritt macht die Erde dröhnen,
Und wie die Ström' aus ihren Ufern brausen,
So wogt es weit von Deutschlands Heldensöhnen;
Der Sänger folgt durch alles wilde Grausen,
Läßt Sturm und Wogen gleich sein Lied ertönen.
Bald blüht der Frühling, bald der goldne Friede,
Mit mildern Lüften und mit sanfterm Liede.

Zu den lyrischen Romanzen gehören: Entsagung, die Nonne, der Schäfer, das Schloß am Meere, der Räuber u. a.; ganz zum Volksliede und also mehr zum Epischen nei-

gen sich: des Goldschmieds Töchterlein, der Königssohn, des Wirths Töchterlein, der junge König und die Schäferin. Seltener waltet bei ihm das Phantastische der Ballade, wo es sich aber findet, wie im: Harald, Junker Rechberger, das Nothhemd, das Glück von Edenhall, der schwarze Ritter, da ist es meisterlich gelungen und im Unstern und den Zechbrüdern spielt auch sein Humor.

Außer diesen epischen Formen, die alle mehr oder minder lyrisch und der idealen Anschauung verwandt und mithin sentimental sind, hat Uhland auch im Epischen sich gezeigt, wir meinen die historischen Heldenlieder (Mähren nennen sie die Einen, Andere nach Homer Rhapsodien) und so beginnt er z. B. sein Lied von Eberhard Rauschebart:

Ist denn im Schwabenlande &c.

Darauf folgen einzelne Begebenheiten oder Abenteuer aus dem Leben Eberhards, und Alles wird, kleine Züge und Nebendinge abgerechnet, mit historischer Treue einfach, ruhig und doch lebendig erzählt, so daß die Helden ganz gestaltig (plastisch) vor uns aufsteigen und kämpfen und so die Geschichte zur Poesie, die wirklichen Helden zu idealen Gestalten sich erheben. Das ist die Epik Homers, so ist das Nibelungenlied und im Versbau dieses Liedes hat auch unser Dichter seine Mähren erzählt und wie es ihm gelungen sei, mag man ersehen, wenn man frühere historische Gedichte z. B. Graf Eberhard von Schiller vergleicht. Bei Uhland ist kein rhetorischer Schmuck, kein Schwall von Empfindung, keine breite Schilderung, weder Landschaftsmalerei noch Portrait's, woraus zu schließen, welch ein poetisches Talent dazu gehöre, ohne alle diese Mittel so viel poetisches Leben zu erzeugen. Außer den Eberhard'schen Heldensagen hat Uhland noch andere, z. B. klein Roland, Siegfrieds Schwert, Schwäbische Kunde, Schenk von Limburg, Taillefer gedichtet; hätte es ihm doch gefallen, ein ganzes Heldengedicht zu schreiben, er war der Dichter, der uns ein neues Nibelungenlied schenken konnte. Noch ist zu erwähnen Fortunat, das aber ein Bruchstück geblieben. Ist seine allzu-

strenge Selbstkritik Schuld, daß er es nicht vollendete, daß er überhaupt so wenig nur gegeben aus seinem reichen Dichterschatze? Die Neigung deutscher Gelehrten nicht nur eine Fülle von Kenntnissen, sondern auch vielfach Schulformen und in allen Erwerbnissen Gründlichkeit zu erringen, hat auch ihn dem Weltleben und der Poesie wie es scheint entzogen. Dies ist auch die Ursache, warum seine trefflichen Dramen nicht den Erfolg erlebten, den sie ihres poetischen Lebens, ihres vaterländischen und hohen Sinnes wegen verdienen. Dichter wie Uhland, (was ja auch von Göthe, selbst von Schiller gilt) sollten in großen Städten wohnen, wo Welten ihre Schätze tauschen, wo lärmend der Markt, in großer Bewegung das Volk, glänzender Hof und große Charaktere unter der Menge wandeln. So hatte es Shakespeare und darum sind seine Dramen noch jetzt so effektreich. Freilich tummeln sich manche Kotzebues in großen Städten herum und studieren noch weit weniger als jener Britte, ohne nur so viel Drastisches zu erzeugen, als Uhland, allein es sind dies eben eine Art von Talenten, die sich mit Allgewalt selbst zu Dichtern machen wollten. Uhland hat bisher nur zwei Dramen gedichtet: Ernst, Herzog von Schwaben und Ludwig der Baier, beide haben vaterländischen Stoff und beide sind auch so ganz in vaterländischer Gesinnung empfangen und erzeugt, und wir kennen nur wenige Schauspiele, wo das deutsche Gemüth so innig ausgesprochen, wo deutsche Treue so kräftig und lebendig dargestellt wäre. Denn diese Nationaltugend liegt diesen Kunstwerken zu Grunde und es ist der erste gelungene Versuch seit Göthe, nach Art der Griechen, ein Drama, ohne Frauenliebe anziehend zu machen. Im Ernst von Schwaben ist wohl die Liebe im Hintergrunde der Handlung, doch kommt die Minnigliche nicht einmal aufs Theater, der Held erwähnt ihrer nur, da er ihrem Vater auf seiner Flucht begegnet und gleichsam im Vorbeigehn, unter andern was sie reden, sagt er:

Nur Eines bitt' ich, sag es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,

Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume lebt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt ich nichts,
Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag,
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat sie eines Morgens freundlich mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt,
Und selbst der Blindheit mächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
„Mein Aug ist trübe worden — hob sie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl. (Ab.)

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,

Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der tröstend in mein Kerkergitter schien!
An dieses Weibes liebevoller Brust
Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

Das ist Alles, was von Liebe handelt; in Zeiten und Lagen wo der Edle von der Arglist und Gewalt Verfolgung leidet, müssen die zärtern Gefühle im Busen schweigen, sein Herz sich mit Muth und Kraft zum Kampfe rüsten. Dafür ist es die Freundschaft, die die Helden Ernst und Werner trägt und hält und nur im letzten Kampfe, im Tode endet. Die unerschütterliche Treue des wildherzigen Werner wie rührend, wie ergreifend! Sollte es nicht ein würdigeres Schauspiel sein, zu sehen einen Mann, aus Liebe für einen Mann zu entsagen Allem, was auf Erden Menschen beglückt und kämpfend zu sterben, als die Helden unserer meisten Dramen wie Romeo oder Ferdinand (in Kabale und Liebe) für ein Mädchen in der Blüte ihres Mannesalters nach langem Gewimmer und Gejammer elendiglich verkommen?

Dieselbe Freundschaft, doch nicht untergehend, siegend, und trotz aller Gewalten ausharrend, ist auch in Ludwig dem Baier zu schauen, wo zwei Jugendfreunde, Ludwig und Friedrich als Gegenkaiser sich befehden, der besiegte und gefangene Friedrich nach Hause kehrt, mit dem Versprechen wieder in die Haft zurückzukommen, wenn seine Partei nicht Frieden halten sollte, dann wirklich kommt und Ludwig gerührt von solcher Treue ausruft:

Du ein Gefangener? nein! du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert der Purpur seinen Glanz

Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an und jetzt
Ist mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir bess're Wege, damals hatten wir
Die Schlüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum.
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist.
Und wie es vor mir steht, verkünd ich dir's
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's Beide haben als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein.
Und ungeschieden bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode, nehm' ein Grab uns auf!

Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.
(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser große Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich faſſ' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann Dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann?
Genug es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühls und werfe mich an Deine Brust.

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk.

Wir enthalten uns über die Schönheiten dieses Schauspieles mehr zu sagen und verweisen auf Wienbarg's Schrift: die Dramatiker der Jetztzeit. Erstes Heft. Jedenfalls ver-

dient der Verfasser seiner Begeisterung für Uhland wegen volle Anerkennung und wir stimmen ihm gerne bei, wenn er sagt:

„Wie schön steht dem hochgewachsenen deutschen Wesen der strenge und keusche Faltenwurf Albrecht Dürerscher Gestalten. Da steht Uhland, der Jüngling, der Dramendichter. In dieser Beleuchtung muß er aufgefaßt werden. Dramatische Grundharmonie, die nur deutscheiniges Wesen wiedertönt, ohne die leiseste fremdartige Störung. So als Balladendichter, so als Dramendichter. Er ist kein Genie, oder wenn man will, sein Genie hat nichts Persönliches, er ist gleichsam der geschichtliche Genius deutscher Poesie. An Glanz, Reichthum, Flug, leidenschaftlichen Vibrazionen, Dialektik, übertrifft ihn Mancher. Selbst die lebhafteren Farben, welche die Sympathien des Augenblicks gewähren, gehen ihm ab, ihm ist nicht heiß, nicht fiebrisch, ihm ist, wie Göthe und dem Fischer, kühl bis an's Herz hinan. Erreicht seine Dramatik nicht die leidenschaftliche Wärme, die Manche für unerläßlich halten — die Deutschen mögen, daß ihre Dichter sie vergessen machen, daß sie Deutsche sind — so trägt sie auch keine Schminke auf den Wangen, so ist sie ohne gestohlene Reize. Kein Geniespringer, geht sie einfältig, sinnig, klar und herzig einher. Harte Stirn und weiche Locken. Auf der Stirn den Zug des Gedankens und der Erinnerung. In den Locken den Duft des Morgens im Gebirge, und den leisen, leisen geisterhaften Anhauch von dem verwitternden Gestein der Felsruine, in der eine poetische Liebhaberei in der verwichenen Mondscheinnacht ihr Lager suchte. Wißt ihr nun, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es ist die lautere wesenhafte, unter der Oberfläche meist trostloser Erscheinungen und von außenher angeflogener flitterhaften Bildung, durch das ursprüngliche geistige Leben sich hinziehende und die Wünschelruthe an die goldhaltigsten Adern der Nation anschlagende, deutschdramatische Poesie." —

So ist Uland, der so treu in Göthe's Fußstapfen getreten, daß er plastische mit sentimentaler Dichtung und den naiven Volkston mit dem heitersten Humor und deutsche Gemüthlichkeit zu verweben wußte, aber auch zugleich eine über alle Vorurtheile erhabene Gesinnung zeigte. Weil er aber auch über die erst im neunzehnten Jahrhundert eröffneten Schätze der mittelaltrigen Epik gebot,

hat er noch den Vorzug eines altdeutschen Rhapsoden und wird also durch diese vielfache Richtung seines Genies das Vorbild der neuern Dichter, die alle wetteifern, ihm ihre Liebe und Achtung zu bezeugen.

Die übrigen Dichter der schwäbischen Schule.

Zu den Dichtern die neben Rückert und Uhland, im alten Dichterlande Schwaben, nicht jene phantastische Verstandes-Romantik welche Tieck nnd Schlegel, wohl aber die ächte alte Minnepoesie voll Gemüthlichkeit, Natur und Einfalt wieder erweckten, gehören: Gustav Schwab, Justinus Kerner, Gustav Pfizer, Karl Mayer, ja auch die Schweizer Rudolf Tanner und Emanuel Fröhlich.

Den ersten Platz neben Uhland nimmt Gustav Schwab (geb. 1792 zu Stuttgart, jetzt Pfarrer in Gomaringen) als trefflicher Sänger historischer Sagen und Legenden ein. Seine größten Werke in dieser Gattung sind Robert der Teufel, der Appenzellerkrieg, die heiligen drei Könige u. a. m. Doch wir lieben ihn auch in seinen kleinern Gedichten, wovon wir folgende herausheben: die Schöpfung am Bodensee, des Fischers Haus, der Reiter und der Bodensee, das Gewitter, Elsbeth von Eabr, das Mahl zu Heidelberg, wo er sich meist zur Ballade neigt und sein Riese von Marbach, wo er dem großen Landsmann Schiller im Volkstone ein ehrend Denkmal setzte.

Justinus Kerner (geb. 1786 zu Ludwigsburg, Uhlands vertrautester Freund, jetzt Arzt in Weinsberg) ist mehr lyrisch als episch und trotz seiner innern Seelenharmonie und schwäbischen Heiterkeit, so wie er in die Harfe greift, bis zum Krankhaften kläglich und voll trüber Anschauung und in diesem trüben Spiegel zeigt er uns auch die Natur, in die er tiefe Blicke thut, doch immer das Nächtlichste zu gewinnen weiß. So sind seine: stillen Thränen, Waldleben, Rath im Mai, Sehnsucht, selbst seine epischen

Gedichte: Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe und die zwei Särge. Heiterer sind sein: Trinklied zum neuen Wein, Wanderlied, dann zuschreitend und lebensmuthig sein: Vorwärts und sein Bürgerwall. Seine Seherin in Prevost und was er sonst als Arzt mit Magnetismus und Geisterbeschwörung treibt, ist aber eine Sünde an seinem edlen Geiste, die er auszutilgen schuldig ist.

Gustav Pfizer, geb. zu Stuttgart 1809 ein Dichter der Reflexion, die aber durch die redliche und volle deutsche Empfindung von der sie begleitet wird, und die den einfachen Ton seiner Lyra angibt, oft rein poetisch wird, und darum anspricht, weil ihr nichts Menschliches fremd und alle Bezüge zum Vaterlande theuer sind.

Karl Mayer, geb. 1786 zu Neckarbischofsheim, lebt in Waiblingen, eine wahre deutsche Lerche, die freudig auffliegt aus dem blühenden Kornfelde und hoch in Lüften ihr lebensmuthiges Lied erklingen läßt, z. B.

Naturgeschäftigkeit.

Vogelflug
Und Wolkenzug,
Wiesenblühn
Und Waldesgrün
Locken aufwärts, locken nieder
Augen, Wünsche, Herz und Lieder.

Die Blumen.

Blumen, Eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet Ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düfte,
Und der Vogel fänd' Euch taub,
Der Euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglücket nur,
Selbst verwaist von der Natur?

Doch, wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Sel'ge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

Ihm gleicht Rudolf Tanner, geb. 1794 in Aarau, lebt daselbst als Präsident des Obergerichts, nur berührt zuweilen auch Klage sein Seitenspiel, es ist aber eine stille, sanfte Klage und immer auch Trost dabei.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
„Ach, wie rasch ist dieses Wandern!"
Und die zweite sagt zur dritten:
„Kurz gelebt, ist kurz gelitten."

Heimzug.

Daß die Heimath sie erreiche,
Hebt die Taube Blick und Flug;
Nach dem süßen Himmelreiche
Hat die Seele ihren Zug.

Emanuel Fröhlich, geb. 1796 in Brugg in der Schweiz seit 1835 Hilfsprediger und Lehrer in Aarau, hat eigenthümliche Fabeln gedichtet, deren Stoff er der Natur entnommen, z. B.

Freiheitspresse.

Die vom Katzenhause rühmen
Ihres Leuen Herrlichkeit,
Der gedämpft der ungethümen
Schäferhunde Widerstreit.

„Aber", sagt darauf der Leu,
„Besser hat es doch der Hai;
Stets in Nacht kann der regieren
Und bei lauter stummen Thieren."

Gleichzeitige Dichter in Norddeutschland.

In eigenthümlicher Richtung, theils an die frühere Romantik angelehnt, theils mehr nur an Göthe selber haltend, und meist in der letzten Zeit in den Ton der schwäbischen Schule einstimmend, gab es auch in Norddeutschland einige ausgezeichnete lyrische Dichter, unter denen wir blos Chamisso, Eichendorff, Wilhelm Müller, Kind, Lappe, Pape, die Gebrüder Follen, und Smets nennen.

Adalbert von Chamisso geb. 1781 in Frankreich, verließ während der Revolution sein Vaterland, trat 1798 in preußische Kriegsdienste, wurde 1810 als Professor zurückberufen, kehrte aber schon 1812 in sein zweites Vaterland zurück, machte in den Jahren 1815 bis 1818 als Naturforscher eine Reise um die Welt mit, und lebte dann als Mitglied der Akademie und Custos des botanischen Gartens in Berlin, wo er im Jahr 1838 auch starb. In seinen frühern Dichtungen hing er noch an der ältern Romantik, befreite sich aber dann von dem Nebelhaften dieser Schule und näherte sich immer mehr der Uhlandischen Muse. Merkwürdig ist wie in diesem Manne Franzosen= und Deutschthum kämpfte, so daß Er= steres in vielen seiner epischen Gedichte die Oberhand gewinnt, denn

so sehr er selbst voll deutscher Milde und versöhnender Natur im Leben war, sucht er doch in seinen Poesieen allermeist gräßliche und schauderhafte Stoffe. Diese seine Doppelnatur als Franzose und Deutscher schildert er in dem reizenden Märchen: Peter Schlemihl oder der Mann ohne Schatten. Er schrieb dies Gedicht im Jahr 1813, wo er mit Verzweiflung oft ausrief: die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins, da er nicht gegen sein Vaterland kämpfen wollte. Er selbst ist dieser Schlemihl, dem der Schatten, die Nationalität, das Bewußtsein des Vaterlandes, fehlte. Indessen haben wir auch von diesem höchst anspruchlosen Dichter viele treffliche, ja lebensheitere Lieder wie z. B.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen die Blumen genung;
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Und fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au,
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein,
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was soll es denn sein,
Mir ist, wie den Vögeln zu Muth.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen die Bäume genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Und fühle so frisch mich so jung.

Seine liebenswürdige Bescheidenheit beweist aber sein Gedicht: der Nachhall, wo er unter andern singt:

„Ich danke Dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast in dieser ernsten stürm'schen Zeit
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz,
Und hast mitfühlend mir die eignen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust

Reich, überschwänglich reich gelohnt. Hab Dank!
Ich sang ja nur, so wie der Vogel singt."

Trefflich ist auch sein Zuruf an die Dichter, die er frei sein heißt wie der Vogel, doch nicht Erwerbes halber dichten sollen sie, sondern im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen:

„Wenn aber schlägt die Abendfeierstunde
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte schüttelt
Von Euch die Sorgen, frei erhebt das Haupt
Und frei belebt die heilge Nacht mit Tönen;
Ruft in den Schlafenden die Träume wach
Die Träume jener Welt, die in Euch lebt; —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!"

Joseph Freiherr von Eichendorff geb. 1788 zu Lubowitz in Schlesien; trat 1813 als freiwilliger Jäger in die Reihen der vaterländischen Streiter, bekleidete nach geschlossenem Frieden mehrere Staatsämter und lebt als k. preußischer Regierungsrath zu Berlin. Trefflich charakterisirt ihn Kühne, wenn er sagt: „Er ist eine außerordentlich liebenswürdige Offenbarung deutscher Geisteswelt, gesund und tüchtig, frisch und innig, bis zur Musik weich und träumerisch, und bis zum Humor fröhlich und frei. So was man ein gutes Herz nennt, das bezeichnet Eichendorffs Stimmung, ein gutes Herz, das, weniger um die Strömungen des Geistes bekümmert, sich der Natur in die Arme wirft und aus ihr den Geist herauszufühlen meint, den Geist, die Liebe, die Religion und alle hellen Freuden und alle dunkeln Gefühle des Lebens. Und diese Muse mit dem guten Herzen hat ein sehr feines Ohr für die Naturtöne, es erlauscht sich die Magie der Sprache, in der sich die Elemente unterhalten, so daß das Reich der äußern Welt ein allbelebtes wird, ein Instrument mit tausend Saiten, auf welchem die Seele des Menschen spielt. — Sein Humor ist die gesunde Fröhlichkeit seiner Seele, oder ein ironisches Intermezzo, indem die Werkelthätigkeit des Berufs sich mitten in dieser Romantik der Geschichtswelt verlauten läßt. Denn natürlich ist weder die moderne Wirk-

lichkeit noch die Gedankenwelt unserer Gegenwart in die Poesie dieses Sängers aufgegangen. Die Kreise seiner innern Anschauung sind nicht allzureich und weit, immer aber ist Inhalt und Form gleich schön und voll seelenvoller Wärme." — Eichendorff hat in seinen Liedern ganz den Volkston der schwäbischen Dichter, nur daß er sorgloser im Ausdruck und Versbau ist, weil es ihm lediglich nicht um Beifall, sondern um seine Sängerlust zu thun ist, wie er auch einmal geradezu sagt:

„Und ob ihr's lest oder bleiben laßt,
Ich singe doch aus froher Brust."

Uebrigens zeigt folgendes kleine Gedicht, welch eine würdige Ansicht er von dem Dichter habe:

Dichterloos.

Für Alle muß vor Freuden
Mein treues Herze glühn,
Für Alle muß ich leiden,
Für alle muß ich blühn.
Und wenn die Blüthen Früchte haben,
Da haben sie mich längst begraben.

Hieher zählen wir auch folgendes Gedicht:

Trost.

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Und sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Thun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Thoren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo nimmer müde Fechter
Sinken im muthigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Eichendorff hat sich auch im Dramatischen, doch nicht mit Glück versucht, auch seine Novellen, so anmuthig sie erzählt sind, werden durch das Lyrische, dessen sie voll sind, nicht selten etwas verschwommen. Doch sind einige z. B. aus dem Leben eines Taugenichts und Dichter und ihre Gesellen, von eigenthümlicher Frische und was das Vorzüglichste an ihm ist, durchaus voll gesunder Gemüthlichkeit.

Wilhelm Müller geb. in Dessau 1795, auch Freiwilliger im Jahre 1813, reiste 1817 nach Italien und starb 1827 zu früh für Deutschland als Bibliothekar und Hofrath in seiner Vaterstadt. Auf diesen reichbegabten Dichter voll Schöpfungskraft und Innigkeit hatte Uhland den meisten Einfluß. Daran erinnern auch seine Naturlieder z. B.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth

Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömts aus vollen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört Ihr des Wirthes Stimme?
„Heran was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

Und Du mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken Dich,
Und sinke selig nieder
Auf's Knie und denk' an mich!"

Den größten Ruhm erwarben ihm seine Griechenlieder z. B. der kleine Hydriot, der Mainotte, die letzten Griechen, wo er ein zweiter Tyrtäus geworden, aber auch den Völkern Europa's strafend zuruft:

Was habt Ihr, Völker, denn gelernt, von Hellas alter Kunst?
Frei sein, so heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eitlen Dunst,
Den ihr auch als hellenisch preist; Ihr seid so frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Mannen Preis.
Was frommt's ob der Barbaren Schwarm von unsern Thaten weiß.
Wenn Hellas sinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein.

Welcher Reichthum und weiche Mannigfaltigkeit in seinem Gemüthe gewohnet, bezeugt noch manches ächte deutsche Trinklied, wie z. B. die Arche Noäh und das Est, est, wobei es jedem recht aufs Herz fällt, daß dieser gemüthliche deutsche Mann schon so frühe ins Grab sinken mußte.

Friedrich Kind geb. 1768 zu Leipzig, gestorben 1843 als Hofrath in Dresden hat in der anmuthigen weichen Manier der Tiedge-Mahlmann gedichtet und war besonders glücklich in der poetischen Erzählung. Auch seine Dramen: Van Dyks Landleben, das Nachtlager von Granada und der Text zu Weber's Oper: der Freischütz zeugen von anmuthiger Phantasie, tiefem Gefühle, und Meisterschaft in der Sprache.

Karl Lappe geb. 1773 in Pommern verdient durch die ungekünstelte Darstellung und innige Herzlichkeit in seinen lyrischen Gedichten fortzuleben im Andenken der Deutschen. Dasselbe gilt von Samuel Pape, geb. 1774. Er war Prediger im Lande Hadeln und seine Balladen und Romanzen, wie seine Lieder sind voll Anmuth, Frische, Reichthum der Phantasie und Wohllaut. Fouqué hat die Sammlung seiner Gedichte bevorwortet. Ein Geistesverwandter dieser gefälligen und innigen Lyriker ist auch Franz Freiherr Gaudy geb. 1800 in Frankfurt a. d. O. war Officier und privatisirt jetzt in Berlin; ausgezeichnet sind auch seine Romanzen und Erzählungen und haben so wie die Lieder eine reiche Mitgabe von Witz und Laune. Noch sind zu erwähnen die Gebrüder Ludwig und Karl Follen aus Darmstadt, ersterer der Demagogie beschuldigt saß eine Zeit lang gefangen in der Stadtvogtei zu Berlin und wanderte dann in die Schweiz; freie Stimmen frischer Jugend, eine Sammlung lyrischer Gedichte dieses Dichters enthält die kühnsten Klänge einer deutschen Harfe und rechtfertigt ganz ihre Ueberschrift. Eben jetzt hat er uns aus seinem neuen Vaterlande das Nibelungenlied im Tone des deutschen Volksliedes zugesendet. Karl Follen, sein jüngerer Bruder hat die allbekannten feurigen Schlachtlieder: Schalle du Freiheitssang! und Unterm Klang der Kriegeshörner — gedichtet, verließ ebenfalls der Dämagogie verdächtig sein Vaterland; schiffte nach Amerika und lehrt jetzt als Professor in Massachusset. Wilhelm Smets, der Sohn der

großen Schauspielerin Sophie Schröder, schließt sich würdig an die Reihe der Vaterlandsdichter, welche mit Leier und Schwert gestritten. Er war 1796 zu Reval geboren, verbündete sich nach vollendeten Studien auf der Hochschule zu Bonn 1812 mit mehreren deutschen Jünglingen gegen die Franzosen, und mußte, da das Geheimniß entdeckt wurde, entweichen. Er trat darauf in Deutschland in die preußische Armee unter Gneisenau und diente bis zum Frieden als Lieutnant. Darauf nahm er seinen Abschied und begleitete einen jungen Edelmann nach Wien, wo er seine Mutter nach zehnjähriger Trennung wiederfand und sich eine Zeitlang als Schauspieler daselbst versuchte. Im Jahre 1818 kehrte er, der Bretter überdrüssig, an den Rhein zurück und ward Lehrer an der Kriegsschule zu Coblenz, studierte dann zu Münster unter Georg Hermes Theologie und wurde 1822 in der Cölnerdomkirche zum Priester geweiht. Seiner Kränklichkeit halber mußte er aus verschiedenen geistlichen Aemtern, wo er als Pfarrer und Schuleninspektor äußerst wohlthätig gewirkt hatte, sich in den Ruhestand zurückziehen und lebt seit 1837 als Weltgeistlicher in Cöln. Wir haben von ihm Tasso's Tod ein Trauerspiel, kleine epische und lyrische Poesien, worin allenthalben das tiefste Gefühl, lebendige Phantasie, hoher Adel der Gesinnung und die anmuthigste Sprache zu finden. Folgendes Gedicht setzen wir her, weil es den Gang und das Wesen seines Genius so schön als treu darstellt.

Des Dichters Lebensbilder.

Es spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erste zeigt am Strande,
Den Finnlands Flut benetzt,
Ein Kind, das sich im Sande
Am Muschelspiel' ergötzt.

Durch vielverschlungne Wege
Gelangt's zum schönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenstein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Citherklang,
Den Kummer zu versöhnen
Durch tiefen Herzenssang:
Und wo in Frühroth's Milde
Am Berg das Schloß sich zeigt,
Dem schönsten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimath Herd:
Da sucht mein junges Leben
Im Opfertod sein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenspiel.

Das vierte läßt mich schauen
Ein altes Christenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling knieet,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdsel'ge Mutterherz:
Treu sucht' ich's viele Jahre, —
Da schwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das sechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel'
Erst an des Meeres Strande,
Da ist des Wandrers Ziel:

Der eilet durch die Menge
Mit still verschämtem Blick,
Doch läßt er der Gesänge
Kühn redend Wort zurück.

Das siebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Priesterschmucke schreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet sich zum Volke,
Und spricht ein tröstend Wort,
Doch scheucht er selbst die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke sehen
Begeistert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Gestehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde Arm in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine schlägt die Saiten,
Der Andre singt ein Lied,
Für ächte Kunst zu streiten
Sind alle heiß erglüht.

Das zehnte ist in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesschauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es soll an dieser Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh seinen Theil sich nahm:

Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebenslust,
Die noch in Weihestunden
Schwellt die verletzte Brust.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das schonend sich geneiget
Zu mir und meinem Lied;
Da seh' ich Alle wieder,
Die mir so hold gesinnt;
Nicht schönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernst und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen soll?
Doch hat ihn nie so sinnig
Die Muse angeblickt,
Und nie so treu und innig
Die Freundschaft ihn beglückt.

So spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauschet,
Der sanft wie Weste bald,
Bald wie der Waldstrom rauschet,
In meinen Liedern schallt.

Das Drama.

Das Theater erschien in Deutschland in der That nach dem Befreiungskriege als eine Fortsetzung des so mächtig erhobenen Nationallebens, dessen günstiger Erfolg aber auch zugleich durch dieselben Mißstände, an denen viele Hoffnungen der Vaterlandsstreiter scheiterten, gehindert wurden. Die verschiedenen einander oft ent-

gegengesetzten Interessen der deutschen Völkerstämme, die nach der Besiegung des furchtbaren Feindes sich allmählig wieder trennten, kamen auch im Schauspielhause zum Vorschein; alte Vorurtheile, Ungleichheit der Stände, Mangel an Vertrauen zu deutscher Treue verscheuchten freiere Gestalten, manch kühnes Wort von der Bühne; was den meisten Nachtheil brachte, war eine neue Aristokratie auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, die Kaste zahlloser Kritiker, die oft frech genug waren dem guten Volke, wenn es seinen lauten Beifall erhob, Stillschweigen zu gebieten und die edelsten Dichter in öffentlichen Blättern schonungslos verfolgten. Dem ohngeachtet hat eben diese Zeit dramatische Dichter, welche Frankreich und England mit Gold und Ehren überschütten würden und das Mittelmäßige ist wenigstens in Form und Sprache besser als Manches, was in dem achtzehnten Jahrhundert mit Jubel aufgenommen wurde. Eben ums Jahr 1815 eröffnete Adolph Müllner aus Weißenfels, geb. 1774 gest. 1829, den deutschen Theatern neue Aussicht. Nachdem dieser talentvolle Dichter schon im Lustspiele bessere Wege zeigte, schrieb er in Werners effektreicher Manier zwei Schicksals-Tragödien: der 29. Februar und die Schuld, wovon besonderes Letzteres durch die poetische Sprache, durch den Reichthum an Bildern und Gedanken, und die feine südlich calderonische Sittlichkeit allgemeinen Beifall sich errang, denn es erschien hier Werner's chaotisches Walten geordneter und zum Theil veredelter und auch für theatralische Darstellung kunstgemäß eingerichtet. Allein was er in der Folge lieferte, entsprach nicht der großen Erwartung, und man kam bald zu der Einsicht, daß ihm poetische Schöpfungskraft, Tiefe des Gefühls und Adel der Gesinnung fehlten, Eigenschaften, ohne die kein dramatischer Dichter groß werden kann. Daß er das Schicksal in das Drama wieder eingeführt, sollte nicht so sehr getadelt werden, wo dieses, wie in der Schuld sich rächt, da ist wohl an keine Begünstigung des Lasters zu denken und titanische, strebende Geister schreckt der gespenstige Gedanke an das Fatum eben so wenig, als irgend eine andere Macht auf Erden; nur müßte das Schicksal nicht ausschließend in jeder Tragödie vorwalten und somit die Idee desselben nicht im Gebiete der Poesie zum Dogma werden. In Müllner's Fußstapfen

trat ein Mann, vielleicht der größte Bühnendichter unserer Zeit, der mit seiner dramatischen Kraft auch wahre Poesie vereinigte — Franz Grillparzer, geb. zu Wien 1790 seit 1832 k. Archivdirektor. In seinem ersten Schauspiele: die Ahnfrau herrscht die Grundidee des Fatalismus noch weit nächtlicher, schauriger, mächtiger als in der Schuld und treffend sagt ein Kunstrichter über dieses Drama: „das Feuer bricht nur in seiner zerstörenden Wirkung hervor und färbt alle Figuren mit einem gewaltsamen Lichte, die Ruhe am Schlusse ist nicht die Ruhe der gestirnten Nacht, sondern die Verödung räuberisch verbrannter Wohnungen." Ein strebender Geist von solch gesunder Urtheilskraft und sittlicher Größe, wie dieser junge Dichter war, konnte nicht lange auf dem Wege verharren, er wandte sich zu Göthes freundlicherem Genius und mit ihm zum Griechenthum und so erhielten wir Sappho, eine griechische Tragödie in moderner Weltansicht. Der ungetheilte Beifall, der dieser Sappho in Wien und Berlin und in andern deutschen Städten zujauchzte — denn seit Schillers Erscheinung ist kein dramatischer Dichter so aufgenommen worden, als er, — konnten ihn für die Kritik entschädigen, die in seiner Beurtheilung allerdings zu pedantisch und einseitig es aus dem Auge setzte, daß er nicht für Griechen, sondern für unsere Zeit geschrieben; denn zugleich hemmte den freudigen Aufflug des Mannes, der selbst strenger als alle Kritiker war, zunehmende Einsicht in das Wesen der Kunst, wozu noch schwächliche Gesundheitszustände kamen und der Unmuth sich in der Freiheit der Gedanken beengter zu sehen, als einem Genius wie der seinige zu ertragen möglich war. Im Gefolge des Kaisers von Oestreich unternahm er sodann eine Reise nach Italien und nährte dort seinen Geist mit unmittelbarer Anschauung des Alterthums und so erschien, wiewohl erst 1822 die Trilogie: das goldene Vließ. Diese hellenische Blume seines Genies war nun freilich griechischer als Sappho, allein sie wurde kälter aufgenommen, was um so begreiflicher ist, da in diesen Jahren eben die Griechen ihren Verzweiflungskampf kämpften, und die ganze Menschheit mit Entsetzen zuschaute, wie Medea ihre Kinder mordete. Wahre Kenner haben den hohen Werth dieser Trilogie anerkannt und Grillparzer genoß auf einer Reise nach Nord-

deutschland die würdigste Auszeichnung und bei Göthe in Weimar die freundlichste Aufnahme. „Grillparzer" schreibt der alte Meister an Zelter, „ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein anmuthiges, poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben, wohin es langt, und wie es ausreicht will ich nicht sagen. Daß er in unserm freien Leben etwas gedrückter schien, ist natürlich." Er war nicht gedrückt und trat für seine Umgebung nur zu frei auf in seinem Trauerspiele Ottokar, das freilich viel verlieren mußte von seiner deutschen Tüchtigkeit in der Gestalt, in der es erst erscheinen durfte. Dasselbe gilt auch zum Theil von einem spätern Stücke, der treue Diener seines Herrn und wie sollte da das komische Leben gedeihen, das man in seinem Lustspiele: Wehe dem der lügt, vermißte! Doch seine ganze Fülle poetischer Kraft und der musikalische Wohlklang seiner Sprache thut sich wieder kund in seinem dramatischen Märchen: der Traum ein Leben. Wie da der Jüngling Rustan also spricht:

O es mag wohl herrlich sein,
So zu stehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorbeerhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wundervögeln
Alte Heldenlieder tönen,
Und vor sich die weite Eb'ne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
Starker, nimm dich an der Schwachen!
Kühner, wage! Wagen siegt!
Was du nimmst, ist dir gegeben!
Sich hinab zu stürzen dann
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich:
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trotzende Gewalten lenken,
Rings zu sammeln alle Quellen,
Die, vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung,
Bald beglückend, bald zerstörend,
Brausend durch die Fluren wälzen.

Neidenswerthes Glück der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht.

Oder im zweiten Aufzuge derselbe:

Freiheit! Ha, mit langen Zügen
Schlürf' ich deinen Aether ein!
In des Morgens Purpurschein
Seh' ich deine Banner fliegen,
Die auf Höh'n, am Himmelszelt,
Weit umher du aufgestellt,
Allen Lebenden ein Zeichen
In der Schöpfung weiten Reichen.
Freiheit! Athem der Natur,
Zeiger an der Weltenuhr;
Alles Großen Wieg' und Thron,
Nimm ihn auf den neuen Sohn,
Laß mein Stammeln dir gefallen,
Die du Mutter bist von Allen!

Wie er dann erwacht vom Traume, während durch das Fenster die aufgehende Sonne den kommenden Tag verkündet, ruft er aus auf die Knie stürzend:

Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, sel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schaar zerstreut,
Dringt er auch in diesen Busen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme, sie ist Licht.

Dank dir! Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß sie Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,

Nicht auf mich den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen, fällt.

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust.
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel!

Das sind Worte eines tief fühlenden Herzens eines deutschen Herzens, eines noch jungen Herzens! und Deine Kraft, Du Stolz und Zierde Austrias, denn man nennen wird in der Geschichte mit den Helden und Weltweisen und Fürsten dieses Stammes; Deine Kraft hat ausgelangt und ausgereicht und das deutsche Volk, wenn es die heilige Frühe nach der dunkeln Nacht eines langen schweren Traumes begrüßen und sich freuen wird der Strahlen, die nicht auf blutige Frevler sondern auf Reine fallen, dann wird es auch Dich grüßen, (möchtest Du es doch erleben!) und Deine Gestalten wieder zu schauen begehren und Deine Worte ganz verstehen und nachsingen und auch ihre Kinder singen lehren, denn sie sind rein und keusch wie alles was echt und deutschen Ursprungs ist und der Glanz Deiner Gestalten ist gleich dem Glanze der Sterne, die in stiller Größe nicht blenden, die erleuchten,

Und Erleuchtung wird zur Wärme,
Und die Wärme sie ist Licht.

Grillparzer zunächst, wenn auch nicht mit gleichem Talente, doch mit eifrigem Bestreben stehen Houwald, Raupach und Zedlitz. Ernst Freiherr von Houwald geb. 1778 Syndikus der Niederlausitzer Stände, auf seinem Gute Sellendorf lebend, ein lyrisch episches Talent, das sich aber mit Vorliebe der dramatischen Dichtung zuwandte. Anfangs waren noch Werner und Müllners Schicksalstragödien seine Muster und seine ernsten Trauerspiele: die Freistatt, die Heimkehr und der Leucht-

thurm sind ganz in dieser Richtung geschrieben. Milder und versöhnender wird er schon in dem Drama Fluch und Segen und sein Meisterstück das Bild nähert sich bereits dem reinern Vorbilde — Schiller, mit dem er aber auch das Rhetorische gemein hat, wie überhaupt in seinen Dramen meist lange Reden, viel Empfindung, wenig Handlung und Bewegung stattfindet. In seinen Novellen, namentlich in seinen Jugendschriften, zeigt er die liebenswürdigste Gemüthlichkeit und eine sittliche Reinheit, die ihn auch in seinen Dramen zum Liebling des bessern Lesepublikums gemacht. Auch im Lustspiele hat er sich versucht und die alten Spielkameraden (so heißt sein einziges Lustspiel) gehören allerdings zu den bessern Bühnenstücken.

Ernst Raupach, geb. 1784, eines Predigers Sohn aus Schlesien, studierte Theologie, ging als Erzieher nach Petersburg und wurde daselbst 1816 Universitätsprofessor mit dem Hofrathstitel. Politischer Verdächtigung wegen verlies er 1822 Rußland, machte eine Reise nach Italien und lebt jetzt in Berlin. Er ist der fruchtbarste Theaterdichter unserer Zeit, doch ist es freilich seiner allzugroßen Schreibfertigkeit zuzuschreiben, daß seine Dramen nicht den Stempel der Vollendung an sich tragen, wiewohl sie nicht so ferne davon stehen, als manche Kritiker behaupten und es gab Dichter, die sich erlaubten über Lebrecht Hirsewenzel, (unter diesem Namen hatte er seine italienische Reise und viele seiner Schriften herausgegeben) zu spotten, ohne doch selbst etwas besseres zu schreiben. Raupachs Dramen haben in der That große Vorzüge; seine ersten Trauerspiele Chawanski, die Freunde, die Gefesselten u. a. sind mit lautem Beifall auf allen deutschen Bühnen aufgenommen worden und zeichneten sich schon durch bühnengerechte Anordnung, schöne Sprache, Bilderreichthum und beinahe südliche Innigkeit der Gefühle aus, nur kennt man ihnen zu sehr die Muster — Schiller, Shakespeare, Calderon und Göthe an —. W. Schlegels Worte: daß in der Geschichte der Hohenstaufen das Feld sei, auf dem man echt nationale Dramen pflanzen könnte und Raumers historisches Werk veranlaßte ihn in einer Reihe von Schauspielen diese Heldenzeit dem deutschen Volke vorzuführen und ist ihm die Ausführung auch nicht ganz

gelungen, bleiben es doch immer Bühnenstücke, die ihres historischen Grundes wegen öfter und mit allem Aufwand der Kunst aufgeführt werden sollten. Einen glücklichen Griff that er in seinem Trauerspiele Isidor und Olga oder die Leibeigenen; ein Werk, wofür ihm alle Menschenfreunde herzlich danken und die Millionen, die noch in manchen ost=europäischen Ländern, wenn auch unter andern Namen, die Fessel der Leibeigenschaft tragen, werden ihn als den Sänger ihres Elends im Herzen tragen und manches stolze Aristokraten=Gemüth wird dieses Gemälde erschüttert haben und noch erschüttern. Trefflich gewählt ist auch der Stoff des altpreussischen Stückes: Vor hundert Jahren und zu seinem besten rechnet man die treugezeichneten Charaktergemälde: Cardinal und Jesuit und die gute Königin, so daß man versucht wird zu behaupten, diese Art von Dramen sei seinem Talent die angemessenste. In seinem dramatisirten Märchen Tassos Tod, der Müller und sein Kind u. A. ist zu viel Rührung, und die Sprache zu süßlich. Von seinen Lustspielen sind manche gelungen und würde er sich ganz harmlos ohne Hinblick auf Muster, die er nicht erreichen kann, seinem dramatischen Talente überlassen, wären sie meist noch besser gerathen.

Christian Freiherr von Zedlitz geb. 1790 in Oesteichisch=Schlesien, k. k. Offizier, jetzt Kammerherr und Geheimsekretair des Fürsten Metternich. Ein lyrisch episches Talent von großer Behaglichkeit und Lebensfülle. Er trat mit einem größern lyrischen Gedichte: die Todtenkränze auf, und wand mit diesen Canzonen, worin er die größten Menschen der Geschichte verherrlichte, auch um sein Haupt eine Lorbeerkrone. Großes Interesse erregte in Deutschland und Frankreich seine Ballade: die nächtliche Heerschau. In seinen beiden Trauerspielen: Turturell und zwei Nächte zu Valladolid zeigt sich neben hohem Schwung der Phantasie, Gedankenreichthum und innigem Gefühle unverkennbare Nachahmung Calderons. Mehr Beifall fand sein späteres Trauerspiel Kerker und Krone, worin er auch gleich Raupach: Tasso in seiner Erniedrigung und im Kerker schildert.

Nach diesen Meistern unserer jetzigen Bühnen haben sich noch folgende dramatische Dichter hervorgethan: Freiherr von Auf=

fenberg, August Apel, Johann von Zahlhas, Friedrich von Uechtritz, Michael Beer, Egon Ebert, Julius Mosen, Karl Immermann, Graf August von Platen. Von Mosen, Immermann, Platen und Ebert werden wir noch unten handeln; von Michael Beer, dem Bruder des großen Tonsetzers Meier Beer sind die Trauerspiele: Paria und Struensee, beide von anerkanntem Werthe, wenn auch mehr rhetorisch als poetisch, doch voll ergreifender Momente und Letzteres besonders, des allzufrüh verstorbenen Dichters letztes Werk, von einer Kühnheit der Gedanken und einer Kraft des Ausdrucks, die an Schiller, den Sänger der Freiheit mahnt; ists vielleicht darum, daß es nur einmal in München aufgeführt, nicht wieder auf die Bühne kommt? Freilich konnten diese wenigen, meist historischen Dramen eine Unzahl leicht gearbeiteter doch bühnenbequemer Theaterstücke der plattesten Mittelmäßigkeit noch nicht verdrängen! Indessen nahm die Neigung des deutschen Volkes zum Theater immer mehr zu und die Gewinnsucht der meisten Direktoren benutzte diese nicht selten zum Nachtheil des guten Geschmackes und selbst der Sittlichkeit; das Haus zu füllen und die große Menge anzulocken, schaffte man nur immer Neues, Sinnaufregendes, Blendendes, gewaltige Heroenspiele mit prächtigem Schaugepränge, Possen mit fadem Witz, und albernen oft unsittlichen Späßen ausgestattet und solche Machwerke wurden oft besser gezahlt, als Dramen, warin der feinste Geschmack und das reichste Talent gearbeitet hatten. Darum verdienen Dichter, die den Bessern zu gefallen strebten und ihre Würde um keinen Preis verscherzen wollten, dreifaches Lob und dankbares Andenken der Nation, weil sie dieselbe werthgehalten rastloser Anstrengung und eifrigen, wenn auch unbelohnten, Strebens. Ein Uebelstand für die deutsche Bühne ist es, daß keine Hauptstadt die besten Köpfe vereinigt und in seinem Theater der ganzen Nation das rechte Muster aufstellt. Solch eine Hauptstadt des feinen Geschmacks war wie wir gesehen sonst Weimar, doch nahm das literarische Leben und das Theater daselbst mit dem Hinscheiden der Begründer dieses deutschen Athens, der Herzogin Amalie des Großherzogs Karl August ihres Sohnes und Göthes allmählig ab und Wien, Berlin, Breslau, Dresden, Hamburg, Darmstadt

und München wurden die Hauptsitze der dramatischen Muse, die sich aber in den verschiedenen Orten oft in höchst verschiedener Richtung gestaltete, so daß der Dichter jederzeit im Auge haben mußte, ob er für Berlin oder Wien, für Hamburg oder München schreibe, ja in größern Städten wie Berlin und Wien hatte jedes Theater sein eigenes Publikum. Sehr nachtheilig wirkte es auch auf die dramatische Poesie, daß die Schauspielkunst, die allerdings zu großer Vollendung heranreifte, nicht selten eine völlige Selbständigkeit behauptete und sich anmaßte dem Publikum durch seine eigene Leistung vollständig zu genügen, wenn auch die Dramen werthlos waren und die größten Schauspieler sich herabließen, schlechte Produkte darzustellen. Das war besonders der Fall mit den noch immer beliebten Schauspielen, Familiengemälden, Conversationsstücken und Lustspielen, deren Vorrath man aus Mangel der Erfindung und weil man immer Neues wollte, aus Frankreich holte und übersetzte. In der Geschichte der deutschen Poesie kann man nur diejenigen erwähnen, die auch in dieser Gattung mit Gewandtheit und edlem Geschmack arbeiteten. Als solche nennen wir die Wiener Franz Ratschky, Freiherrn von Steigentesch, Friedrich Treitschke, Ludwig Deinhardstein, Joseph Schreivogel, Ignaz Holbein. Die Norddeutschen: Theodor Winkler, Julius von Voß, Karl Töpfer, Karl Stein, Friedrich Rochlitz, Karl Schall, Ludwig Robert und ganz besonders Karl von Holtei. Es muß Letzterer in der That vor allen genannt werden, wenn vom Theater die Rede ist, weil er dieser Anstalt sein ganzes Leben und sein reiches poetisches Talent widmete. 1797 zu Breslau geb. trat er schon frühzeitig mit einem freien Blick in's Leben und nahm von der Wissenschaft immer nur das, was auf das Leben Bezug hatte. Darum ist auch in seinen Schriften und Dichtungen Alles so wahr und unmittelbar aus dem Leben gegriffen und keine Spur eingelernter Dinge oder hohler Phrasen, nichts riecht nach Schule, nichts nach Zunft und Kaste und überdies ist er vom Scheitel bis zur Sohle ein Deutscher. Im Jahr 1813 zog auch er aus gegen die Feinde des Vaterlandes, setzte dann zu Breslau seine juridischen Studien wieder fort, verließ aber diese Laufbahn und betrat als Schauspieler die Bühne, mit dem vollen Ernste eines wer-

benden Künstlers, der von der Würde seiner Kunst durchdrungen, das Höchste in ihr erstreben will. Vieles Mißlungene, manches Verfehlte, der Tod zweier Gattinnen, deren jede als Frau und als Schauspielerin ausgezeichnet und liebenswürdig, der Tod seines einzigen Sohnes und mancher Freunde machten sein von Natur zur Heiterkeit gestimmtes Gemüth immer trüber und es zeigt sich in seinen Dichtungen meist jene deutsche Sentimentalität, die uns aber für sich einnimmt, so wie wir ihr tiefer ins Auge schauen und da so viel Mannheit und Adel der Gesinnung gleichsam im Hintergrunde entdecken. Er zog sich nachdem er abwechselnd in Berlin, Darmstadt, Weimar, Wien und in andern Städten Deutschlands und endlich in Riga für das deutsche Theater als Dichter, Schauspieler und Direktor gewirkt, endlich ganz in's Privatleben zurück und lebt zu Berlin, wo er jüngst seine Denkwürdigkeiten ankündigte, ein Buch, das mit dem Leben dieses trefflichen Mannes auch noch ein Bild der neuesten Zeit in mannigfacher Beziehung und genialer Auffassung bieten wird. Wenn wir aus seinen Briefen aus Grafenort schließen wollen, so dürfen wir uns die anmuthigste und lebendigste Darstellung versprechen. Die Beweglichkeit und Gewandtheit seines Geistes verbunden mit dem schönsten Blick in die Menschennatur und einem Geschmack, der alles Gemeinen bar, unbeschadet seiner deutschen Natürlichkeit, an französische Feinheit gränzt, machen ihn zum wahren dramatischen Dichter. Da er zugleich als Schauspieler die Bretterwelt aufs Genaueste kennt, so sind seine Stücke, so wenig Aufwand von Kunst und Zierlichkeit des Ausdruckes sich auch zeigen, doch meist von großer Wirkung, weil sie eben das natürliche Wesen an sich haben, das so lebendig entsprossen, lebendig aussieht, und wieder Leben schafft und Poesie heißt. Darum ist er eben bei all' seiner Sentimentalität ein treuer Schüler Göthes, der wenn auch nicht mit demselben Genie, doch mit seinem tüchtigen Talente eben auch zur Natur in die Schule ging.

Von seinen Schau- und Lustspielen sind die bekanntesten und beliebtesten: Des Adlers Horst, Ein Trauerspiel in Berlin, Der alte Feldherr, Lenore (nach der Bürgerischen Ballade) die Berliner in Wien, die Wiener in Berlin, die

Wiener in Paris, Shakespeare in der Heimath, die Perlenschnur. Im Lorbeerbaum und Bettelstab spricht er den Gedanken aus: der deutsche Dichter, um frei zu singen und den Lorbeer zu verdienen, müsse ein Bettler sein, was schon Schiller in seinem Gedichte: die deutsche Muse aussprach und es steht ihm der Stolz gut an, es ist, als ob er seinen Stammadel noch einmal selber schaffen wollte. Die meisten dieser Dramen sind Liederspiele, indem eingeflochtene Gesänge das dramatische Leben steigern, ohne die Handlung zu unterbrechen, denn auch seine Lyrik ist dramatisch. Damit hat er nun die Dramatik mit einer neuen und wie es scheint volksthümlichen Gattung bereichert; denn wer, wenn er froh und munter ist, singt nicht, oder möchte nicht singen? Sehr glücklich hat er selbst als Schauspieler die Art und Weise der französischen Vaudeville's auf's deutsche Theater gebracht. Was aber selbst seine Possen auszeichnet, ist die deutsche Sittenreinheit. Die Gebrechen und Mißstände des deutschen Theaters hat vielleicht Keiner so eingesehen, als er wie z. B. seine Schrift: Wider das Theater beweist. Zu solchen Gebrechen gehört auch, daß Theaterstücke, je vorzüglicher, je poetischer sie sind, desto unvollkommener dargestellt werden, weil es immer nur wenige Schauspieler gibt, die außer ihrer Kunst auch Poesie verstehen, und die Wenigen nicht hinreichen, alle Rollen zu besetzen, so daß die Nebenpersonen, die doch alle in gleicher Haltung zur Haupthandlung mitzuwirken haben, nachlässig, ungeschickt und ungenügend gegeben werden und so auch die Wirkung der Hauptpersonen schwächen, oder gar vernichten. So ist es z. B. ein Jammer Shakespearesche ja selbst Schillerische und Göthische Dramen aufführen zu sehen, wo meist nur die ersten Rollen richtig und treu gespielt werden, während die übrigen meist ohne Verstand und Einsicht mit dem Ganzen gegeben werden. Darum unternahm es Holtei klassische Dramen, besonders Shakespearesche, öffentlich vor dem großen Publikum vorzulesen. Die ihn gehört, werden erfahren haben, wie erstaunliches er in diesen Vorlesungen geleistet, wie tief er in den Sinn der Dichter eingedrungen, wie er Worte und Handlungen an seinem Tischchen sitzend durch Stimme, Geberden und Mienenspiel so lebendig darzustellen wisse, daß man z. B. im Sommernachtstraum die Elfen rauschen hört und

im Julius Cäsar in der Tumultsscene die einzelnen Gewerbe der lärmenden Bürger, den Schuster von dem Gerber unterscheiden konnte. Er nennt keine Personen, wenn er liest, doch mit dem ersten Tone mit welchem er z. B. König Heinrich V. zu sprechen beginnt, gewahrt man die Majestät und weiß, daß nun der König spreche. Hochgebildete Männer und Dichter, so wie große Schauspieler, haben eingestanden und es öffentlich erklärt, daß sie ihm Dank wissen, wie er ihnen Shakespeares Dramen erst recht lebendig vor die Seele geführt habe. Selbst in Paris fanden diese deutschen Vorlesungen großen Beifall und in Deutschland sah man nicht nur gebildete Kreise, sondern selbst einen großen Theil des Volkes sichtbar hingerissen und befriedigt im Theater oder irgend einem Versammlungssaale seinen Vorlesungen zuhören. Ist das nicht ein Fingerzeig, daß die Zeit der alten Rhapsoden, welche Heldengedichte vorlasen, wiedergekommen sei und daß auf diesem Wege mit weniger Aufwand Poesie unter das Volk gebracht werden könnte. Da wäre ja in jeder Stadt, auch der kleinsten ein oder mehrere gute Vorleser zu haben und viel leichter zu erhalten, als eine ganze Schauspielertruppe und es kämen nicht nur die gangbaren Dramen, sondern auch solche, welche zwar ganz poetisch, aber nicht bühnengerecht sind, an die Reihe; ja selbst Epopöen und Romanzen würden gerne gehört werden, und am Ende könnten selbst die Dichter ihre eigenen Werke, wie bei den alten Griechen und Römern öffentlich vorlesen und so mehr Ruhm und Ehrensold einernten, als ihnen jetzt zu Theil wird. Das Lesen der stummen Buchstaben bis es Leben im Volke erzeugt, braucht lange Zeit und meist muß man selbst ein Dichter sein, um Dichter ganz zu verstehen; doch das lebendige Wort eines der Muse geweihten Vorlesers eröffnet schneller und gewisser Herz und Verständniß für poetische Schönheit und für alle Weisheit die in diesem reizenden Gewande verhüllt liegt.

Aber auch lyrischer Dichter ist Holtei und zwar Volksdichter im vollen Sinne und darf daher singen wie folgt:

Der Gassenhauer.

Mel. Sah ein Knab' ein Röslein steh'n ꝛc.

Viele schelten, daß mein Lied,
Nach bekannten Weisen,
Immer hin und wieder zieht,
Wollen d'rum das arme Lied
Gassenhauer heißen
Liedlein, Liedlein, Liedlein, kling',
Nach bekannten Weisen!

Durch die Gassen haut' sich schwer,
Nach bekannten Weisen,
Solch' ein Lied; denn kreuz und quer
Kommen viele Gegner her,
Die zurück es weisen.
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weisen!

Aber hat sich's Bahn gemacht,
Nach bekannten Weisen,
Schwirrt es fort bei Tag und Nacht,
Freut sich herzlich und verlacht
Neid, auf lust'gen Reisen!
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weisen!

Kehr' ich manchmal nächtlich heim,
Nach bekannten Weisen,
Hör' in n' Gassen meinen Reim,
Schwillt des neuen Liedes Keim,
Muß mich glücklich preisen.
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weisen!

Sänger geh'n vorüber mir,
Nach bekannten Weisen;
Ei, wie singt so herrlich ihr!
Der es machte, der steht hier,
Dicht bei euren Kreisen!
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weisen!

Doch die Sänger zieh'n davon,
Nach bekannten Weisen;
Spenden keinen andern Lohn;
Hallen hör' ich noch den Ton
Fern', den reinen leisen, . . .
Liedlein, Liedlein, Liedlein kling',
Nach bekannten Weisen! —

Es sind keine gemachten, sondern aus freier Brust gesungene Lieder, denn jedes hat seine Melodie, wie er wieder in seinem Gefunden sagt:

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;
Sein Busen hebt sich, angeschwellt,
Von liebebangem Ahnen;
Er möchte küssen, was er sieht,
Ist jung und doch nicht blöde,
Ist sittsam, doch nicht spröde,
Und kurz: der Knabe ist mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte schweben,
Doch ist er immer noch so schwer,
Er kann sich nicht erheben:
Es fehlt ihm was, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg' entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Vielleicht sie haben mögen;
Ist jung und schön; ja schön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüthen krönen,
Und kurz es ist die Melodie.

Nun fliegt das Paar so neu vermählt,
Hoch über See'n und Hügel,

Denn sie besitzt ja, was ihm fehlt,
Denn sie hat ja die Flügel;
Nun hebt sie sich mit ihm empor,
Sie hält ihn fest umschlungen;
Was beide vorgesungen,
Das wiederholt ein neuer Chor.

Sie halten sich gar fest im Arm,
Sie liegen sich am Herzen,
Gebären bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche scherzen.
Doch auch den Ernst besingt dies Paar!
Ihr Feinde des Gesanges,
Komm' einer und erlang' es....
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

Noch anmuthiger und lebendiger tritt sein innerstes Gemüth in den schlesischen Gedichten*) hervor. Er hat sie in der Mundart seiner Heimath geschrieben, um so dem Volke noch näher zu kommen und es ist ihm gelungen, wie Wenigen. Man hält mit Recht Hebel in solchen Versuchen dialektischer Poesie für den Altmeister, Holtei selbst erkennt ihn dafür, wenn er sagt:

Jemersch, o jemersch, ne, ne, was
bist du doch fur a Tichter!

Bei allen Vorzügen Hebels darf sich aber doch Holtei, was der bescheidene Schlesier freilich nicht thut, ganz kühn neben ihn stellen, denn Lieder wie: De Blo Bälken, Su gärne, s'Blökâtel, Hutt u. a. worin die Poesie so zart wie Blumenduft waltet, Gedichte wie de lähme Grethe und der Stürz, — andere wie der Zutàbärg und Obernigk, wo das innigste Heimweh so liebanmuthig sich ausspricht, können mit den besten alemanischen Gedichten wetteifern. So harmlos und sorglos ist freilich unser Dichter nicht, wie Hebel, das ist's aber nun eben, was Holtei in unsern Augen

---

*) Schlesische Gedichte von Karl v. Holtei. Berlin 1830.

erhebt, daß er die Noth der Zeit jederzeit mitgefühlt und oft mit Thränen in den Augen lacht, wie in **Obernigk**, wo er sich der Heimgegangenen erinnert und die Heimath so verändert, so **todt**, so winterlich gestimmt findet:

... „Zeiten, wu seyd ėr nu hin!? Ihr Tage, wu seyd ėr geblieben?
Tud, was hust dė gethån? Ihr Gräber, künnt ėr nich' räden?
Ihr, nó Läbendigen óch, . . Ihr seid ju su stille gewurden?
Schnie liegt Euch uf ėm Kupp, wie Schnie uf einsamen Gräbern;....
Kinder, 's is' Winterschzeit, Ihr künt mer'sch globen, ich friere.
Oder, ėr muß doch wül zurückekummen, dėr Frühling?
Is 's uf der Ėrden nich' meh', su is 's doch unter dėr Erden
Und verleichte, wenn ich vermodert bin und verwittert
Lange schön, blüh' ich åmol fur Blimel verstellt aus ein Grabe,
Blüh' und mei' Heinerle*) kummt und 'fluckt mich, gibt mich der Schwäster:
„Siech Mariele und reuch!"

Du frierest, Edler, weil du ein Deutscher bist, doch halte fest am Glauben:
Oder, ėr muß doch wül zurücke kummen, der Frühling?

---

*) **Holtei's** Sohn hieß **Heinrich**, seine noch lebende treffliche Tochter, **Marie**.

Anm. Zu spät erhielt der Verfasser **Holtei's** jüngstes Werkchen: **die beschuhte Katze**, ein Mährchen in 3 Akten mit Zwischenspielen (Berlin, b. Dunker 1843) um es noch in diesem Abrisse aufzunehmen; doch kann er sich nicht enthalten es wenigstens zu begrüßen. Es ist dies eine Parodie auf das Trauerspiel: **Sohn der Wildniß**, worin der schlechte Geschmack, der eben nur über die Fehler und Unwesentlichkeiten dieses sonst guten Bühnenstückes sein Lob ergießt, auf die Art wie in **Tieck's gestiefeltem Kater**, (daher auch der Titel) in Zwischenspielen gehechelt wird. Uebrigens wird diese ergötzliche Gabe vor dem Forum der Kritik sicherlich weit unter Tieck herabgesetzt werden und der Dichter spielt selbst beim Schlusse darauf an:

„Ach leider seine Katze ist kein Kater!"

Wer sich aber unbefangen beim Lesen dem Eindrucke dieser aristophanischen Groteske überläßt, der wird mehr Humor und Komik drin finden als in allen hochgefeierten Lustspielen **Immermanns** und **Platens** und was den Werth derselben noch erhöht, ist bei so viel Muthwillen, diese Keuschheit und allenthalben der feinste Geschmack; es ist eine Satyre voll Glimpf und Gutmüthigkeit, über welche ein wahrhaft poetischer Zauber weht, wie bei **Aristophanes**, wenn dieser bei den Thorheiten der Menschen seine Thiere Weisheit in entzückenden Chören sprechen läßt.

Epische Poesie.

Auch die epische Poesie blieb in diesem Zeitraume nicht zurück, wie schon bei der schwäbischen Schule bemerkt worden, die zwar keine eigentlichen Epopöen, aber doch Romanzen und Balladen lieferte, von dem richtigen Gefühle geleitet, daß das alte Epos in seinem weiten Umfange nicht mehr für unsere Zeit passe. So waren es auch wieder bei den übrigen Dichtern dieser Zeit, mit wenigen Ausnahmen nur Romane und Novellen und romantische Epopöen, die in erzählender Form herauskamen. Von Romanen- und Novellendichtern nennen wir nur diejenigen, bei denen die Poesie durch die prosaische Verwässerung des epischen Stoffes nicht ganz unterging und zwar Friedrich Rochlitz, Ernst Wagner und seinen Freund Friedrich Mosengeil, die Gebrüder Wilhelm und Christian Contessa, Franz Horn, Heinrich Häring, Ludwig Bechstein, August Blumenhagen, Friedrich Bouterweck, August Fischer, Karl Herlossohn, Friedrich Jakobs, Lauritz Kruse, Ludwig Halirsch, Wilhelm von Lüdemann, Ludwig Rellstab, Philipp Rehfues, Stephan Schütze, Christian Weisflog, Friedrich Gleich (wohl zu unterscheiden von dem fruchtbaren Roman- und Theaterdichter Aloys Gleich in Wien), Karl von Wachsmann, Ludwig Storch. Zu den Lieblingen des Lesepublikums gehören Gustav Schilling, dessen Romane 80 Bände ausmachen, Friedrich Schulze, (wohl zu unterscheiden von dem etwas ältern Friedrich Schulz), er nannte sich in seinen Romanen Friedrich Laun, Karl Van der Velde, Karl Spindler, Ferdinand von Bronikovsky, August von Witzleben (Tromlitz) und Karl Heun (H. Clauren.) Das Bedürfniß der lesenden Menge war groß und die Zahl der Schriftsteller und Schriftstellerinnen es zu befriedigen nicht kleiner.

Wichtiger für die Geschichte der Poesie sind die eigentlichen Epopöen, von denen wir auch nur die besten anführen wollen. Halb zum vorigen Zeitraum noch gehört der talentvolle und zu früh gestorbene Ernst Schulze. Er wurde 1789 zu Celle geboren, studierte in Göttingen und war schon Privatdocent daselbst, als der

Befreiungskrieg ausbrach, wo er als Freiwilliger mitzog. Eine ihm durch den Tod entrissene Geliebte feierte er durch das romantische Gedicht: Cäcilie, welches durch Wohllaut, Fülle und Anmuth allgemein entzückte, wiewohl die ganze Dichtung in Nebel verschwommen, mit Wunderbarem überfüllt, eine allzu weichliche Empfindung ausdrückt, denn es war das Werk eines edlen Jünglings, dessen Lebenskeim aber schon welkte. Ein anderes romantisches Gedicht: die bezauberte Rose hat bestimmtere Gestalten und empfahl sich den nächsten Zeitgenossen durch die Musik seiner Sprache und die Zartheit seiner Empfindung. Es trug unter mehrern eingesammelten Gedichten den ersten Preis der im Jahre 1816 von dem Herausgeber der Urania ausgeschrieben war, davon. Der Dichter erlebte diese Freude nicht, er war schon 1817 in seiner Vaterstadt mit Tod abgegangen. Ladislaus von Pyrker aus Ungarn, jetzt Erzbischof zu Erlau, schrieb unter dem Titel: Perlen der Vorzeit, biblische Sagen und Legenden und zwei Heldengedichte: Tunisias und Rudolph von Habsburg, noch ganz in der Geßner-Klopstockischen Weise; doch einzelner trefflicher Schilderungen ungeachtet wurden diese Werke des redlichen Kunstfleißes wenig beachtet.

Weit höher steht der schon als epischer Dichter genannte Egon Ebert; aber auch sein Heldengedicht Wlasta hat trotz aller Fülle der Gedanken und Empfindungen und dem Reichthum der Phantasie, den es entwickelt, nicht können das allgemeine Interesse auf sich ziehen, weil es sich eben noch in der alten Klopstockischen Form bewegt und viel zu lang ausgesponnen ist. Uebrigens ist von diesem Manne, der noch in vollem Mannesalter steht und in seinen lyrischen Dichtungen so Zart- und Tiefempfundenes bereits gesungen, in seinen Dramen, kleinern und größern epischen Gedichten solchen Adel der Gesinnung verräth, noch das Meisterstück zu erwarten.

Glücklicher hat Anastasius Grün (Graf Auersperg geb. 1806 in Krain) seine Form gewählt, er flocht sein Epos: der letzte Ritter in einen blühenden Romanzenkranz. Es ist kein Epos, sagen sie, es hänge nicht zusammen und bilde kein Ganzes; das eben ist der glückliche Einfall des Dichters, daß er uns nicht langweilt mit einem aus langen Episoden und noch längern Rhapsodien zusammengezimmerten Ganzen, wo die Muse beim Ein-

gang pflichtschuldigst angerufen, die hundert Helden genannt und beschrieben und ganze Chroniken geplündert werden, um sie in Reime zu bringen. Anastasius Grün kennt seine Zeit, die junge Zeit, die gerne hört von alten Heldensagen, doch frei und ungebunden, ja gesungen müssen sie ihr werden, wie die Sänger des Nibelungenliedes, der Gudrun, Rolands und andere Heldenlieder thaten. Darum hat unser Dichter, im deutschen, nicht griechischen Versmaße, seinen Helden Maximilian in Romanzen gesungen, die in sofern ein Ganzes bilden, als sie der Hörer und Leser in seiner Phantasie zu einem ganzen Gemälde jener Zeit zu gestalten vermag. Daß ihm dies leichter fallen wird, als bei der Messiade, oder der Tunisias, ist offenbar; denn was man schnell hintereinander, in anmuthiger Abwechselung aufgenommen, reiht sich gewiß fügsamer zu einer Gesammtvorstellung in der Seele, als ein langes nur mit Anstrengung aufgefaßtes Einerlei, worin keine andere Empfindung aufkommen wird als Staunen und Bewunderung. Der Held dieses Epos ist Kaiser Maximilian.

In unsern weichen, seidnen Zeiten
Was soll der Mann in starrem Erz?
Vielleicht daß sein Vorüberschreiten
Nach heute rührt manch deutsches Herz!

Er wollte also der Nation einen Weckauf hinstellen, weil es hohe Zeit war zu erstehen. Freilich war Maximilian selbst kein eigentlicher Held, der Dichter konnte einen andern wählen, allein er wollte eben einen aus dem Hause seiner Landesfürsten und hat dieser Maximilian oder Theuerdank (bekanntlich hat das Heldenbuch Theuerdank die Veranlassung zu diesem Gedichte gegeben) auch nicht die hohen Tugenden und die Kraft eines Rudolfs von Habsburg oder Hohenstaufen, so besaß er doch ein wahrhaft deutsches Gemüth und es lebte in ihm, wie ein neuerer Geschichtsforscher sagt, ein höchst lebendiges Vorgefühl der kommenden Dinge und darum hat er die freie Entwickelung seines Volkes nie gehindert, was ja die Aufgabe guter Fürsten ist, die in einer Zeit leben, welche gewaltiger ist als sie.

Taugt, Winterabende zu kürzen,
Der Jäger Theuerdank auch nicht,
Kann er uns doch die Lehren würzen,
Wie sichs mit wilden Bestien ficht;

Die Ungethüme sind die alten,
Noch heut nicht lassend von der Art,
Nur Spiele der Natur entfalten
Sich neu in Schnauzen, Tatzen, Bart. —

Mein Jugendlied hat nicht gepriesen
Den Helden, weil's ein Ritter war,
Nur darum war's entflammt für diesen,
Weil er der Letzte jener Schaar.

So ist denn dieser Romanzenkranz ein Seitenstück zu Götz von Berlichingen, wo auch einer der letzten Ritter vorgestellt wird. Betrachten wir nun das Gedicht an sich, so finden wir von Romanze zu Romanze das vollste Leben, die kühnsten, üppigsten Bilder, und ein reiches überströmendes Gemüth mit allem Wohlklang der Sprache; aber auch zugleich eine kunstreiche und verständige Gestaltung, denn die Helden stehen da wahrhaft wie in den Nibelungen, nicht verschwommen in Nebel, nicht moderne Schwächlinge im theatralischen Ritteraufputz, ganz gegenständlich erhebt sich das Gemälde jener Zeit, von der Geburt des Helden, seiner Jugend, seiner Vermählung mit Maria von Burgund, seinem Kampf mit Frankreich, von dem treuen Kunz von der Rosen, der ihm zu Liebe die Narrenkappe trägt, kurz sein ganzes still großes Kaiserleben bis zu seinem Vermächtniß, wo er also zu seinem Enkel spricht:

„Leicht trug ich meine Krone, sie ließ kein Wundmal mir,
Und wär's auch, sie bedeckt es mit grüner Lobeerzier;
Denn Kraft und Recht und Glauben war Losung meiner Zeit,
Mein Schwert und Herz, sie standen als Kämpfer treu im Streit.

„Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,
Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein,
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

„Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor,
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

„Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,
Zur ries'gen Feuersäule, roth lodernd fast wie Blut!
O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan!
Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

„Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank' an's Licht,
Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm im Flug ihn nicht!
Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,
Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn' allein.

Man hat dem Dichter es getadelt, daß er sich meist der Allegorie bedient, die mehr Erzeugniß prosaischen Verstandes als dichterischer Schöpfungskraft ist. So traten gleich zu Anfang Tod und Leben als allegorische Gestalten auf und es kommt ein Junker Fürwitz, ein Meuchler Unfall, ein böser Geist Neidhardt im Gedichte vor; allein der Dichter scheint geflissentlich diese Allegorien beibehalten zu haben, um so in der Weise des Theuerdanks zu bleiben, nur sollen nachkommende Dichter getadelt werden, die etwa das für Poesie halten und nachahmen; dasselbe gilt auch von den rhetorischen Gegensätzen, welche unserm Dichter so eigen sind.

Der letzte Ritter war Grüns Jugendlied, ein fröhliches, heiteres Lied, wie es der Deutsche gerne hört; allein der Jüngling wurde als Mann ernster und wie es die Zeit mit sich brachte beinahe zu ernst für einen Dichter und er wird ein zorniger Kämpfer für die Freiheit in seinen Wiener Spaziergängen.

Freiheit prangt als heil'ge Losung über deinen Friedenshütten,
Freiheit glänzt auf allen Bannern, drunter je dein Volk gestritten;
Besser als die Händ' in Fesseln taugen dir die Fessellosen,
Sei's das Schwert der Schlacht zu schwingen, sei's zu pflücken Friedensrosen.
Doch: Vertrauen heißt die Fessel, die dir gilt, dein Volk zu binden,
Und um Brüder sie und Brüder und um Fürst und Volk zu winden;
Wenn der heil'ge Regenbogen stolz sich wölbt durch Wettergrauen,
Strahlt aus ihm herab das große, schöne ew'ge Wort: Vertrauen!
Drum wohl darfst du stolz und freudig, Austria, dein Haupt erheben,

Durch der fernsten Zeiten Nebel wird dein Schild noch glänzend schweben!
Viel hat dich der Herr gesegnet, doch du darfst auch rühmend sagen,
Daß bei dir die edlen Keime reich und herrlich Frucht getragen! — —

Es sind diese Poesieen nächst den geharnischten Sonetten Rückerts vielleicht das Kühnste, was je ein deutscher Dichter gesungen. Leider hat ihm seine glühende Vaterlandsliebe den heitern poetischen Himmel zerstört und so finden wir ihn in seinem größern Gedichte, Schutt, zerfallen mit sich selbst und der Zeit, und er ist nicht mehr der freischaffende, sondern der leidende Reflex des Weltenjammers. In diesem Geiste ist nun auch das Buch der Liebe, wo die reine, heitere Minne gar sehr durch die finstern Gedanken getrübt wird und nicht selten großer Aufwand von Bildern und spitzigen Redefiguren den Mangel an unmittelbarem Ausdruck der Empfindungen schlecht verdecken. Dem ungeachtet ist und bleibt Anastasius Grün einer der größten Dichter unserer Zeit, von dem noch zu erwarten steht, daß er als reifer Mann die Deutschen mit gesundem, kräftigem Lebensmuthe, anstatt in die Nacht trübseliger Empfindungen, zu frischer Zuversicht auf baldiges Morgenroth führen werde, wie er so schön in seinem Epiloge zum letzten Ritter singt:

Erschallt, Posaunen der Wahrheit, damit es auferwacht!
Flammt auf, ihr Sonnen des Lichtes, erhellt die Grabesnacht!
Wie die Natur im Lenze am meisten wirkt und schafft,
So wirk' und walt' im Frieden des Menschen Schöpferkraft!
Begeist'rung, Himmelstochter, lass' dich zur Erde nieder
Und schwing' ob unsern Häuptern dein siegreich Banner wieder
Bann' ihn hinweg den Unhold, den Dämon unsrer Zeit,
Dies schläfriglahme Scheusal, genannt: Gleichgültigkeit!
Den Dämon mit dem Antlitz aus starrem Stein geprägt,
Der träg' im gleichen Takte die Hände klatschend schlägt,
Ob nun der Fürsten Bester dem treuen Volk sich zeige,
Ob ein geschminkter Gaukler die Bretterbüh'n besteige!
Ihr edlen deutschen Fürsten, erfaßt mit milder Hand
Den Zauberstab, den schönen, Lieb' und Vertraun genannt!
Ein Volk, das für den Fürsten gern Gut und Blut gegeben,
Wie könnt es jemals dürsten nach seinem Blut und Leben?!
Ihr edlen deutschen Völker, laßt uns auf oben baun,
Von Thronen und aus Sternen glänz' uns das Wort: Vertraun!

Das Zauberwort, das Herzen zur Opfergluth entzündet,
Die Menschen an die Götter, an Fürsten Völker bindet!
Das wahre Friedensleben wird herrlich dann erstehn,
Und doppelt fest wird Liebe der Throne Bau erhöhn,
Durchs Land, von Herz zu Herzen wird Liebe segnend gehn,
Und an des Landes Marken wird Kraft und Treue stehn.
Auf Feldern blüht dann Segen, in Städten rauscht der Fleiß,
Die Ström' und Straßen führen der Müh und Arbeit Preis,
Und drüberhin, als Zeichen der hohen Göttergunst,
Wölbt sich der Regenbogen der Wissenschaft und Kunst.
Deß wollen sie uns mahnen, die ehrnen Kraftgestalten,
Im Dome hier versammelt, ein streng Gericht zu halten;
Auf andrer Bahn als ihrer, führt uns zwar Ruf und Pflicht,
Das Ziel bleibt doch stets Eines: Recht, Seligkeit und Licht!
Und würdig, traun, ist Deutschland, des seligsten Geschicks,
Und werth bist du vor Allen, o Oestreich solchen Glücks!
Mein Oestreich, dessen Boden ich hochbegeistert küsse,
Und das ich freud'gen Stolzes, mein Vaterland begrüße!
Dein Fürstenhaus ist edel und mild, wie keines mehr,
Voll Treue Kraft und Hochsinn ist deiner Völker Heer,
Gesegnet reich vor Allen, ist deiner Gau'n Verein,
Sollst du nicht glücklich werden, wer sollte sonst es sein? — —

Auch in Nord-Deutschland erhob sich aber fast zu gleicher Zeit ein großer Dichter, der im Lyrischen und Dramatischen, aber ganz vorzüglich im Epischen Ausgezeichnetes lieferte. Das ist Julius Mosen, geb. 1803 in dem sächsischen Dorfe Marieney. Des Vaters Unterricht, die alten Klassiker, Bibel und deutsche Dichter bildeten den Jüngling, der schon im Jahre 1822 auf der Universität zu Jena im jugendlichen Freiheitstraume mehrere seiner vaterländischen Gedichte schrieb, welche schon jetzt im Volke leben. Dahin gehören: die letzten Zehn vom vierten Regiment, Andreas Hofer, der sächsische Tambour, der Löwe, die Völkerschlacht bei Leipzig, welches wir, weil es nur kurz ist hersetzen:

Es wollten viel treue Gesellen
Sich kaufen ein Vaterland
Zu Leipzig mit eisernen Ellen
Ein freies Vaterland.

Bei Leipzig ruhet begraben
Wohl mancher Mutter Kind,
Das Grablied sangen ihm Raben,
Die dort geflogen sind.

Was fraget ihr Todesgenossen
Die ihr da unten ruht:
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut.

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid!

Im Jahre 1824 starb sein Vater, er suchte seinen Schmerz durch die Befriedigung seiner längst gehegten Sehnsucht nach Italien zu mildern. Nachdem er in diesem Lande der Kunst mit einem Freunde ein schönes poetisches Leben zwei Jahre lang genossen hatte, fand er bei seiner Rückkehr in die Heimath Mutter und Geschwister in die größte Dürftigkeit versunken. Er hatte in Italien ein episches Gedicht: Das Lied vom Ritter Wahn gedichtet und hoffte mit dessen Herausgabe dem Elende der Seinigen zu steuern, allein er fand keinen Verleger und mußte den Gedanken aufgeben, sein Leben ausschließend der Poesie zu weihen, zu der er sich geboren fühlte. Da studierte er nun zu Leipzig die Rechte und zwar so eifrig, daß er schon 1830 die Advokatur erlangte. Seine juridischen Arbeiten in untergeordneten kleinern Aemtern, (denn erst später wurde er in Dresden als Armenadvokat angestellt) ließen ihm nur die Nächte für seine poetischen Arbeiten übrig. Er schrieb, weil man dergleichen lieber las, als epische Gedichte, auch Novellen, Tragödien und Lustspiele und mit Vergnügen sehen wir wieder einen Dichter, der sich in dieser Zeit der Zerwürfnisse aus dem selbstquälerischen Zustande eines reizbaren Gemüthes gewaltsam zu erheben wußte; denn in seinen Poesien ist die lebendigste Jugendfrische, wel-

ches sich bereits in seinem ersten Epos, das endlich im Jahr 1831 herauskam, kund that. Ueber die Sage vom Ritter Wahn äußerte er sich selbst im Vorwort folgendermaßen: Ein besonderes Sagengeschlecht, welches von unnennbarer Sehnsucht, von Wanderung in ein schönes, wunderbares Land, Helmweh, Rückkehr in die Heimath, und vom Untergange daselbst handelt, lebt in vielfacher Gestaltung in den entferntesten Gebirgsgegenden Italiens. An einem anderen Orte habe ich bereits zu zeigen mich bemüht, daß diese Sagen in und durch die Zeit der großen Wanderung germanischer Völker begründet, durchaus germanischen Ursprungs sind. Zu dieser Sagenwelt gehört unstreitig der Stoff meines Gedichtes, wie er auch immer im Verlaufe tausendjähriger Zeit in verschiedenen Weisen ausgeprägt worden ist, und in ihm, wie in einem vielseitig geschliffenen Krystall vielfache Lichter menschlichen Träumens und Dichtens zu Farben des Regenbogens sich gebrochen haben. Während ich mich vor einigen Jahren in Italien aufhielt, hörte ich in Cortona einen Mandolinenspieler dem um ihn herum versammelten Volke die Sage erzählen und nahm sie auf. In welcher Weise ich die, wie auf einem Marmorblocke flüchtig vorgezeichneten Gestaltungen herauszuarbeiten bemüht gewesen bin, und wie endlich ein Meiselschlag den andern gegeben hat, liegt vor. — Mehrere meiner Freunde, welche ich wegen Herausgabe dieses Gedichts zu Rathe gezogen, wünschten den italienischen Stoff beigedruckt zu sehen. Ich fand kein Bedenken dieses zu veranstalten. Nicht umsonst würde ich Zeit, Lebensverhältnisse, und manches andere aufgeopfert haben, wenn, das wunderbare Vließ dieser Sage dem Fremden möglichst abgerungen zu haben, meine Landsleute erfreuen könnte! —

Das Gedicht selbst schreitet aufs Lebendigste fort, so daß der Leser das Buch nicht weglegen kann, er muß es in einem Zuge bis zu Ende lesen. Sehr glücklich gewählt ist das Versmaß, höchst klar und einfach die Sprache; die Bilder, neu und anmuthig, sind nicht künstlich herbeigezwungen, sie ergeben sich gleich sprachüblichen Tropen, wie von selbst und dabei ist überall so viel Bedeutung und durchweg die reinste, keuscheste Gesinnung. Da das Gedicht so wenig bisher bekannt ist, können wir es nicht unterlassen ein Aben-

teuer aus demselben hieher zu setzen. Ritter Wahn, nachdem er schon den Tod bezwungen und in den Himmel gekommen, wo ihm der Ritter Georg als Gefährte beigesellt wird, bekommt eine unbezwingliche Sehnsucht wieder zurück zur Erde:

Wahns Heimweh.

Schau hin, Georg, was steigt mit mattem Schimmer
Dort auf, und geht einher so hoch und leicht
Durch vieler Sterne strahlend Glutgeflimmer?

Wie wird mir doch in meinem armen Herzen?
Es klingt durch meine Seele wie ein Lied
Von einst erlebten Freuden und von Schmerzen.

Das spricht herauf zu mir, das wirkt, das nicket,
Gleich einer Mutter, die ihr Kindlein hascht,
Und herzlich lächelnd an die Brust es drücket.

Wie ist mir doch so wohl! Auf jenem Sterne,
Ists anders eine Welt, wie andre sind,
Wär' ich, o Bruder, ach von Herzen gerne!

Jetzt rollt sie her, die Kugel; und wie helle!
Jetzt hebt sie sich empor, und kommt herauf.
Wie sie so stattlich ziehet und so schnelle!

So rufet Wahn mit freudiger Geberde,
Und Sankt Georg antwortet ihm darauf:
Kennst unsre Heimath du nicht mehr, die Erde?

Bist du's, o Erde? ruft voll Schmerz der Ritter.
Unsterblich bin ich; aber dich zu sehn
So fernab rollen — ach das ist zu bitter.

Nicht also Freund, spricht Sankt Georg mit Bangen.
Der Ritter achtet's nicht und spricht so fort,
In seiner Heimath Schauen ganz vergangen.

Drei Ketten sind es, die den Hals mir zieren,
Helene gab sie mir; doch sie zu sehn,
Wollt' ich das Kleinod unbeklagt verlieren.

Ob sie noch weilet in dem schönen Garten?
Dort an dem blauen See, im weißen Schloß
Steht sie vielleicht, mich brünstig zu erwarten.

Freund! wiederholet Sankt Georg mit Bangen.
Doch hörts der Ritter nicht, und spricht sofort,
In seiner Heimath Schauen ganz befangen:

Dich einmal nur zu schauen noch im Leben,
Traun, alle Hab' und meine rechte Hand
Woll' ich um solches Labsal gern hingeben.

Nur einmal möcht' an deinem Blick mich letzen,
Dran wollt' ich auch mit freudevollem Muth'
Das Licht der Augen unbedenklich setzen.

Nicht so vermessen, sagt Georg mit Beben,
Sprich von dir selbst, o Bruder, ohne Scheu,
Nicht so vermessen von dem Erdenleben!

Doch Ritter Wahn läßt sich dadurch nicht wehren
Zu rufen und mit wilder Leidenschaft
Das einst Verlaßne wieder zu begehren.

Hör' ich nicht dort das Tönen von Schalmeien,
Nach deren Wohllaut drunten in dem Thal
Die flinken Mägdlein sich zum Tanze reihen?

Fährt der Ritter fort: am untern Himmel
Wie fliegt der Wolke wechselndes Gebild!
Ihm gleicht der Menschen buntes Frohgewimmel.

Mir tönet's wie heran zu meinen Ohren:
Komm' her, noch einmal, einmal her zu uns,
Daß du lebendig wirst und neugeboren!

Ja wahrlich, meinen Leib wollt' ich verlieren,
Könnt' ich zu euch hinunter noch einmal
Mit aller Menschenlust und süßen Gieren!

Könnt ich noch einmal auf Erden wandeln
Dahin am klaren Strome durch die Au,
Das Heil der Seele wollt' ich traun verhandeln.

Armsel'ges Menschlein! was hast du gesprochen?
Ruft ängstlich Georg; das wird fürwahr
Dereinst vom ew'gen Gott an dir gerochen.

Ein Gegensatz zu dem Ritter Wahn, wo die Vereinigung der Seele mit Gott dargestellt wird, wollte er in dem Gedichte Ahasver ausführen, um zu zeigen, wie sich das Menschengeschlecht trotzig dem Christenthum gegenüberstellt; allein so schön das Gedicht an sich ist, will sich doch auch ihm nicht die Mythe vom ewigen Juden, an der alle Poesie scheitern muß, fügen und es ermangelt der Klarheit, die unsern Dichtern sonst so eigen ist. Indeß wurde er auf diese Weise der wüsten Elemente los und wandte sich um so gekräftigter zu dem reinern Ideale seines schöpferischen Geistes, in welchem er so gerne das gesammte Völkerleben in der Weltgeschichte als ein einziges Großes ansieht, das sich wieder in einzelnen Völkern und Menschen verklärt und in seinen Gegensätzen steigert, so daß ihm die Geschichte selbst für die Geschichte Gottes gilt. In neuster Zeit wandte sich Mosen der Novellistik und Dramatik zu. Sein Trauerspiel Kaiser Otto III. wurde schon in Dresden und Leipzig mit großem Beifall gegeben. Hieher gehört auch das Trauerspiel Cola Rienzi und das satyrische Lustspiel die Wette, worin der polizeiliche Schnüffelgeist persiflirt wird. Sein historisches Schauspiel Heinrich der Finkler nennt er selbst ein inniges Gebet zu dem Gott seines Volkes. Möchte diesen trefflichen Sänger Muße und allseitige Begünstigung noch zu vielen Werken ermuntern und ihm die Frische und Heiterkeit seines Geistes bis ins Greisenalter bewahren.

Immermann und Platen.

Glücklicher als Mosen waren zwei gleichzeitige Dichter, Immermann und Platen, denn ihr Talent wurde nicht nur

anerkannt, sondern auch von einem großen Haufen der Nation überschätzt. Diese Gunst verdanken sie theils ihren gelehrten Kenntnissen, theils aber ihrem Bestreben, die herrschenden Kunstideen der damaligen gelehrten Welt zu verbreiten und ihnen gemäß zu dichten. So geschah es, daß beide eben in der Gelehrtenwelt berühmt wurden, ohne daß je das eigentliche Volk ihren Namen kannte. Karl Immermann wurde 1796 zu Magdeburg geboren, studierte 1813 zu Halle, folgte dem Rufe des Vaterlandes als Freiwilliger, kam in den Staatsdienst und starb 1841 als Landgerichtsrath zu Düsseldorf. Er war ein Mann von edler vaterländischer Gesinnung, voll ernsten Geistes, der stets über dem Gemeinen schwebt; allein eben dieser Ernst und zum Theil ein allzu einseitiger Begriff von dem Wesen der Poesie, verleitete ihn zu einer Verachtung der öffentlichen Meinung und machte, daß er störrig in seiner wunderbaren, nach Bedeutung ringenden Weise verharrte, die Niemand zusagte als seinen gelehrten Freunden und einer Schule verbildeter Geister, die sich eben damals in Berlin erhob. Seine besten Kräfte widmete er dem Theater, das er durchaus umschaffen wollte, zu welchem Zwecke er eine Menge von Trauer- und Lustspielen schrieb, deren keins den allgemeinen Beifall erlangen konnte. Großes Wesen machen seine Freunde noch immer aus seinem Romane: die Epigonen, worin die Zustände nach der Juliusrevolution in Bildern dargestellt werden sollten, allein die Bilder sind theils so ungeheuerlich und abenteuerlich, theils der gemeinen Wirklichkeit bis zum Ekel entnommen und sichtlich den Göthischen Romanen nachgebildet, so daß wenig Poesie für solche Leser, die eine suchen und wenig Unterhaltung für das gewöhnliche Lesepublikum vorzufinden ist. Besser ist sein humoristischer Roman Münchhausen, wo er manche berühmte Zeitgenossen, deutsche Zustände und dergleichen geißelt und in der Episode von dem westphälischen Schulzen eine schöne deutsche Idylle liefert; nur ist des Bizzaren und Wunderlichen eben auch noch zu viel vorhanden. Unter seinen dramatischen Werken verdienen Andreas Hofer oder das Trauerspiel in Tyrol und das Lustspiel, das Auge der Liebe, ehrenhafte Erwähnung. Nach allem diesen muß man ihm allerdings seltenen Reichthum der Phantasie, Herrschaft über die Sprache und tüchtige Gesinnung

zuerkennen, allein wahre poetische Schöpfungskraft, die lebendig ist und wieder Leben schafft, zeigt er nur, wenn er sich an fremde Erzeugnisse lehnt. Sein letztes Werk, das er leider nicht vollenden konnte, Tristan und Isolde, ein Gedicht in Romanzen, bekräftigt diese Ansicht. Der alte Dichter Gottfried von Straßburg und sein Meisterwerk Tristan und Isolde begeisterten ihn zu dieser Dichtung, so daß er das alte Kunstwerk nachbildend und für unsere Zeit umbildend keinen schönen Zug, kein gelungenes Bild, keine erhabene Stelle übersieht, aber überdies das Mangelhafte ergänzt, die Lücken ausfüllt und mit der schönen Eigenthümlichkeit seiner Seele verschmelzt, so daß seit Romeo und Julie kaum ein Dichterwerk den Traum der Liebe anmuthiger und hinreißender malte, als er. Wir setzen zur Probe das Vorspiel her, um sich einen Begriff von der schönen Sprache und der zarten minniglichen Empfindung zu machen, die darin waltet:

Die Welt, die draußen sich vermißt,
Gehört nicht eigen mir, das wißt.
Ich lasse die da draußen schalten,
Läßt sie die meine mich behalten.
Die draußen führt ein laut Geschrei
Und regt viel tausend Arm' und Hände;
Mit Dichten, Trachten, Schelmerei
Beginnt sie stets, bringt's nie zu Ende,
Indeß vollendet im Gemüth
Vom Urbeginn, die Andre blüht!

Die Wunderros' im Wunderthale,
Geküßt vom ersten Sonnenstrahle! —
Die späteren sind ihr zu frech,
Sie thut davor ihr Haupt hinweg,
Verbirgt es in der Blätter Grünen,
Die spreiten ihr ein schirmend Dach;
Geschützet vor des Lichts Erkühnen
Verträumt die Rose so den Tag;
Erwacht zu Nacht; ihr hold Gesichte
Schaut wieder nach dem ersten Lichte.

Die Ros' in meines Herzens Thal,
Zu der sich immerdar nur stahl

Das zärteste, das früh'ste Leuchten
Des Sonnengotts im Morgenfeuchten;
Die zücht'ge Träumerin, versteckt
In bergend Laub und nie gefunden
Vom heißen Tag, zum Gruß geweckt
Allein vom Gruß der trautsten Stunden;
Die hohe, keusche Wunderblüth',
Ewig vollendet im Gemüth:

Das ist die schöne Welt der Liebe,
Das ist die Welt der schönen Liebe!
Der edlen Herzen nährend Brot,
Der süße Gram, die holde Noth!
In ihrem Zauberreiche stehen
Die Schmerzen in der Wonnen Pflicht;
Wem nie von Liebe Leid geschehen,
Geschah von Lieb' auch Liebes nicht.
Ist einer der um ihre Schmerzen
Nicht alles trüg' in seinem Herzen?

Allein, wie gesagt, Immermann konnte das Gedicht so wenig vollenden, als Gottfried von Straßburg, der Tod raubte ihn in der Fülle seiner Manneskraft, und es stand zu erwarten, daß er in dieser Weise vieles Herrliche geschrieben hätte, was uns entschädigen würde für das Verfehlte in seinen Jugendwerken.

August Graf Platen zu Hallermünde war geb. 1796 zu Anspach, diente seit 1814 als bairischer Offizier, verließ aber aus Liebe zu den Wissenschaften diese Laufbahn, studierte zu Würzburg und Erlangen Philosophie, alte und neue auch orientalische Sprachen, war ein eifriger Schüler Schellings und Rückerts und lebte seine letzten Jahre in Italien, wo er auch 1835 wohl zu früh für seine Freunde und Deutschland starb. Auch er hatte wie Immermann mehr Kenntniß und Gewandtheit der Form als Schöpfungskraft und dabei eine so hohe Meinung von seinem Talente, daß er nothwendig seine Feinde zum Angriff herausfordern mußte. Man nehme nur z. B. folgendes Gedicht:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen,
Doch schon als Jüngling hab ich Ruhm genossen
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Mährchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Dieses Gedicht sollte seine Grabschrift sein, zeigt aber in welcher Selbstverblendung der Mann gewesen sei. Er schilt seine Zeit böse und hatte recht und manches gedruckte und ungedruckte Lied strafte die Lenker dieser Zeit, nur sind diese Lieder nicht poetisch. Auch ist es wahr, daß er mehr gelernt als irgend ein Dichter und daß er Sprache und Versbau gehandhabt, wie Rückert etwa ausgenommen keiner, daß er Gesänge aus verschiedenen Stoffen, orientalische Gaselen, italienische Sonetten und dergleichen aufs Zierlichste verfertigt und auch Lustspiele nach Aristophanes geschrieben habe; allein seine Lieder sind mit dem Verstande gemacht und künstlich in Form gebracht und Niemand singt sie; für die Schule allenfalls um Metrik daran zu lehren, taugen sie; seine morgenländischen Mährchen und lyrischen Spielwerke haben das Schicksal der Rückert'schen, sie sind schön wie die Sterne, allein man begehrt sie nicht; seine Lustspiele will man nicht aufführen und so witzig sie auch sind, kann man dem Dichter doch nicht hold werden, der so grob und anmaßend Dichter und andere Zeitgenossen angreift. Hat er keinen andern Gegenstand der Satyre in Deutschland gefunden? gerade Dichter, die vielleicht in unserer Zeit am treuesten ihre Pflicht erfüllt, verdienen nicht solchen Spott, da ohnehin das prosaische Philisterthum auf Gelegenheit lauert sie in ihrem poetischen Frieden zu stören. Allein er wollte reformiren, den Parnaß säubern von allem Unreinen, Mittelmäßigen und Schlechten, darum schrieb er zuerst sein Lustspiel: die verhängnißvolle Gabel, worin er Müllner und die ganze Schule der Schicksalstragödien meistert. Das war

wohl gut und zeitgemäß, doch nicht der anmaßende der beleidigende Ton eines Dichters ist zu loben, eines Dichters, der selbst noch keine Schuld, keine Ahnfrau geschrieben, noch schreiben konnte. Darauf folgte das zweite Lustspiel: der romantische Oedipus, worin er seinen ganzen Zorn gegen die Berliner und alle Norddeutschen und gegen die dort verehrten Dichter Immermann und Heine losläßt. Allein wie schwach und albern wird oft die Satyre, wo er den einen Nimmermann einen schwulsteinpöckelerischen Musensohn nennet und von Depeschenmordbrandehebruchstyrolerin, phantastischplatten Quintessenztragödien u. dgl. Dingen in dergleichen klafterlangen Wörtern spricht und das Alles im vollen Ernste für aristophanischen Witz hält. Immermann rächte sich durch die Posse: der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier, wo es freilich auch nicht allzu witzig hergeht. Desto schärfer und schneidender geißelte ihn Heine, dessen Satyre aber kein Rechtschaffener ohne Abscheu lesen wird, da sie den Charakter Platens der rein und lauter war, aufs Schändlichste antastet. Allein die Meisten gönnten ihm sogar diese Kränkung, da er selbst in seiner Anmaßung außer den Griechen und Göthe alles herabsetzt, nicht einmal Shakespeare und Schiller für Dramatiker will gelten lassen. Indessen konnte er selbst, so sehr er strebte, nichts als künstliche Verse und langweilige Tragödien von allen Farben zu Stande bringen, so großen Anlauf er immer nahm zu einer großen Nationaldichtung und er irrte sein ganzes Leben in finsterer Nacht, von der eines seiner wenigen Gedichte singt:

Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht,
In der Nacht, in der Nacht
Das Thor mit dem gothischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen mir Acht,
Die wallten so sacht

In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben unzählig entfacht
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in die Nacht, in die Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht
Im Herzen die pochende Reue.

Das junge Deutschland.

Nichts Anders, als eine Fortsetzung dieses begonnenen Dichterstreites, war eine neue Schule, welche unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannt ist, und insgesammt wenigstens Anfangs, gegen Göthe und alle Poesie, die nicht national und poetisch war, auftrat und als im Jahr 1830 die Julirevolution ausbrach ihren Witz und ihre Satyre auch gegen die Regierungen wandte. Eigentliche Dichter waren außer Heine darunter keine, sie schrieben nur meist Romane, Novellen und eine Art Kritiken, Denkwürdigkeiten und Reisebeschreibungen, wie schon Kotzebue gethan, nur witziger, geistreicher, aber auch dreister und revolutionärer, wie sie denn in ihren Sitten mehr oder minder den Romantikern der neunziger Jahre glichen und auch in ihren Schriften Sittlichkeit, Christenthum und alles Alte und Ehrwürdige angriffen. Für den Stifter dieser Schule hält man gewöhnlich den geistreichen Wolfgang Menzel, der in seiner Geschichte der deutschen Literatur auf folgende Weise raisonnirt: „Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den

gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre, wie durch Repositorien schreiten können. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Die Feder regiert und dient, arbeitet und lohnt, kämpft und ernährt, beglückt und straft bei uns. Wir lassen den Italienern ihren Himmel, den Spaniern ihre Heiligen, den Franzosen ihre Thaten, den Engländern ihre Geldsäcke und sitzen bei unsern Büchern. Das sinnige deutsche Volk liebt es zu denken und zu dichten und zum Schreiben hat es immer Zeit. Es hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Die Schulgelehrsamkeit, die Lust am Fremden, die Mode, zuletzt der Wucher des Buchhandels haben das Uebrige gethan, und so baut sich um uns die unermeßliche Büchermasse, die mit jedem Tage wächst, und wir erstaunen über das Ungeheure dieser Erscheinung, über das neue Wunder der Welt, die cyklopischen Mauern, die der Geist sich gründet.

Das schulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die gesunde unmittelbare Anschauung hat einer hypochondrischen Reflexion Platz gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern, statt sie aus der Natur zu entlehnen. Man stellt die Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus. Man weicht von dem ursprünglichem Zwecke der Wissenschaften ab und macht nur die Mittel zum Zweck. Ueber den gelehrten Hülfsmitteln vergißt man die Resultate. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-kritische Gelehrsamkeit ungenießbar gemacht. Man frägt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Citate. Man freut sich kindisch wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich gethan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man

häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit eben so vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung werth ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt, die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Reflexionen, Anspielungen und Citate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrsamkeit nicht einen nachtheiligen Einfluß übte.

In der eigentlichen Schulweisheit, namentlich in den sogenannten Brotwissenschaften herrscht ein Mechanismus (vulgo Schlendrian) der in den alten Gleisen völlig seelenlos sich fortbewegt. Die Universitäten sind Fabrikanstalten für Bücher und Büchermacher geworden. Man weicht von gewissen Formeln der Schule nicht ab und jede neue Generation machte ihre Exercitien darnach. Aber die ursprüngliche Wahrheit wird verdunkelt durch die unendlichen Commentare. Die Sache auf die es eigentlich ankommt, verschwindet endlich unter der Last der Citaten, die sie beweisen sollen. Das Leben entflieht unter dem anatomischen Messer. Das Wichtigste wird langweilig, das Ehrwürdigste trivial. Der Geist läßt sich nicht auf die Compendien spannen, und die Natur greift kräftig durch die Paragraphe, die sie einzuschließen wagen."

In diesem Tone der Anmaßung, worin Wahrheit und Irrthum humoristisch mit dem Leser spielen, fährt er fort, nennt Jakob Böhme einen großen Philosophen und Poeten und setzt Göthe, der damals noch lebte herab, wie einst Kotzebue und Merk gethan und wird auf diese Weise ein Abgott der Jugend. Beinahe zu gleicher Zeit stoßen zwei Israeliten Ludwig Börne und Heinrich Heine in dasselbe Horn, der eine ein ernster über den bürgerlichen Druck seiner Glaubensgenossen schmerzlich ergriffener und gewaltig entrüsteter Mann, der mit seltener Kraft der Rede, glänzendem Witz und scharfem Verstand in ästhetischen und politischen Schriften aller Art die neuen Freiheitslehren predigte; der andere ein leichtfertiger Roquairol, mit einem schönen lyrischen Talente, springendem Humor und, wie er selber schreibt, von lockern Sitten.

Bei seinem ersten Auftreten als lyrischer Dichter in Berlin 1827 entzückte er alle Welt; dieses leichte natürliche ungezwungene Singen einer freien jugendfrischen Brust, diese bunten, wunderlustigen, glänzenden Elfen und Feen, dieser wehmüthige Schmerz der aus den schönen Augen seiner Lieder so rührend herausschaut, alles das wirkte mit unbeschreiblichem Zauber und er konnte wohl mit Recht von sich rühmen:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen
So wird auch der meine genannt.

Doch der junge Dichter wurde von Freunden und der Welt zu sehr gehätschelt und ließ sich von seinem Witze verleiten, aller Empfindungen auch der heiligsten zu spotten und also auch seine Leser zum Besten zu halten, so daß er sich erlaubte, mitten unter die ernstesten und gefühlvollsten Verse platte und gemeine Späße hineinzuwerfen und was er eben bis zu den Sternen erhob, gleich wieder bis in den Koth zu treten.

Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

Mein Fräulein! sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

Oder:

Denkst du der Vögel und der Bäume
Des schönen Gartens, wo du oft
Geträumt der Liebe junge Träume,
Wo du gezagt, wo du gehofft?

Es ist schon spät, die Nacht ist helle,
Trübhell gefärbt von feuchtem Schnee,

Ankleiden muß ich mich nun schnelle
Und in Gesellschaft gehn. O weh!

Wir enthalten uns, um unser Buch nicht zu verunreinen, viel ärgere anzuführen. So lüderlich hingeworfene Verse machten ihn zum Dichter der Lüge, der alle Gefühle, selbst die seinigen dem Gelächter preisgiebt und so die Poesie selber leichtfertig vernichtet. Er schrieb darauf Reisebilder, Zeitungsartikel und dergleichen in Prosa, von der Gustav Pfitzer urtheilt wie folgt: „Wir sind weit entfernt ihm ein großes Talent auch für die Prosa abzusprechen; er besitzt in ausgezeichnetem Grade die formellen Bedingungen und Eigenschaften dafür: große Gewandtheit und Klarheit des Ausdruckes neben der seine Leistungen in der Poesie bedingenden glücklichen Anschauungs- und Einbildungskraft, die dem Prosaiker nicht minder noth ist, als dem Dichter, aber bei jenem etwas mehr gezügelt und gemäßigt, statt gespornt sein will. Nicht nur steht ihm das, was ein Autor aus sich selbst zu schöpfen hat: Verstand, Geist, Witz, Combinationskraft in reichem Maaß zu Gebot: auch sein Gedächtniß ist mit einem ansehnlichen Vorrath von Kenntnissen und von Wissen ausgestattet, ohne daß er jedoch in irgend einem Fache auf den Namen eines Gelehrten wird Anspruch machen wollen. Nicht nur die Begabung zu einem glücklichen Prosaisten besitzt Heine; er hat sich auch schon als solcher gezeigt, wenigstens in einzelnen, kürzeren Abschnitten seiner Schriften, wenn er sich eine Weile des unmäßigen Haschens nach Witz, der Medisance, der Liederlichkeit enthielt, wenn der Gegenstand günstig war und ihn eine Weile zwischen den ihm verderblichen Extremen, die ihn magnetisch anziehen, schwebend erhielt." —

Wie es scheint, bewog ihn Furcht vor den Behörden, da er sich in seinen Schriften die ungezogensten Schmähungen erlaubte, Deutschland zu verlassen und gleich Börne nach Paris zu ziehen, wo er sein Büchlein „zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland" schrieb und vor den Franzosen mit deutscher Gelehrsamkeit prahlte, die er nicht besaß, wie denn sein Oheim in Hamburg sehr witzig und richtig von ihm sagt: „hätte er was gelernt, so brauchte er nicht Bücher zu schreiben." Wie

wenig Schöpfungskraft er besitze, ist am Tage, da er schon so lange außer Flugschriften und Zeitschriftartikeln Nichts geliefert. Mit Börne entzweite er sich, drückte aber nach dessen Tode durch seine Schrift: Ueber Börne vollends das Siegel auf seine niedrige Denkungsweise. Er nennt selbst seine Lieder vergiftet und sie sind in der That für unsere Jugend zu Gifte geworden, zu Gifte besonders für diejenigen Israeliten, die sich, angeweht von dem mächtigen Odem des Jahrhunderts, begünstigt von der Duldsamkeit der öffentlichen Meinung und der Gesetze sich aus den Fesseln des Rabbinismus befreien und europäische Wissenschaft und Poesie ergreifend, sich unter die freimüthigen Sprecher und Verkündiger einer neuern, bessern Zeit zu stellen wagten. Waren auch einige so glücklich, den rechten Weg einzuschlagen und gleich Spinoza oder doch Mendelsohn durch gründliches Studium sich einen redlich erworbenen Ehrenplatz unter den deutschen Schriftstellern zu verschaffen, oder wie Michael Beer, Ludwig Robert, August Frankl u. A. einer ernsten Muse ernstes Streben zu widmen, so ließen sich doch die Meisten von Heines Beispiel verleiten, nichts Gründliches zu lernen wie er und sich durch leichtfertigen Witz und gemachten Humor ein Lesepublikum zu verschaffen, das aus den getreuen Anhängern des Kotzebue-Claurenischen Geschmacks besteht und nichts Anderes vertragen kann, als solche leichte Waare. „Es gibt nichts Gemeines," sagt Göthe, „was, fratzenhaft ausgedrückt nicht humoristisch aussieht;" und das ist der Kunstgriff dieser Sudler, daß sie sich eben auf Fratzenbildung verstehen, was dann für Humor gelten soll. Mit diesen Leuten sollte man jedoch das junge Deutschland, so sehr es sich auch in mancher Hinsicht an gutem Geschmack und Sitten versündigte, nicht vermengen; wir finden darunter junge Männer, deren edles Bestreben Achtung verdient.

Der würdigste und gelehrteste im jungen Deutschland ist allerdings Ludwig Wienbarg aus Hamburg, der in seinen ästhetischen Feldzügen und in andern kritischen Schriften, ernsten Sinn und tüchtiges Streben zeigt, auch Göthe und andere Schriftsteller der Deutschen hochstellt und nur durch seine politischen und religiösen Meinungen dem jungen Deutschland angehört. Burschiköser und kecker, von Heinescher Gewandtheit und mit Börne-

scher Prosa trat Heinrich Laube mit seinem Romane das junge Europa auf; worauf denn bis auf jetzige Zeit mehrere folgten, die durch große Schönheiten und in den letztern durch den gemäßigten Ton eines zur Harmonie strebenden Geistes, den Beifall verdienen, der ihnen geworden. Ob sein dramatisches Talent, denn auch in dieser Gattung will er sich versuchen, — auslangen werde, steht zu erwarten.

Karl Gutzkow, der durch seine Romane, Mahaguru und Wally, Religion und Sittlichkeit verletzte, veranlaßte ein Zerwürfniß mit Menzel und auch Einschreiten der Behörden, so daß alle Schriften des jungen Deutschlands mit Verbote belegt wurden. Gutzkow, dem man Frische des Talents und Darstellungskraft nicht absprechen kann, hat sich seitdem zum wahren Literaturleben erhoben; sein: Göthe aus dem Wendepunkte zweier Jahrhunderte und die Romane Seraphine und Blasedow versöhnen ihn allmählig auch mit dem bessern Theile des Publikums. Auch er hat bereits für das Theater geschrieben, es scheint aber diese Gattung seinem Talente nicht angemessen zu sein. Nun folgte eine Reihe talentvoller Schriftsteller, die ihrer jugendlichen und freien Gesinnung wegen, wenn auch von verschiedensten Richtungen dem jungen Deutschland doch im besten Sinne und mehr in Wienbargischem Ernste dürfen beigezählt werden wie z. B. Mundt, Kühne, Willkomm, Glasbrenner, Dingelstädt und dann der zu früh gestorbene Dichter Waiblinger, zuletzt Fürst Pückler, Freiherr von Sternberg, Friedrich von Hayden und Leopold Scheffer, die solch freie Sprache auch in die Kreise der höhern Gesellschaft spielen. Ein tüchtiger Mann der Bewegung, gereift durch Studien und Erfahrung, mit der neuesten Philosophie bekannt und von gewandter Feder ist Theodor Mundt. In seinen „Lebenswirren" hat er das Jahr 1833 trefflich geschildert, seine übrigen Schriften läutern sich immer mehr und seine Vorlesungen über die Literatur der Gegenwart, die er im Jahr 1842 in Berlin gehalten, geben einen trefflichen Ueberblick. Sein Freund Friedrich Kühne, jetzt in Leipzig, hat, in seinen Romanen und Novellen und biographischen Gemälden mehr Denker als Dichter, Charakterzeichnungen und Schilderungen von

seltener Anschaulichkeit und Wahrheit. Auch Ernst Willkomm berechtigt durch seinen Roman: die Europamüden zu frischen Hoffnungen. Adolph Glasbrenner in Berlin, hat in seinen Erzählungen und andern Dichtungen einen heitern, anspruchlosen Humor, der in dieser Zerrissenheitsperiode wohlthuend wirkt. Franz Dingelstädt als Lyriker und Novellist vielseitig thätig, scheint noch nicht den rechten Standpunkt seines Talents gefaßt zu haben. Wilhelm Waiblinger, aus Würtemberg, ein bedeutendes Dichtertalent, erging sich anfangs in alter Formlosigkeit des jungen Deutschlands, gewann aber in Italien diejenige Mäßigung und Ruhe, die zu ächtpoetischen Erzeugnissen erforderlich ist und seine lyrischen, dramatischen und epischen Dichtungen die er dort geschrieben beurkunden ein seltenes Talent: leider entriß ihn uns der Tod, ehe er noch die Hoffnungen des Vaterlandes erfüllen konnte. Endlich ist Fürst Pückler von Muskau zu erwähnen, dessen Briefe eines Verstorbenen Göthe mit Vergnügen las und ein willkommenes Buch für die gute Gesellschaft nannte. Allerdings haben seine Schriften bei einer bewunderungswürdigen Darstellungsgabe das Gute, der in allzu plebejischer Gemeinheit versunkenen deutschen Literatur des jungen Deutschlands denselben Dienst geleistet zu haben, welchen sich Göthe einst von der Wiedereinführung der französischen Dramatiker versprach, — er lehrte Dreistigkeit und Kühnheit der Gedanken und Gesinnung mit Feinheit und Anmuth der Sitte vereinigen. Dasselbe dürfte auch von dem Freiherrn Alexander von Sternberg gelten, der aber, produktiver durch seine Novellen, einen großen Theil des Lesepublikums für sich hat. Die vornehme Welt schildert auch der reichbegabte Friedrich von Hayden, dessen Romane und Novellen um so anziehender sind, da sie ein poetisches Gemüths- und Naturleben verrathen. Sehr wahr sagt Mundt von ihm, „wir haben es hier mit einem eigenthümlichen Geiste zu thun, der dem literarischen Marktgewühl fremd, noch um der reinen Lust des Schaffens willen dem Schaffen hingegeben sich in einer gewissermaßen jungfräulichen Weit der Richtung ergeht und darin stets ursprüngliche Gebilde voll unverdorbener Lebenskraft und mit wahrhaft poetischer Liebenswürdigkeit hervorzaubert. Er hat sich auch als Epiker und Dramatiker gezeigt

und seine Schauspiele wurden schon mehrmal mit Beifall gegeben. Auch Leopold Scheffer aus Muskau bewegt sich in solch glücklichen Verhältnissen, daß er sich der reinen Lust des Schaffens überlassen darf; seine Romane verrathen tiefe Menschen- und Weltkenntniß und sind nicht selten von erschütternder Wirkung und ergreifender Wahrheit, je kühner er in's innerste Seelenleben sich eintaucht; doch ist er selten Herr über die Form und seine Schreibart erinnert an die bizzarren Sprünge und Härten J. P. Richters. Durch seinen Laienbrevier versuchte er wieder die alte didaktische Poesie einzuführen, doch wie es scheint ist dieser Versuch nicht zeitgemäß. Den Schluß dieser jugendlichen Dichter macht ein Schriftsteller, der als Repräsentant der ganzen Verzweiflungspoesie gelten kann, Dietrich Christian Grabbe, geboren zu Detmold 1801 gestorben 1836, von seiner Mutter seit seinem vierten Lebensjahre mit Branntwein auferzogen, in seiner Kindheit schon durch wilden Trotz ausgezeichnet und dann als Jüngling und Mann der rohesten Sinnlichkeit und dem Trunke ergeben, mußte das reiche poetische Talent, so sehr er es mit unablässlichen Studien nährte, zu Grunde gehen. Er studierte zu Leipzig die Rechte, konnte aber, seiner zurückstoßenden Persönlichkeit wegen lange kein Amt erhalten, bis er endlich in seinem Vaterlande als Regiments-Auditor angestellt wurde. Sein erstes Trauerspiel Herzog von Gothland ist das Entsetzlichste, was je ein Mensch geschrieben; zum Glück durfte nicht Alles, so wie es im Manuscripte stand, gedruckt werden. Die folgenden Tragödien und Lustspiele, die er während der heftigsten Gemüthsbewegungen dichtete, da ihn eine zurückgewiesene Leidenschaft zu einem Mädchen ergriffen hatte, waren eben so ungeheuer und ungenießbar, Alles verhöhnend, Alles bekämpfend und keines Menschen, keines Ansehens schonend. Endlich erzwang er sich die Hand seiner Geliebten, die schon als Braut ihr und sein Verderben voraussah; aber jetzt warf ihn Krankheit, die Folge seines wüsten Lebens, nieder, wozu Zerwürfniß mit seinen Vorgesetzten, mit seiner Gattin, mit sich selber kam. Im tollen Wahne, er sei zum Feldherrn geboren, verlangte er von seinem Fürsten eine Hauptmannsstelle, die er freilich nicht erlangte. Er wurde endlich nach unablässigen Versäumnissen und Fahrlässigkeiten, nachdem er es trotzig selber verlangt,

gänzlich entlassen. Da verließ er auch seine unglückliche Gattin, deren klugen Rath er nie hören wollte und folgte dem Rufe Immermanns nach Düsseldorf, wo er zur Aufnahme des dasigen Theaters mitwirken sollte. Doch sein fortgesetztes Säuferleben, während dem er gleich dem dämonischen Hofmann seine bizarren Dichtungen entwarf, führten ihn endlich seinem Tode entgegen. Beinahe sterbend schleppte er sich nach Detmold zurück, versöhnte sich mit seiner Gattin und starb, von Niemand beweint, als ihr, die er so sehr gekränkt im Leben und von ihrer treuen Hand gekrönt mit dem Lorbeerkranze, der ihm jedenfalls gebührt, ob er sich gleich eben so sehr an der Kunst versündigt hatte, als an sich selbst und der Menschheit. Er hatte Anlagen zu gigantischen Werken, kannte aber die Schönheit nicht und sein Schaffen war mehr das krampfhafte Bestreben einer kranken Seele als das freie Gestalten eines lebensfrischen Sinnes; doch sind sein Don Juan und Faust, sein Hannibal, seine Hermannsschlacht und sein Heinrich der Löwe Dichtungen, die noch die Nachwelt in Erstaunen setzen werden.

Deutsche Dichterinnen.

Es ist Zeit auch von den Beiträgen zu sprechen, welche die Frauen zur deutschen Poesie geliefert haben und von unsern Dichterinnen, deren manche wohl ihre Weiblichkeit über der Schriftstellerei einbüßte, während viele und zur Ehre derselben sei es gesagt, die meisten, gleich der eben jetzt (1843) verstorbenen Karoline Pichler, Frauen waren, die die häusliche Myrte in ihren Lorbeer zu flechten wußten. Ist nun wohl meist verfehlt zu nennen, was unsere Frauen in den höhern Gebieten der Dichtkunst: im Epos und im Drama versucht haben, so verdienen sie allerdings volles Lob, wenn sie in der Lyrik und im Romane wahre Gefühle und gesunde Gedanken aussprechen und einen Erzählungston anschlagen, der seiner weiblichen Anmuth und Natürlichkeit wegen so wohl thut.

Wir beginnen mit der edlen Johanna Schoppenhauer, die durch Erziehung und weite Reisen, die sie an der Seite ihres Gatten machte, gebildet, in ihren Romanen, Novellen und Reisebeschreibungen den Frauen der höhern Kreise harmonische Bildung des Herzens und Geistes und liebevolles Walten im Familienleben aufs dringendste empfahl. Charlotte von Ahlefeld war schon als zehnjähriges Mädchen Dichterin und hat außer Romanen, worin die gesundeste Aufklärung und die naturgemäßeste Auffassung des Lebens herrscht auch lyrische Gedichte geschrieben. Auguste von Wolzogen ist die Verfasserin des vielgelesenen Romans: Agnes von Lilien. Diese drei Frauen lebten und leben zum Theil meist in und um Weimar und gehörten also zu dem schönen Kreise, worin Göthe als Mittelpunkt geistreicher Unterhaltung waltete. Wilhelmine von Chezy, Enkelin der Dichterin Karschin, war in Paris verheirathet, wo sie jedoch ihr deutsches Gemüth ganz bewahrte, wie aus ihren anmuthigen Erzählungen und phantasiereichen Gedichten zu ersehen ist. Luise Gräfin von Haugwitz, welche unter dem Namen Arminia bekannter ist, gewährt in ihren Erzählungen und lyrischen Gedichten eine bildende Lektüre. Karoline Paulus (Eleutheria Holbeck) die Gemahlin des ehrwürdigen Consistorialraths und Theologen Paulus in Heidelberg, schrieb Erzählungen und Romane voll reicher Phantasie und feiner Charakterzeichnung und gehört allerdings zu den interessantesten Erzählerinnen. Elise Rächler geborene Ehrhardt schrieb außer Romanen auch eine poetische Erzählung in sechs Gesängen: die Wunderblume, mit welcher sie den zweiten Preis gewann. Fanny Tarnow, die in ihren Romanen voll zarter Weiblichkeit immer nur auf den Glauben hinweist, der über alle Kämpfe siegt. Karoline von Woltmann, schrieb außer Romanen auch Volkssagen der Böhmen und historische Aufsätze, die durch Inhalt und Anmuth der Darstellung von bleibendem Werthe sind. Von Wilhelmine von Gersdorf haben wir viele historische Romane. Außerdem sind noch Amalie Schoppe, Henriette Hanke und Friederike Lohmann aus dieser Zeit und eine der genialsten Schriftstellerinnen, die zu früh verstorbene Adelheid Reinbold, die unter dem Namen Franz Berthold dichtete. Sie

war so lange sie lebte eine der anmuthigsten Erscheinungen in den Dresdner Kreisen, welche Tiecks Genius belebte und diese Anmuth liegt auch reich und üppig ausgegossen in ihren Dichtungen. Wir nennen nur die Novelle: Irwisch=Fritze, wo mit niederländischer Meisterschaft das idyllische Landleben mit den zartesten Farben gemalt erscheint und Sebastian, wo ein historischer Stoff mit eben so viel Einsicht und Begeisterung, als weiblicher Mäßigung bewältigt wird. In der jüngsten Zeit hat die weibliche Literatur in Deutschland einen bedeutenden Aufschwung genommen, so daß schon manche Schriftstellerin in Form und Darstellung mit den Schriftstellern erster Größe wetteifert. So will man die Romane der Gräfin Ida Hahn=Hahn über die Sternbergischen Gemälde der vornehmen Welt stellen, auf jeden Fall beurkundet sie in Allem, was sie schreibt, ein poetisches Talent und unter ihren lyrischen Gedichten ist manches gefühlvolle Lied. Hieher gehören auch die gelungenen Darstellungen der Amalie Winter, Ida Frick und Luise Mühlbach, nur daß bei letzterer ein liberaler Ton anklingt, den wir nicht einmal der geistreichen Bettina Arnim vergeben. Auch die Verfasserinnen der historischen Romane Evremont und Godwie=Castle, ersterer von Sophie von Knorring, Tiecks verstorbener Schwester, letzterer von Frau von Paalzow scheinen durch ihre Kühnheit die Schranken des weiblichen Dichterkreises überschritten zu haben und wolle man uns Männern gar nicht Herrschsucht zumuthen, wenn wir die Frauen von dem lärmenden Schauplatz der Welt weg und auf ihr Herz in den stillen Kreis der Familie hinweisen. Lehrt nicht die Erfahrung, daß nur diese Sphäre sie glücklich mache? was nützt der George Sand ihre Unabhängigkeit und ihr männlicher Geist, den sie blos affektirt, indem sie nur zu weiblich, d. h. schwach, ja innerlich zerrissen und unglücklich ist? Was nützte es der geistreichen und hochherzigen Rachel, daß die bedeutendsten Männer (worunter auch Weiber waren, wie das berühmte Wort des Friedrich von Genz beweist, der sich selbst das größte Weib nannte) sich um ihre Neigung bewarben? und hat nicht selbst Bettina Arnim nur dem Glücke, Mutter zu sein, Dauer ihrer Geistesfrische zu verdanken? Allgemein ansprechend ist das dramatische Talent

der Prinzessin Amalie von Sachsen, weil sie sich eben ganz in dem Kreise zarter und feiner Weiblichkeit im Conversations-Schau- und Lustspiel bewegt. Wollten doch unsere Dichterinnen das Beispiel der zu wenig gewürdigten Julie von Zerzog nachahmen, die in ihrem: Götz von Berlichingen für Kinder, dem jugendlichen Deutschland ein werthvolles Geschenk brachte; denn erzählen, Kindern erzählen, das thaten schon die deutschen Mütter und Töchter des Mittelalters und das liegt auch im Wirkungskreise des Weibes und steht ihm besser, als unter Männern sitzen und kannegießern oder gar philosophiren. Noch müssen wir eine hochbegabte Dichterin erwähnen, deren schwere Leiden herzzerschneidend durch ihre wunderschönen Lieder fortklingen — Betti Paoli. Das Thema ihrer Poesien ist wohl nur ächte weibliche aber unglückliche Liebe und wir enthalten uns eines Urtheils und wollen nur eins ihren schönsten Gedichte für sie sprechen lassen.

Sichere Richtung.

Sieh dort durch des Tempelbaues Hallen
Ernst die gottgeweihte Jungfrau wallen!
Eine Lampe, deren Flamme zittert,
Trägt sie, und mit reiner Hand umgittert
Sorglich sie dies Licht, daß es im Grimme
Rauher Stürme sterbend nicht verglimme.
Nicht vermag es alle dunklen Stellen
Dieses weiten Domes zu erhellen;
Doch genügt's, daß Helle es verbreitet
Auf dem Pfad, auf dem die Jungfrau schreitet,
Daß ihr Schein, der milde, ernste, klare,
Ihr die Richtung zeige zum Altare,
Wo die Perlen ihres sel'gen Sehnens
Thauen, wie der Balsam Magdalenens.

Jener Jungfrau gleichet meine Seele,
Wie sie durch des Lebens Dunkel schreitet,
Nur vom ew'gen Liebesstrahl geleitet,
Daß sie nimmer ihres Weges fehle.
All ihr Denken, Fühlen, Thun und Treiben
Dienet nur die Flamme zu beschirmen,
Daß sie von des Lebens rauhen Stürmen

Unerreicht und unberührt mag bleiben.
Meines Daseins dunkle Schattenmassen
Kann sie nicht zerstreu'n mit mächt'ger Lichtung,
Aber leuchtend weis't sie mir die Richtung
Zu dem Trost nur mehr allein zu fassen:
Sichert mir den Weg, den ich betrete,
Leitet mich mit ihrer frommen Helle
Treulich hin zur wundervollen Stelle,
Wo sich Klagen wandeln zu Gebeten. —
O es gleicht mein unverlöschlich Lieben
Jenem Stern, der einstmals fortgetrieben
Die drei Könige aus ihren Landen,
Der sie über Berg und Meer geführet,
Bis sie endlich wonnevoll gerühret,
Betend vor dem Gotteskinde standen.

Harmonischer und vielseitiger ist das lyrisch-epische Talent der Adelheid von Stolterfoth die uns bereits mit zwei größern Epen: Zoraide und Alfred einem Rheinischen Sagenkreis und in Zeitschriften und in Almanachen mit Romanzen und Liedern voll Anmuth und Empfindung beschenkte und eine gesunde meist sänftigende Lektüre gewährt. Möge sie noch lange singen an ihrem Rheine, der edle jungfräuliche Schwan und andere erheiternd heiter bleiben.

Preis und Dank verdienen unsere dichtenden Frauen, da sie nicht wie die französischen von Emancipation, sondern meist von Entsagung und Ergebung sprechen und als reine Priesterinnen des Hauses das deutsche Familienleben, was leider so manche Männer in ihren Schriften und Leben mit frecher Hand zu zerreißen sich nicht scheuten, zu erhalten streben und nicht dringend genug können wir unsere Schriftsteller mahnen, ja in ihren Werken der Weiblichkeit, die noch immer so rein bei uns Deutschen geblieben, zu schonen, ihrem Genius zu gebieten, daß sie sich keine Lucinde, keine Wally, keine Accorombona erlauben; ja selbst über den trefflichen Marbach können wir uns nicht genug wundern, wie es ihm einfallen konnte über die moderne Literatur an eine Dame, ja an seine Braut in einem Tone zu sprechen, den er selbst keck

und unliebenswürdig nennt; allein die Frauen haben über ihn gerichtet, sie bedauerten die Freundin, welche diese Briefe lesen mußte und lassen sie selber ungelesen.

Oestreichische Dichter.

Uhlands kräftiges Lied: Vorwärts! klingt auch in Oestreich nach und vielleicht ist unter allen deutschen Stämmen keiner, der seit dem Jahre 1809 so große Schritte vorwärts gethan, als der östreichische. Es hatte freilich eben dieses Volk größere Schritte zu machen um das Versäumte einzuholen und es konnte auch nicht sobald den seit drei Jahrhunderten vorangeeilten protestantischen Landsleuten nachkommen, allein da das Fortschreiten in neuester Zeit nicht mehr einer einzelnen Kirche, sondern der ganzen Menschheit Element geworden, äußert sich der frische lebenskräftige Geist der Oestreicher auf eine erfreuliche Weise und wie überall, wo Völkerleben im Anlauf ist, ziehen auch hier die Sänger voran und unter ihnen solche, welche sich unter die ersten von ganz Deutschland stellen dürfen. Von diesen wollen wir nun der Reihe nach sprechen und was wir schon von einzelnen an ihrer Stelle bemerkt haben, zu einem Bilde der ganzen poetischen Literatur Oestreichs zusammenfassen.

Was die Josephinische Zeit im Poetischen geleistet, ist wohl nicht so hoch anzuschlagen; es war eine Zeit der realen Richtung, wo Poesie nicht gedeihen konnte. Ein Uebergang zu der neuern Dichterwelt bildet der behagliche Volksdichter Johann Friedrich Castelli, der alle Gattungen von Poesie durchmachte, ohne sich darin über den Bildungskreis des großen Haufens zu erheben. Am glücklichsten ist er im Komischen und Naiven, weil das der Wiener liebt und seine Lieder in östreichischer Mundart sind trefflich gelungene Nachbildungen der herrschenden Volkslieder. Der neuern Zeit angehörig und bei aller Herzlichkeit und Einfachheit der Darstellung auch von wahrhaft poetischem Talente ist Gabriel Seidel, seit 1840 Kustos im Antikenkabinet zu Wien. Auch er

ist ein Volksdichter und wenn er sich auch nicht zur höchsten Höhe erhoben, so darf man ihm doch eine Tiefe des Gemüths und die reinste, edelste Gesinnung nicht absprechen und Mädchen und Frauen, die seine Lieder liebgewonnen, bedauern, daß er nun schon so lange schweigt. Eine ganze Liedertafel gemüthlicher Sänger, die sich schon mehr dem höhern Fluge der schwäbischen Schule nähern reiht sich an diese Volksdichter, worunter wir nur die Ritter von Leithner, Lewitschnigg und Tschabuschnigg, Johann Mayerhofer, Dräxler=Manfred, Andreas Schuhmacher, Freiherr Ernst von Feuchtersleben und den Balladendichter J. N. Vogl nennen. Zu früh verstorben ist der geniale Dichter Dr. August Hornbostel (D. Ernst Bohl), der sich in allen Gattungen der romantischen Dichtung vortheilhaft auszeichnete, aber nur Weniges aus seinem reichen Vorrathe in Zeitschriften bekannt machte. Von seinen Dramen wurde das Trauerspiel Marie oder die Pest in Leon und die Heimkehr auf dem Burgtheater aufgeführt; letzteres war das letzte Schauspiel, welches der alte Kaiser Franz in Wien sah, er kehrte bald darauf auch selbst heim und einige Jahre darnach auch der Dichter. Wir erwarten von seinen Angehörigen eine Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften, die unstreitig nach dem Wenigen zu urtheilen, was wir kennen, mit zu dem Gediegensten gehören, was östreichische Dichter geschrieben haben.

Auch dürfen wir nicht einiger Ungarn vergessen, welche in deutscher Sprache gedichtet und uns auch durch Uebersetzungen mit der ungarischen Poesie bekannt gemacht haben, dahin gehören Georg von Gaal, Graf Johann Mailath, Baron von Mednyansky, Gustav Steinacker. Von anerkanntem Werthe sind ferner des Freiherrn von Hammer=Purgstall lyrische und epische Gedichte nach dem Orientalischen. Ein ausgezeichnetes Dichtertalent ging mit Joseph Emanuel Hilscher unter. Dieser edle Sänger wurde 1804 zu Leitmeritz in Böhmen geboren und kam als der Sohn eines Regimentsprofosen in das militairische Erziehungshaus, aus welchem er dann in seinem achtzehnten Jahre als Gemeiner in das Regiment eintrat. Ein Ortskaplan und ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer im Erziehungshause halfen seine natürlichen Anlagen entwickeln und flößten ihm Liebe zur Poesie ein, so daß er schon

als Knabe neben Klopstock und Schiller auch Göthe und Kollin, Shakespeare, Calderon, Dante, Ariosto in Uebersetzungen las und ganze Strophen recitirte, wenn er zur Nachtzeit Wache stand. Ein Liebhaber=Theater der Unterofficiere in der Kaserne, wo er auch mitwirkte nährte diese Neigung immermehr und er schrieb selbst für diese Bühne zwei Dramen, die leider verloren gegangen sind. Den gewaltigsten Eindruck machten auf ihn Byrons Werke, von denen er eine Uebersetzung zu dieser Zeit in die Hände bekam; weil ihm aber diese nicht genügte, lernte er mit unausgesetztem Eifer das Englische und nun war es freilich zu seinem Unglück die verzehrende Glut dieses außerordentlichen Britten, in welche sich seine Seele von der starren Außenwelt, den drückenden Fesseln seines Standes und der Leerheit und Geistlosigkeit seiner Umgebung zu entrinnen, warf. Mehrere Poesien dieses Dichters übersetzte er und zwar mit einer Meisterschaft, die ihn weit über alle damaligen Uebersetzer erhob. Doch blieb die gewöhnliche Wirkung, welche dieser ebenso liebenswürdige als entsetzliche Dichter auf Dichterjünglinge hat, nicht aus; inneres Zerwürfniß und Zerrissenheit und ein finsterer Trübsinn, der durch alle seine Poesien wie ein schwarzer Faden geht. Dazu kam noch die erwachte Neigung zu einem Mädchen, die ohne Erwiederung bleiben mußte. Als Unterofficier kam er sodann nach Italien und endlich durch Verwendung des literärischen Hauptmanns Marsano als Fourier nach Mailand. Hier lernte ihn August Frankl kennen, der nach seinem Tode seine Dichtungen mit einem biographischen Vorworte herausgegeben. Durch diesen Freund, der dann nach Wien zurückkehrte, wurden dem Unglücklichen Aussichten auf Verlag und Herausgabe seiner Werke verschafft, allein Hilscher erlebte die Freude nicht, bekannt und anerkannt zu werden; sein von Natur schwächlicher Körper unterlag der Anstrengung seines arbeitenden Geistes und dem innern Grame über seine hilflose, drückende Lage; er starb 1837 nach mehrmonatlichem Krankenlager. Ein ernstes Streben beurkundet auch Dr. August Frankl, der sich dem Epos zuwendet. Sein Habsburglied, ein Jugendversuch, hat bei allen Mängeln ächt deutsches Gepräge und sein Colombo enthält prachtvolle Stellen und frische Empfindung durch und durch. Anziehend ist aber vor allen sein

jüngstes Gedicht: Rachel, worin er seine Stammgenossen, die weinenden und verlassenen Kinder Rachels zum Grabe dieser liebenden Mutter führt und sie durch das Heimweh heiligen, trösten und veredeln will.

Geist der Mutter, Geist des Trostes,
Sehnsucht füllt das Herz nach dir!
Ach, verlasse dein bemoostes
Grabmal, lang schon harren wir!

Deines Wandels Segensnähe
Hast du immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt:

Gab ein Machtspruch die Befehle
Abzuschwören ihren Gott,
Warst du nahe ihrer Seele,
Und sie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimathlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß sie noch die Hüter
Des gesunknen Tempels sind.

Wenn ein Mann von unserm Stamme
Forschend bei der Lampe denkt:
Du bist nahe, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und sammle mild zur Einheit
Jedes Geist= und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Durch die Nacht die Sonne bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke;
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe denn als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Daß es hier auf Erden walle,
Seiner Sendung sich bewußt,

Und die Urne Tunnin schnalle
Priesterlich um seine Brust.

Und ein Jeder von dem Stamme
Trage wie das Würmlein sacht,
Still die reine Gottesflamme
Schützend durch die Erdennacht.

Denselben Weg auf dem epischen Felde schlägt Karl Beck aus Pesth in Ungarn ein, wie er in seinem Heldengedichte, wo er den Sieg des Kaisers Otto über die Magyaren schildert, dargethan. Außerdem hat er aber auch seine lyrischen Gedichte unter dem Titel: Gepanzerte Lieder, Nächte, Stille Lieder herausgegeben, worin sich meist in Byronischer Manier ein für Freiheit und Vaterland glühendes Herz ausspricht. Die Folge wird lehren, ob dieses allzuhastig zufahrende Talent zur plastischen Ruhe und derjenigen Harmonie gelangen wird, ohne die kein poetisches Talent lange ausreicht und in der That berechtigt sein neuestes Gedicht der fahrende Schüler zu den besten Hoffnungen. Mit besonderer Liebe ward aber von den östreichischen Dichtern das Theater gepflegt und wir haben schon von Grillparzer, Ebert und Zedlitz gesprochen, so daß nur noch einige neuere Erscheinungen im tragischen Fache und das Lustspiel zu erwähnen sind. Im erstern sehen wir Pannasch im historischen Schauspiel die nächsten Muster verfolgen. Größern Beifall erntete Freiherr von Münch Bellinghausen (Fr. Halm). Er ahmte in Griseldis, der Adept und der Sohn der Wildniß Raupachs schöne rhythmische Sprache, aber auch die bis zum Krankhaften gesteigerte Empfindelei desselben nach, wurde aber durch den Inhalt und das Thema seiner Stücke der Liebling des Publikums, da in denselben die Rechte des Weibes, wie sie in unsern Zeiten besonders von französischen Dichtern und Dichterinnen gepredigt werden, hervorgehoben sind. Immerhin dürfte es zu hart und voreilig sein einem Dichter, der in solcher Jugend schon solchen Erfolg gehabt eine Zukunft abzusprechen, wenn auch sein letztes Stück verfehlter ist als sein erstes.

Im Lustspiele waren schon in frühern Zeiten Schreivogel

(West), Holbein, Lembert, Castelli u. A. bemüht, ausländische sowohl spanische als französische Komödien für die deutsche Bühne zu übersetzen und zuzurichten. Von Shakespeare übersetzte dergleichen mit Glück Eduard von Bauernfeld, beschenkte aber die Bühne auch mit Originallustspielen, worunter einige, wie die Bekenntnisse, Bürgerlich und Romantisch und der Selbstquäler vorzüglich sind. Alles Lob verdient sein Lustspiel: der literarische Salon, worin er das schlechte Treiben gewisser Dichterlinge geißelt. Zu großen Hoffnungen berechtigt Uffo Horn.

Die alten Volkspossen, wie sie mit dem Verschwinden des Hanswursts in der Leopoldstadt buntscheckig und feuerwerkartig, mit Flugwerk und Versenkung, mit Genien, Feen und Zauberern, voll Sinn und Unsinn gang und gäbe waren, ergötzen noch immer einen großen Theil des Wiener Publikums und haben sich von der Leopoldsstadt auch auf die übrigen Vorstadt-Theater verbreitet. Ferdinand Raimund verstand es in diese Art von Lustspielen wahre Poesie und reinen, oft erhabenen Sinn zu legen. So sind sein Bauer als Millionär, sein Menschenfeind, die gefesselte Phantasie, der Diamant des Geisterkönigs, das Mädchen aus der Feenwelt und der Verschwender Possen von so lebenskräftiger Gestaltung und so hoher Bedeutung, daß sie selbst in Norddeutschland, wo doch manches Oertliche und Mundartige verloren ging, mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, den der Dichter selbst durch seine Anwesenheit und sein treffliches Spiel erhöhte. Leider hat ihn auch bei aller Gesundheit seines Dichtertalents, der Trübsinn und die Zerrissenheit unserer jungen Dichterwelt erfaßt; der allgemeine Beifall, eine sorglose Muße und die angenehmsten Verhältnisse, in denen er nahe bei Wien auf einem freundlichen Landsitze lebte, konnten ihn nicht befriedigen, die Schwermuth nicht bannen, die seine Seele umlagerte, er endete freiwillig, beklagt und bedauert als Dichter und als Mensch. Sein Nachtreter in dieser Gattung Nestroy ist wohl unerschöpflich in neuen Erzeugnissen, worin er aber von Raimunds Höhe herab immer tiefer zum Gemeinen sinkt und die Nahrung, die er bietet sind Zerrbilder und falscher Witz. Daß

selbst das Publikum der Wiener Vorstädte für Besseres und Höheres Sinn habe, bewies es bei Raimunds Darstellungen und neuerdings bei Holtei, der in Sprache und Empfindung edler und freier als Raimund, in seinem Lorbeerbaum und Bettelstab Perlschnur, Shakespeare in der Heimath und andern in überfüllten Häusern ungetheilten Beifall erntete.

Die jüngsten Erscheinungen in der deutschen Poesie.

Wie sehr auch theils das politische, theils das materielle Leben in Deutschland überhand nimmt, theils die Poesie selbst von einer Unzahl Dichter und Dichterlinge in eine eintönige Gefühlseligkeit oder inhaltlose und nüchterne Sprach= und Verskünstelei ausartet, so darf man doch nicht sagen, daß die deutsche Poesie in Abnahme begriffen sei, da eben in neuester Zeit der üppigste Dichterflor sich erhebt und einen Zauber verbreitet, dessen sich auch die ernsthafteste Lebensprosa nicht erwehren kann. Von glühender Vaterlandsliebe ergriffene Dichterherzen haben Töne erfunden, in welchen naiv und einfach, ohne rhetorischen Prunk, der Freiheit und der Vernunft wahrhaft poetisch ein Lied gesungen wird und anderseits durch kräftige Darstellungen bunter und neuer Lebensbilder Lust zu hören und zu lesen bei dem Volke geweckt, das bei den zierlichen und manierlichen Theepoesien schon eingeschlafen war. Erschlossen wurde dieser poetische Sinn durch die Bekanntmachung altdeutscher Dichter, die auch für Ungelehrte durch treffliche Uebersetzungen nun schon zugänglich sind. So wurde das Nibelungenlied von Hinsberg, Pfizer und Marbach, Bruchstücke aus Tristan und Isolde von Hofmann von Fallersleben, das ganze Gedicht von Marbach, die Gudrun von Keller, Parcival und die übrigen Gedichte Eschenbachs von Sanmarte und Simrok, andere Gedichte von andern übersetzt. Uhlands und der ganzen schwäbischen Schule Beispiel lehrte den Weg zur Poesie,

welchen jene Alten gegangen, wieder aufsuchen und nur wer diesen Weg ging, war willkommen. Nächst den alten Deutschen hielt man noch immer, wie Göthe gethan, am Griechenthum und wir sehen in neuester Zeit die Antigone des Sophokles und die Medea des Euripides auf unsern Bühnen. Aber auch das unmittelbare Dichten suchte man dem großen Meister Göthe abzulauschen und ist dies auch nicht eine lernbare Kunst, sondern das Ergebniß eines durchaus poetischen Genies, so läßt sich nicht läugnen, daß auch Minderbegabte Augenblicke haben, wo die poetische Empfindung so harmonisch zudrängt, daß keine mühsame Arbeit dazu gehört, sie fest zu halten und durch das Wort darzustellen, und erfreulich ist es zu sehn, daß eben bei den jüngsten und neuesten Dichtern diese Unmittelbarkeit sichtbar ist.

Ein Blick auf die poetische Literatur der Deutschen in den letzten zehn Jahren beweist uns nun, daß unsere letzten Meister noch nicht gesungen haben und daß es mit unserer Poesie noch nicht aus sei. Schweigen auch Uhland und Grillparzer und ist auch Immermann gestorben, was haben in dieser letzten Zeit Rückert und Mosen geleistet? was wieder mit verjüngter Kraft Zedlitz und Holtei? und welche neue Pracht glänzt an unserm Dichterhimmel gleich Sonnen, um die wieder mildleuchtende Planeten allenthalben kreisen: Seatsfield, Würtenberg, Hoffmann, Bauer, Mörike, Freiligrath, Duller, Lenau. Seatsfield nennt sich der bisher dem Publikum unbekannte Verfasser von Romanen, die meist über dem Meere und in Amerika spielen und worin bei den großen Gegenständen die Darstellung von unnennbarer Schönheit und reichem poetischen Leben ist. „In der Schilderung" sagt von ihm Theodor Mundt „der amerikanischen Landschaft, der ungeheuern Vegetation, in der Poesie der Wildniß, die er in allen ihren Einzelnheiten eben so wie in ihrer ganzen fruchtbaren Unendlichkeit vor das Auge zu zaubern weiß, hat er das Erhabenste, und doch in der einfachsten Entwickelung der Farben, geleistet. Eben so bewundernswürdig ist sein psychologischer Standpunkt, auf dem er die Verbindung des Nationellen und allgemein Menschlichen in der Individualität seiner Gestalten mit den feinsten Details zeichnet. Zugleich hat er die transatlantischen Verhältnisse

mehrfach als Gegensatz zu den europäischen erschimmern lassen, und sich dabei als einen ebenso scharfen Kenner der diesseitigen Zustände gezeigt, die er denn in manchem Betracht der amerikanischen Natürlichkeit und Sittlichkeit nachstellt. Die Kunstlosigkeit und das nachlässige Gefüge seiner Darstellungen läßt sie nur noch mehr als unmittelbaren Abdruck des Erlebten erscheinen. —" Sollten diese Romane nun auch nicht in der Länge den bleibenden Werth mustergiltiger Kunstwerke behaupten, so haben sie doch das Verdienst, die Lesewelt aus der von allen Seiten bis in's Kleinliche geschilderten europäischen Welt voll poetischer und materieller Stoffe und veralteter Zustände, in ein neues, frisches, fernes und darum so leicht zu idealisirendes Naturleben jugendlicher Staaten und Völker, wo es noch gilt in jeder Stunde und bei jedem Schritt auf Schutz und Trutz gerüstet das Leben täglich aufs Neue zu erbeuten, geführt zu haben. Nachhaltiger dürften eines andern Dichters Erzeugnisse sein, weil in ihm rein poetisches Leben auch in poetischer Form gegeben waltet. Das ist Ferdinand Freiligrath, geb. 1810 in Detmold, erst Kaufmann, als solcher einige Jahre in Amsterdam, dann privatisirend in Unkel am Rhein; seit 1841, wo er geheirathet in Darmstadt. Reise und Seeabenteuer und die Wunder der fremden Welttheile erfüllten schon als Knabe seine Seele; sein Aufenthalt in Amsterdam, der tägliche Anblick des Meeres, die Mittheilungen der Seeleute vermehrten seinen Bildervorrath aus jenen wunderreichen Zonen, die zu schildern dann seine Poesie begann wie z. B. in:

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren.

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand.

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung inn're Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrsch't ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Wildniß spricht;
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht.

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn:
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Die Nachts als nimmermüde Späher,
Bei ihrem Vieh ruh'n auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sina's gluthgeborst'nen Höh'n:
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln seh'n:

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschau'n das Flammen seiner Stirn —
Ha, Männer, denen glüh'nd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste,
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Land der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Dies wäre denn wieder die alte beschreibende Poesie, der unsre Kritik längst schon poetischen Werth abgesprochen hat; allein schon aus dem eben angeführten Stücke sehen wir, wie die Schilderung dergestalt von Empfindung gehoben und getragen wird, daß das Gemälde ganz lebendig sich vor unserer Phantasie bewegt, so daß man nicht mehr bloße Malerei sondern die Wirkung der Lyrik an sich wahrnimmt. Noch ergreifender ist das Pathos im Gefühle des Reisenden, wo die Geisterkaravane durch die arabische Wüste zieht.

Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber,
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen, sausend sprengen sie nach Mekka;
Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? nimmermehr, wer kann sie zählen?
Weh! auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.
Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf getreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

Doch ist das Urtheil über Freiligrath nur einseitig, wenn man ihn bloß den Dichter des Meeres und der Wüste nennt, weiß er sich doch auch in die Heimath und in unsere europäische Gedanken- und Gefühlswelt zu versetzen, wie er dort am Rhein in dem herrlichen Gedichte: die Rose, mit seinem Freunde Lewin beim Glase Wein von allerlei Geheimnißvollem in Natur und Menschenleben spricht und endlich auf die Legende und das Christenthum kommt, wo er bei der Erzählung von der Wunderrose wieder neu begeistert und von dem Glauben ergriffen zum Kinde wird und nachdem er sich von dem ungläubigen Lewin doch mit herzlicher Liebe gewendet, nimmt er sich vor im Evangelium Lukas zu lesen, um seine fromme Stim-

mung noch zu steigern und die wohlthuende fromme Aufregung länger zu erhalten.*) Ob es ihm gelungen Lewin auch zu rühren, wird nicht gesagt, allein das glauben wir behaupten zu können, daß die Gluth der Empfindung, die prachtvolle Darstellung und die geheimnißvolle Mystik des Ganzen den Leser wunderbar ergreifen müsse.

In dem Gedichte bei Grabbe's Tode finden wir auch jene Byronische Verzweiflung und Zerrissenheit, die selbst die schönste Gabe, die ein Sterblicher vom Himmel erhalten kann, die Dichtergabe verwünscht:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tausende, die unterm Leinen hier
In Waffen ruh'n — was sind sie neben dir?
Wird ihrer Einen, so wie dich, man nennen?

Doch sie verzehret; — ich sprech es aus mit Grau'n!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfe pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern in die Welt!
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.

Allein Freiligrath ist seitdem harmonischer geworden und hat das Schicksal Grabbe's nicht zu befürchten, weil er es eben nicht wie jener Unglückliche selbst herbeiführen wird und so erwarten wir noch von diesem begabten Dichter viel, sehr viel. Leidet er auch an manchen Gebrechen unserer Zeit, so ist doch sein Stre-

*) Wir verweisen auf Nordnagels deutsche Dichter der Gegenwart, wo dieses Gedicht erläutert wird.



ben so zuschreitend und lebenvoll, daß man kein Verschwimmen neb=lichter Gestaltungen und keine endlose Jammerlyrik zu besorgen hat. Wie aber seine Poesie recht munter und kühn ins Leben hineinrenne, schildert er am besten in nächstfolgendem Gedichte:

Der Reiter.

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß,
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh'!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein kräft'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend er schon wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht, ich sage: sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale;
O, könnt ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunklen Thale.

O, gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn, bei pochenden Schläfen rieseln lassen.

O, ließen geh'n mich meine Wege sie,
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen sage:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Laub mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt, und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß ich einen närrischen Gesellen!

Und wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die langgestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Weh'n euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,

Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt, das glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Palast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuh'n
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm in's Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

Und Poesie auch würd' es sein, wenn jetzt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht, entsetzt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe.

An die schwäbische Schule schließen sich folgende talentvolle Dichter: Würtenberg, Bauer und Mörike. Graf Alexander von Würtenberg theilte zuerst im Morgenblatt seine Gedichte unter dem Namen: Sandor von S. mit, deren viele in Ungarn spielen. Allenthalben zeigt er üppige Phantasie und oft ungestüme Lebendigkeit, wie denn eine Sammlung seiner Gedichte mit dem Titel des Sturms ganz vollkommen bezeichnet ist,

aber auch die Lieder eines Friedensoldaten sind nicht friedlicher. Harmonischer und plastischer ist der Freund Waiblingers und Ludwig Bauers, Eduard Mörike aus Ludwigsburg, den man als den glücklichsten Nachahmer Göthes und der griechischen Dichter mit Recht den Klassiker unter den Romantikern nennt. Außer seinen Gedichten, Novellen und Mährchen, haben wir von ihm das Drama „Letzter König Oeplid" und den trefflichen Roman „Maler Nolten". Möge er von seiner mehrjährigen Kränklichkeit doch ganz vollkommen genesen, damit er uns noch manches wundervolle Gedicht, wie: Mein Fluß, Tag und Nacht, die Herbstfeier u. dgl. bringe, überall so hell und klar gestaltet und das tiefste Gemüth durch das Maß griechischer Schönheit begränzt.

Mehr dem Drama widmet sich Ludwig Bauer und seine Dichtergabe zum Kölner Dombau: Kaiser Barbarossa, auch in dramatischer Form ist ächter, voller Erguß eines freien deutschen Mannes. Eigenthümlich, neu und frisch ist hier der alte Kaiser geschildert, neben ihm am besten der Minnesinger Ofterdingen, den er vom Rheine sagen läßt:

> Mir geht das Herz auf, seh' ich einen Fluß,
> Es schwebt ein Geist des Lebens auf den Wassern:
> Schlagadern sinds im Gliederbau der Erde,
> Wegzeiger aus der Dumpfheit in die Welt.
> Hier wachsen keine Mönche, hier quillt Kraft,
> Hier dampft der Born für Morgenthau und Regen,
> Hier wird der Flaum des Abendroths gewoben,
> Hier schwimmt der Fleiß entgegen dem Bedürfniß
> Und mit den Waaren wandert der Gedanke.

Bis zur Wielandischen Behaglichkeit harmonisch gebahrt Zedlitz in seinem jüngsten Werke: das Waldfräulein; ein romantisches Gedicht von solcher Naivetät, Jugendfrische und Klarheit, daß wir kein neueres Dichterwerk kennen, woran so gar nichts von den trüben Zeitstoffen klebte. Diese Ruhe des wunderseligen Dichters half ihm auch Byrons Harald so meisterhaft übertragen, denn während andere Uebersetzer von dem Originale überwältigt sich zu sehr in die schwarzen Tinten seiner Gemälde vertieften, bringt uns

Zedlitz den prachtvollen Dichterhort in der heitersten Färbung ans Tageslicht, so daß uns kaum eine lichte Perle entgeht, die oft in dunkelster Tiefe verborgen lag. Drum Preis ihm dem lebensheitern Dichter der Ostmark, singt er auch nicht, wie einst Helden, so ist uns doch sein lebensheiteres Harfenspiel ein Zeichen, daß noch Lust und Leben wie in des Dichters Brust so auch im Volke sei.

Nicht so harm- und sorgelos singt Heinrich August Hoffmann, geb. 1798 zu Fallersleben; bisher Professor und Bibliothekar in Breslau, jetzt auf Reisen. Dies ist nun ein politischer Dichter, der gegen Alles ankämpft, was freien Geist und freies Leben beschränkt. Darum zieht er los gegen die Pedanten,

Ein Geschlecht, das in Vokabeln
Wie der Ochs im Joche zieht,
Das vor grauen Götterfabeln
Keine Gegenwart mehr sieht.

Doch ihm steht es an so zu sprechen, da er selbst was gelernt hat und sein Latein und Griechisch versteht, nicht wie die Heine und Konsorten, die auch über die Gelehrten schimpfen und nebenbei mit philologischen Kenntnissen großthun, die sie nicht besitzen. Gegen Rom zieht er los, das uns lateinisch beten heißt und führt uns in die Zeit Luthers: wo der deutsche Landsknecht auch auszieht gegen Rom:

Des Kaisers Feind, des Reiches Feind,
Der gut sich stellt und Böses meint,
Der böse Feind! wir suchen ihn,
Wir folgen ihm, er muß entfliehn,
Fliehn in Rom.

Er ist freisinnig in Allem und liberal, aber nicht einer der Modegecken, deren einem er zuruft:

Du schreist nach Freiheit, schreist nach Recht,
Im Anblick großer Kriegesheere,
O du großmäuliges Geschlecht
Und dich beherrscht die Schneiderscheere.

Er ist wohl burschikos, und fast für seinen Stand und sein

Alter zu burschikos, denn mit einem Knüppel in der Faust wandert er am liebsten und singt:

Von allen Wünschen in der Welt
Nur einer mir anjetzt gefällt,
Nur: Knüppel aus dem Sack!

Auch liebt er einen frischen Trunk und seine Trinklieder sind die besten, die es in Deutschland gibt. Alles das wollen wir ihm nun eben nicht zur Tugend anrechnen, das macht ihm aber Ehre, daß er dabei Nichts will von den sieben Sachen, die einen Herrn von Stande machen, sondern daß er ein redlicher sittlich strenger und wahrhaftiger Deutscher sei, der die Lumpen und Taugenichtse ebenso mit seinem Knüppel bedroht wie die Philister.

Ihre Gevattern und ihre Geschwister!
Die Poetenverachter,
Monetenbetrachter,
Die Buchser und Muckser,
Die Pfennigfuchser,
Die Mucker und Achselzucker
Die Agio- und Taxenkucker,
Die Linsenleser
Und Zinsenzähler,
Die Couponsschneider
Und Hungerleider,
Die, wo andre vor Freude weinen,
Gleich mit dem Regenschirm erscheinen,
Und wo die Freude droht einzuschlagen,
Den Blitzableiter in der Tasche tragen;
Die den Teufel scheuen
Und sich wie Teufel freuen;
Die nicht mehr mit dem Zopfe prangen
Und doch an dem Zopfe hangen;
Die Pantoffelgedrückten,
Kartoffelentzückten,
Wasser-Verprasser,
Die sich mit der Schlinge der Mäßigkeit schnüren,
Und doch die Klinge der Gefräßigkeit führen;
Die in lauter Formen und Normen sich bewegen,
In lauter Schmiegen und Biegen sich regen;
Die auf dem Stuhle des Schlendrians sitzen;
Und in der Schule des Bocksbeutels schwitzen.

Das ist Humor und Humor ist es auch, daß er seine Lieder unpolitisch nennt, denn wären sie politisch, so wären sie keine Lieder, sondern gereimte philippische Reden voll Gift und Galle, wie andere in jüngster Zeit geschrieben. Wir glauben wohl, daß er auch für die Freiheit ein Wort reden, in kräftiger Prosa reden könnte, allein das will er nicht, es wird ohnehin mehr als zuviel geredet, er ist ein Dichter und darum singt er Lieder. Auch scheint es sein Bestreben, — gehört er doch auch zu der Breslauer Dichterschule, wo Karl Schall an der Spitze stand — die Poesie recht unter die Leute zu bringen. Aber es sollte eine deutsche Poesie sein, wie sie der alte freie Deutsche hatte und darum grub er die alten Schätze deutscher Nationalliteratur, wo er sie witterte, heraus, förderte sie zu Tage mit Glossen und Anmerkungen, in Uebersetzungen und Nachbildungen, von Ottfried an bis zum Reinecke und dichtete selbst Jägerlieder, Lieben und Leiden des fahrenden Schülers, Lieder der Landsknechte u. s. w. Von letzteren wollen wir eins hersetzen, das von Georg von Frundsberg, dem Helden und Feldherrn Kaiser Maximilians, das als Soldatenlied kaum seines Gleichen hat.

Hast du den Frundsberg nie gesehn?
Der kann Kalender machen,
Der weiß, was heuer soll geschehn,
Der leitet alle Sachen.

Frisch auf, ihr Landsknecht allgemein
In allen deutschen Kreisen,
Den alten Frundsberg hübsch und fein
Zu singen und zu preisen!

Er hat ein Häuptlein aufgesetzt
Voll Pfaffenlist und Witze,
Er hat sein Schwertlein wohl gewetzt,
Die Schneide wie die Spitze.

Er hält das Reich in seinem Arm,
Wie's Kindlein zu der Taufe.
Und thät er's nicht, daß Gott erbarm!
So läg's gleich in der Traufe.

Wie stattlich er zu Rosse sitzt,
Voll Kraft und Gottvertrauen!
Seht doch, wie ihm sein Auge blitzt,
Aus seinen dunklen Brauen!

Ein frischer Sommer geht daher
Mit Trommeln und mit Pfeifen,
Den Frundsberg greift's an seine Ehr',
Er läßt sein Völklein streifen.

Wohlauf und drauf! die Welt ist sein!
Er hat das Glück im Ranzen.
Drum muß auch Alles, Groß und Klein
Nach seiner Pfeife tanzen.

Und wer doch wohl das Lied erfand?
Das hat ein Knab' gesungen,
Der ist aus seiner Mutter Hand
Dem Frundsberg nachgesprungen.

Aber auch sanft und lieb kann der Mann sein und sein Buch der Liebe ist ein anderes als das von Heine, und wie er die Kinder liebt zeigen seine vielen Kinder- und Wiegenlieder, von denen wir nur eins hier anführen.

Kinderlied.

Wer hat die schönsten Schäfchen?
Die hat der goldne Mond
Der hinter unsern Bäumen
Am Himmel drüben wohnt.

Er kommt am späten Abend,
Wenn Alles schlafen will,
Hervor aus seinem Hause
Zum Himmel leis und still.

Dann weidet er die Schäfchen
Auf seiner blauen Flur;
Denn all die weißen Sterne
Sind seine Schäfchen nur.

Sie thun sich Nichts zu Leide,
Hat eins das andre gern
Und Schwestern sind und Brüder
Da droben Stern an Stern.

Und soll ich Dir Eins bringen,
So darfst Du niemals schrein,
Mußt freundlich, wie die Schäfchen
Und wie ihr Schäfer, sein.

Ueberdies ist nicht zu übersehen, welch einen feinen Geschmack dieser Knüppelmann besitze und wie in allen seinen Gedichten der Strophenbau und die Reimverschlingung so schön und künstlich, die Sprache so edel seien! Als ein wahres Muster der höchsten Kunstvollendung kann das herrliche Gedicht die Frühlingsfeier dienen.

Frühlingsfeier.

Wälder knospen, Wiesen grünen,
Neues Leben bringt hervor;
Auch das Gräschen auf den Dünen
Streckt sein Händlein froh empor.
An den Bächen, an den Quellen
Tanzen Mücken hier und dort,
Fische hüpfen auf den Wellen,
Schwalben segeln drüber fort.
Alles webet, schwebet, ringt,
Freut sich, schwingt sich, jauchzt und singt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Sollen wir denn jetzt noch trauern
Wie der Winter ernst und kalt?
Wir in unsern alten Mauern
Ohne Himmel, Feld und Wald?
Nein! Wir wandeln draußen wieder!
Freude gibt uns ihr Geleit,
Liebe lehrt uns neue Lieder,
Schenkt uns neue Seligkeit.
Unsre Seele ringt und strebt,
Singt und schwingt sich, webt und schwebt
Auf gen Himmel, auf gen Himmel.

Auf gen Himmel alles Leben!
Denn vom Himmel kam's herab;
Drum so laß uns wiedergeben,
Was er uns so gnädig gab.
Ja, froh sind wir jetzt und singen
Auf des Frühlings Freudenau,
Thun, als wollten wir gleich springen
In des Himmels ew'ges Blau.
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Jeder Gram und jedes Leid
Bleibt der Erde, nur der Erde!

Nicht weniger Freisinn ist den neuesten Dichtern Oestreichs eigen, nur daß er sich bei ihnen auf eine Weise äußert, die den Herolden deutscher Gesinnung des sechzehnten Jahrhunderts nahe kommt. Schon bei A. Grün haben wir gesehen, daß sein Bestreben zunächst auf die geistige Freiheit gerichtet sei. So finden wir bei Eduard Duller und noch bei Nikolaus Lenau (Niemptsch von Strehlenau) ein wahrhaftes Huttenisches Ankämpfen gegen welsche Herrschaft und Verfinsterungskünste.

Eduard Duller, geb. 1809 zu Wien, studierte daselbst Philosophie und Rechtswissenschaft, trat aber schon in seinem 18. Jahre mit dem vaterländischen Schauspiele: Meister Pilgram auf. Er verließ darauf Oestreich und lebte theils in München, Tyrol, Baden und zuletzt in Frankfurt am Main. Sein dramatisches Gedicht: Franz von Sickingen wurde vom katholischen Clerus hart verketzert, wie denn überhaupt sein freies deutsches Gemüth, das aus allen seinen Schriften spricht, den Finsterlingen immer anstößiger wurde. Schade, daß dieser talentvolle Mann durch Umstände gedrängt in manchen seiner Dichtungen dem Geschmacke der gewöhnlichen Lesewelt zu huldigen nicht verschmäht.

Höher steht allerdings Nikolaus Lenau. Er wurde 1802 zu Csatad in Ungarn geboren, wo er aber nur die frühesten Jugendjahre verlebte; auch war seine Erziehung und erste Umgebung deutsch und darf man ihm daher nicht so viel Magyarisches zuschreiben, wie deutsche Kritiker, welche die Verhältnisse deutscher Familien in Ungarn nicht kennen, häufig thun. Die Anklänge an seine frühe Heimath haben allerdings viel Wahrheit und sein ganzes Wesen

gleicht dem südlichen Charakter, üppige Phantasie mit glühender Empfindung und stürmische Freiheitsliebe. Er studierte zu Wien Philosophie, Rechtsgelahrtheit, Medicin, wie die meisten strebenden Oestreicher in allen Fächern nach Befriedigung ihres Geistes suchen. Unverkennbar ist in seinen ersten poetischen Versuchen der Einfluß der schwäbischen Schule, die sanfte Schwermuth mit der sinnigen Naturliebe, wie z. B. in folgenden Liedern:

Primula veris

I.

Liebliche Blume,
bist du so früh schon
wieder gekommen?
sei mir gegrüßet,
Primula veris.

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
hast du geschlummert,
liebliche Blume
Primula veris.

Dir nur vernehmbar
lockte das erste
sanfte Geflüster
weckenden Frühlings,
Primula veris.

Mir auch im Herzen
blühte vor Zeiten
schöner denn alle
Blumen der Liebe
Primula veris.

II.

Liebliche Blume,
Primula veris,
holde dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
eilst du entgegen,
öffnest die Brust ihm.

Frühling ist gekommen.
Mögen ihn Fröste,
trübende Nebel
wieder verhüllen.

Blume, du glaubst es,
daß der ersehnte
göttliche Frühling
endlich gekommen.

Oeffnest die Brust ihm;
aber es dringen
lauernde Fröste
tödtend ins Herz dir.

Mag es verwelken,
ging doch der Blume
gläubige Seele
nimmer verloren.

Die polnische Revolution brachte aber erst seine poetische Flamme zum Ausbruch. Aus dieser Zeit sind jene glühenden Freiheitslie-

der: Abschied von Galizien, der Polenflüchtling, Nächtliche Fahrt u. a. m. Der Untergang Polens ergriff ihn so gewaltig, daß er es nicht aushalten konnte in Europa und er zog weit übers Meer nach Nordamerika. Doch auch hier in dem Lande der Prosa fand seine Seele nicht was er suchte und also sang er dort

An sein Vaterland.

Wie fern, wie fern, o Vaterland,
bist du mir nun zurück!
Dein liebes Angesicht verschwand
mir wie mein Jugendglück.

Ich steh' allein und denk' an dich,
ich schau' ins Meer hinaus.
und meine Träume mengen sich
ins nächtliche Gebraus.

Und lausch' ich recht hinab zur Flut,
ergreift mich Freude schier:
da wird so heimlich mir zu Muth
als hört' ich was von dir.

Mir ist ich hör' im Winde gehn
dein heilig Eichenlaub,
wo die Gedanken still verwehn
den süßen Stundenraub.

Im ungestümen Wogendrang
braust mir dein Felsenbach
mit dumpfem vorwurfsvollem Klang
ruft er dem Freunde nach.

Und deiner Heerden Glockenschall
zu mir herüberzieht
und leise der verlorne Hall
von deinem Alpenlied.

Der Vogel im Gezweige singt,
wehmüthig rauscht der Hain,

und jedes Blatt am Baume klingt
und ruft: Gedenke mein! —

Als ich am fremden Grenzefluß
still stand auf deinem Saum,
als ich zum trüben Scheidegruß
umfing den letzten Baum,

Und meine Zähre trennungsscheu
in seine Rinde lief,
gelobt' ich dir die ew'ge Treu
in meinem Herzen tief.

Nun denk' ich dein so sehnsuchtschwer,
wo manches Herz mir hold,
und ströme dir ins dunkle Meer
den warmen Thränensold.

Er kehrte heim und seine trübe Seele sprach immer noch lauter ihren bittern Unmuth aus und an den Gott des Schmerzes wendet er sich:

— Du Gott des Schmerzes, rüste du mein Lied,
Und wappne mich auf den verweg'nen Gang
Durch's ungeheure nächtliche Gebiet.
Gib mir ein wildes Herz, daß mein Gesang
Auf seiner Bahn vor Schreck nicht sterben dürfe;
Gib mir ein Herz, das lauter Wetterklang
Wie süße Nachtigallenlieder schlürfe!
Und wenn ins Thal mit grimmigem Frohlocken
Die Stürme werfen ihre Donnerwürfe,
Daß Wald und Fels herunterbricht erschrocken;
Dem Herzen sei's schwermüthiges Behagen,
Wie Niedersäuseln welker Blüthenflocken! —

Ist nun auch seine Poesie jene der Poesie so feindselige Klage, so ist's doch, wie bei seinem Landsmann A. Grün, eine männliche Klage, die da Hoffnung gab, daß sich die Mißlaute mit der Zeit auflösen würden. Noch kommen zu dem Zeitjammer die Byronischen Zweifel und Lenau rast in seinem Faust in diesen wilden Tönen, unerquicklich für harmonische Seelen, fort und fort,

streift aber immerwährend ganz nahe an die Schönheitslinie, so daß man ihm zurufen möchte, wie einem Nachtwandler, wohin zu treten sei. Allein er hat sich selbst gefunden und im Savanarola ist der Uebergang aus dem verneinenden Zerwürfniß zum Festzuschreitenden. Da fand er den Punkt, von welchem aus er seine inneren Zerwürfnisse zur Einheit bringen und seiner Poesie, wie seinem Leben, feste Haltung und würdigen Gehalt geben konnte. Demnach vereinigten sich alle seine Kräfte, um den alten Erbstreit der Deutschen gegen Rom zu kämpfen. Da war nun der edle Märtyrer Savanarola ein trefflicher Gegenstand. Düster und nächtlich ist die Darstellung, wie der Stoff selbst, auch Versmaß und Sprache ermangeln des einschmeichelnden Liebreizes, weil der Dichter eben ergreifen, Schauder und Entsetzen verbreiten will.

Protestanten können die Empfindung nicht so leicht beurtheilen, die einen denkenden und nach geistiger Freiheit ringenden Katholiken hinreißt; doch seiner Zeit und seinem Volke gemäß sind Worte wie folgende:

Nach Florenz wallt das Volk in Schaaren,
Das ihn noch einmal schauen muß,
Vielleicht fürs Leben zu bewahren
Von ihm noch einen Scheidegruß.

Doch ist zu früh noch solches Bangen,
Noch ist's gekommen nicht so weit,
Daß sie den Mann in Ketten zwangen,
Noch kämpft er fort den großen Streit.

Nicht hemmt auf seinen Gottespfaden
Das Banngeräusch den kühnen Mann;
Wie nicht das Zirpen der Cicaden
Den Schritt des Helden stören kann.

Wenn Heimchen auch den Helden mahnen,
Daß bald ihn, bald der Rasen deckt,
Ihm ist der Tod ein süßes Ahnen,
Und vorwärts eilt er ungeschreckt.

Girolamo die heiße Fehde
Des Herrn noch immer treulich ficht;

Und also seine Kanzelrede
Dem Bannesfluch antwortend spricht:

„Prälaten sind allein mit nichten
Die Kirche, und auch nicht zumeist;
Sie soll aus Allen sich errichten,
Bei welchen Glaub' und heil'ger Geist.

Christus, der auf dem Kreuz verschieden,
Ist unser Mittler, Er allein;
Der Klerus soll zum Gottesfrieden
Ein Führer nur, nicht Mittler sein!

Das Evangelium ist das Leben;
Das nur kann gültigen Entscheid
Und Richterspruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Christi seid.

Das ist die Wurzel, ewig bleibend,
Unschütterlich, und ohne Rast
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Ast zu Ast.

Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der Gnade Thau und Sonnenschein;

Doch was der Wurzel nicht entsprossen
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wenn Nebel nicht das Aug' umflossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.

Ihr führt gen Gott ein eitles Kriegen,
Wenn auch der Tod mich bald verschlingt,
So wird die starke Hand doch siegen,
Die mich als ihren Hammer schwingt.

Das jammervolle Truggerüste,
Das sich die Kirche Christi heißt,
Der Bau, den freches Erdgelüste
Gethürmet, nicht der heil'ge Geist;

Die Hand des Herrn wird niederschlagen,
Und euer Werk zerbricht, zerstiebt,
So wahr Millionen Herzen klagen,
So wahr noch Gott die Menschen liebt!"

Auf diesem Wege gelangte Lenau denn auf die Höhe, von welcher er, selbst erhaben über die Verirrungen des menschlichen Wahns, besser und edler als die Feinde der Wahrheit, verständiger und klarer als schwachsinnige Schwärmer, freigebahrend die Gestalten seiner Phantasie hinstellen konnte zu schönen Bildern, welche sich in seinem letzten Werke: Die Albigenser zu einem lose verwobenen Ganzen an einander reihen. Der furchtbare Kreuzzug, welchen Innocenz III. gegen die verketzerten Albigenser in Südfrankreich predigte, ist der Gegenstand dieser Dichtung, der man eben so wenig als dem Ritter Wahn oder dem letzten Ritter den Namen eines Epos, wie es der Zeit gemäß ist, absprechen dürfte. Was es aber über Savanarola stellt, wo die wilde Kraft der Empfindung oft das Maaß der Schönheit überschreitet und das Auge über die gehäuften Gräuel, die es schauen muß, ermüdet, ist die Schönheit und Anmuth. Weise hat der Dichter überall das Gräßliche gemildert, das Aeußerste vermieden und so z. B. selbst die feindlichen Gestalten, den Wütherich Fulco, Simon Montfort und Innocenz zur idealen Schönheit erhoben. Doch mit aller Anmuth und Liebe werden die Frommen und Guten, ja selbst die Irrenden geschildert und um das rauchende Schlachtfeld ein blühender Rosenberg gepflanzt. Wir führen weil nicht Raum ist das ganze Gedicht aesthetisch zu entfalten, nur eine Romanze hier an: die zwei Troubadours, deren Einer dem Harfenspiel in diesem

Krieg um Himmel und Hölle entsagt, der Andre hingegen die Muse nicht verlassen will in ihrem Mißgeschicke, bis beide gereizt die Schwerter ziehen und im wilden Streite fallen:

„Wir ziehn zu Fuß in freudenloser Irre;
Die schönen Zelter sind entschwundne Träume,
Die weichen Sättel und die Prachtgeschirre,
Die Silberschellen und vergoldten Zäume.

Die frohen Tage sind für uns verloren.
Im freien Feld, in kühler Waldesnacht,
Wenn reitend wir ein neues Lied erdacht,
Wie gaben wir vergnügt dem Roß die Sporen!
Wenn sonst nach einer Burg die Sänger zogen,
Wie gastlich war und jubelnd der Empfang,
Wie rasch die Pforte aus dem Riegel sprang;
Den Sängern war ein jedes Herz gewogen.
Wie dort die edlen Ritter, holde Damen
Jed' Wörtlein lauschend in die Seele nahmen!
Willkommner ist der Frühling nicht im Thale,
Als einst der Sänger im geschmückten Saale.

Das ist vorbei und wird nicht wiederkehren.
Nun rauscht die bange Welt von Kriegesheeren;
Die Pfeile finden jetzt den Weg zum Herzen,
Die Lieder nicht, mit Lust und süßen Schmerzen.
O schöne Zeit, die wir verloren haben!
O trübe Zeit, die den Gesang begraben!

Wenn sonst auch war ein wilder Streit entzündet;
War doch dem Leid die Freude stets verbündet;
Da tobte minder grimmig das Gefecht
Um ein Stück Land, um ein gekränktes Recht.

Da mochte noch in seinem Lagerzelte,
Als Noth ihn und die Kampfgenossen quälte,
Der Troubadour von seiner Dame singen;
Vergessen ward der Hunger wie der Zorn,
Denn also lieblich ließ Bertrand de Born
Im Lied die Reize seiner Dame klingen,
Daß Sehnsucht süß in aller Brust erwachte,
Und jeder träumerisch der Fernen dachte.
Nun aber ist's ein Krieg um Himmel, Hölle;
Den ew'gen Mächten ist kein Dienst geweiht,

Und fühllos tritt er wie die Ewigkeit
Der Leichen starres blutiges Gerölle!

Der Krieg wird nicht beruhigt und versöhnt,
Wenn er das Land ersiegt, die Burgen bricht;
Und wenn der letzte Feind im Tode stöhnt,
Und stille senkt das bleiche Angesicht,
So ist kein Friedensschimmer sein Erbleichen,
Wie Mondenlicht nach Sturm und Wetterstreichen.
Mag jeder Stein vom Tritt des Krieges beben,
Noch immer ist es nicht das rechte Land,
Die rechte Burg nicht, die er überwand,
Und nicht der rechte Tod, den er gegeben.

Was soll ein Minnelied bei Rachechören?
Wer mag in solchem Sturm den Sänger hören?
Die Vögel schweigen, wenn die Bäume krachen,
Die Nachtigall ist fremd im Lenz der Drachen.

Sie freveln hart; ich soll es weich beweinen?
Vielleicht mit einem Streitgedicht erscheinen?
Ha! lieber soll mein Schwert in Schlachten singen,
Als je mein Lied mit rohen Knechten ringen.

Ich lasse ruhen hier an diesem Ast
Mein Saitenspiel, den sonst so werthen Gast;
Und wird fortan der Wind die Saiten rühren,
Wird Niemand doch den neuen Meister spüren,
Wenn eilig Wandrer ziehn vorüber hier,
Das Herz voll Unglück oder Kampfbegier.

Ins Lager fort des Grafen Toulouse!
Nicht taug' ich zum Gemahl in diesen Tagen
Für eine königliche Frau, die Muse;
Sie soll mir nicht den Bettlerbündel tragen.

Komm, folge mir und sey mein Kampfgefährte!
Wir wollen dort den Feinden unsrer Lieder
Eindringlich ins Gesicht und in die Glieder
Gewalt'ge Reime schlagen mit dem Schwerte."

Doch andern Sinns, antwortet der Genosse:
„Ich sehne mich nach keinem Edelrosse,
Nach Prachtgeschirren nicht, noch Prunkgewanden,
Was ich bedarf ist wenig und zu Handen.

Ich schände nicht mein Herz mit wildem Hasse;
Dem Unglück bringt, wenn nur für Augenblicke,
Ein Lied des Friedens Traum; und ich verlasse
Die Muse nicht in ihrem Mißgeschicke.

Ich will den armen Menschen Lieder singen
Und Wohlklang in gestörte Seelen bringen;
Von tapfern Thaten sing' ich dem Bedrohten,
Und dem Betrübten lob' ich seine Todten.
Ziehst du dein Schwert zum unheilvollen Streite,
War dies mein letzter Schritt an deiner Seite."

Und wieder spricht der kriegerisch Entbrannte:
„Die Zeit ist hin, die Harf und Herz bespannte;
Wo willst du singen, Ruhm und Lieb' erwerben?
Nur einen Schluck vom Trank der edlen Trauben?
Die Einen morden und die Andern sterben,
Die Einen betteln und die Andern rauben;
So singe denn, dir ist die Wahl geboten,
Vor Bettlern, Mördern, Räubern oder Todten.
Sie haben Ruh' zu wenig und zu viel,
Um aufzuhorchen deinem Saitenspiel.

Von Burg und Hütte wird man fort dich fluchen,
Und Herberg wirst du in den Wäldern suchen.
So hungre denn im Grünen und beneide
Singvögelein, die reich versorgten Gäste,
Und hol' dir ihre Eier aus dem Neste,
Schling künft'gen Waldgesang ins Eingeweide!
Nebst Hunger wird dich dann noch Zweifel plagen,
Wer wohl von beiden mehr beneidenswerth:
Der Sänger, der am Ast den Wurm verzehrt?
Der Sänger, den im Grab die Würmer nagen?
Fahr wohl! Wenn doch einmal in frohem Zelt
Die alte Lust zu singen mich befällt,
Wenn ich nach guter Schlacht, beim Becherklang,
Zur Kurzweil schallen lasse Spottgesang,
Und einen feigen Burschen Glied für Glied
Zusammenblas' in meinem scharfen Lied,
Und durch ihn geißle mit belachten Schwänken:
Dann will ich deiner Zug für Zug gedenken!"

Mehr schallt kein Wort; doch klirren ihre Degen,
Fern tönt der Wald von ihren harten Schlägen.
Die Sänger reimen gut mit ihren Klingen,

Für jede Wunde die den Einen traf,
Muß neu hervor das Blut des Andern springen,
Und beide sinken in den gleichen Schlaf,
Beim sanften Rieseln ihrer Purpurquellen,
Wo, weiches Moos, die Sterbekissen schwellen.
Sie liegen todt in tiefen Waldesgründen;
So leicht kann Unmuth wilden Streit entzünden.

Wie manches Lied in ihrem Herzen ruhte,
Ob sich's verliert im Moos mit ihrem Blute,
Ob es verkläng' an sturmbetäubten Ohren,
Gleichviel, es wäre immerhin verloren.
Am Baume liegen ihre Harfen beide,
Bis sie vermorschen einsam und verwittern;
Im Windeshauch die Saiten leise zittern,
Und flatternd spielt das Band von bunter Seide.

Auch der Humor hat seine Stelle in dieser Dichtung und beweist wie mächtig der Dichter seines Stoffes sei, weil er dies für Dichterruhm so gefährliche Spiel wagt und glücklich auch besteht. So ist schon in dem Mährlein von dem Ziegeuner, das der Mönch dem Pierre von Castelnau erzählt, der frischeste und keckeste Humor. Reicher fließt noch diese Gabe in der Romanze Jacques, wo ein wahnwitziger Schneider auf der Wahlstatt allerlei Lappen von den Gewändern der Ritter und Pfaffen zusammensucht, um daraus einen Sterbekittel zu machen für den Antichrist, der ohne diesen nicht verscheiden könnte. Lustiger ja muthwilliger ist der Humor im Grafen von Foix, der mit seinem frechen Gefolge ins Kloster stürmt und dort die heilige Stätte zum Tummelplatz sinnlicher Lüste macht, denn:

Er lacht der Einen, die für die Lehren
Der Kirche sich rotten zu grimmigen Heeren,
Er lacht der Andern, die frommen Witzen
Zu lieb ihr köstliches Blut verspritzen.

Voll dramatischen Lebens und voll Wahrheit ist das Studentengelage geschildert, wo die Laune des Dichters bis zur schwindelnden Höhe philosophischer Ideen dreist und keck hinauf sich schwingt. Doch alle diese anmuthigen und leichtfertigen Spiele sind

nur da zur Erholung dem Leser, daß ihm die Kraft auslange das Erhabene zu fassen und aufzunehmen den gigantischen Schmerz, daß Menschen so des Menschengefühls und der Liebe bar gegen einander wüthen können. Durch das Ganze hindurch aber schreitet wie ein Riese der gesunde und kräftige Gedanke: daß die Kämpfe nicht umsonst gewesen und daß die Wahrheit endlich siegen und die Wahrheit zur Freiheit führen werde;

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die frische Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Schlußwort.

Das wäre nur ein Abriß dessen, was unsere Dichter zur Bildung, zum Troste, zur Erheiterung und Ermuthigung, ja zur Einigung im Volksthümlichen, gedacht, empfunden und zur deutschen Harfe gesungen haben. Nicht jede einzelne Stimme, ob sie gleich trefflich mitwirkte im Vereine, konnte besonders beachtet und besprochen werden, sie nehme ihren Theil von dem Lobe, das wir dem ganzen vollen Chore zollen. Verachtung aber verdient kein

Dichter, er singe noch so schwach, wenn er nicht etwa sein Lied mit undeutscher Sittenlosigkeit befleckte, oder zur Gemeinheit herabsank oder anerkannte Meister mit frechem Witze lästerte und überhaupt das Heilige und Wahre zu entweihen wagte. Eine eigene Weise stimmen unsere jüngsten Dichter: Herwegh, Prutz, Dingelstedt u. a. an, — die politische; sie stehen darin dem freisinnigsten aller deutschen Sänger Hoffmann von Fallersleben weit nach und gerathen aus der Poesie in das Gebiet leidenschaftlicher Rhetorik. Wahre Dichter wie eben Hoffmann, Mosen, Geibel u. a. behandeln politische Stoffe ganz anders und letzterer*) spricht zu Herwegh folgendermaßen:

Fürwahr, ein Sämann schreitest du
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung, —
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirren?
Die Kriege, die dein Lied gefodert?
Die hastge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein, das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue
Um Freiheitsbanner dicht geschaart
So stehn auch wir, doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken.
Und keinen Deut begehren wir
Von jenem übermüth'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord

---

*) Ein junger Dichter, von welchem noch viel zu hoffen.

Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein, glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wirs erringen
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht
Der Geist ist stärker als die Klingen.

Erfreulich ist es zu sehen, daß die deutschen Poesien nicht nur in Deutschland leben, sondern in aller Welt bei fremden Völkern auch gewürdigt werden und daß auch diejenigen Deutschen, die in fremde Länder und Welttheile ausgewandert, nicht nur ihrer heimischen Sprache und Sitte, auch ihrer Poesie treu geblieben. Kam doch jüngst eine Stimme aus der fernen Fremde zu uns*) von einem bisher noch ungekannten Dichter, die voll deutscher Treue also singt:

Sonntagsstille auf den Fluren — in der Morgenstrahlen Helle
Aus dem Thalgrund unter Linden glänzt das Kreuz der Dorfcapelle.
Durch die Lüfte wellenkreiselnd zittern Glockenmelodieen,
Und dem heilgen Rufe folgend auf gewundnen Pfaden ziehen
Von den Bergeshalden nieder gläub'ge, fromme Christenschaaren,
Ernsten Trittes, heitern Blickes, bunt an Farben, bunt an Jahren.
Und des Kirchleins Archenoä öffnet gastlich weit ihr Thor,
Und der Andacht Wellen tragen sie zu Wolken hoch empor.
Gläubige in der Zerstreuung, du zerstobne Lämmerheerde,
Die ich weide, die ich liebe, — deutsches Volk auf fremder Erde:
Dringt der Sonntagsglocke Tönen nimmer bis zu deinen Ohren
Durch das Werkeltag-Gesumme? ging dein Zion dir verloren?
Und doch ragt vor allen herrlich, stolz wie meine Bergesriesen
Deiner Väter heilig Münster, weit bewundert, weit gepriesen.
Hoch empor aus Felsengrunde tausendjährge Pfeilerstreben,
Schlank wie Tannen, fest wie Eichen um der Wölbung Dach zu weben.
Und es brausen, klingen, flöten, einend sich zum Liederfeste,
Orgelsturm und Chorgesänge durch das Laubwerk, durch die Aeste.
Durch die spitzen Fensterbogen, durch die bunten Scheiben bricht
Zauberisch', wie Alpenglühen, und verklärt der Sonne Licht.

*) Deutsche Xenien aus und für Ungarn. Zweiter Strauß. Leipzig. B. Tauchnitz jun. 1842.

Und des Heiligthumes innen pflegen Priester hoher Weihe,
Laut mit Seraphszungen künden sie das Wort, das ew'ge, freie,
Und es regt der fromme Eifer sich mit tausend rühr'gen Händen,
Um des Thurmes Oriflamme, um den Ausbau zu vollenden.
Deutsches Volk in der Zerstreuung, heimisch nun im fremden Lande,
Mit des Deutschthums Mutterkirche lockre freuelnd nicht die Bande!
Wie nach Mekka Allahs Diener, wenn er sein Gebete spricht,
Sei nach Deutschlands Riesendome hingewandt dein Angesicht.
Und wie vom Verklärungsberge wirst mit leuchtender Geberde
Wieder du dein Antlitz kehren heim zum heimathlichen Herde.
Höher wird die Brust dir schlagen, kühnern Flug der Geist ersinnen,
Und es wird ein Gott dir segnen deine Mühen, dein Beginnen.
Was du schaffst, schaffst du für Alle! Ob von Thoren auch verkannt,
Bleibe treu dir selbst, o Deutscher, und dir dankt's das Vaterland!

Was aber der deutschen Poesie, wie unserm Volke selbst, überall freundliche Aufnahme verschafft, ist der frohe Lebensmuth, der in ihr wohnt und die Keuschheit und die Freiheits- und Wahrheitsliebe, Eigenschaften, die sie sich selbst im muthwilligsten Spiele bewahrt, denn was Manche in letzter Zeit in dieser Hinsicht verschuldet haben, ist in diesen Blättern schon nach Würden beurtheilt und als undeutsch verworfen worden. So bleiben denn fürderhin die Griechen, Göthe, die althochdeutsche Heidendichtung und der Minnesang, die anerkannten Muster unserer Sänger; Natur, Volksthum, deutsche Redlichkeit und Treue, Tapferkeit und Ehre, Gottesdienst im Licht und in der Wahrheit, trautes Familienleben und reine Frauenliebe, die Quellen edler Empfindung, die Wecker des Gedankens und der That. Eben diese Gesundheit erhöht aber auch den Werth unserer Dichter und weist ihnen den Ehrenplatz unter den Männern der Wissenschaft und unter den Weisen des Volkes ein. Wenn nämlich, Kunde von den ältesten und neuesten Dichtern haben, zur Gelehrsamkeit gehört, so wäre es ungereimt denjenigen weniger zu achten, der einst ein Gegenstand nach Gründlichkeit strebender Gelehrsamkeit sein wird. Auch die Dauer ist unserer Poesie durch ihre Kernhaftigkeit verbürgt, denn was so gesund und lebensmuthig zuschreitet, wird bestehen; wie überhaupt nicht zu befürchten ist, daß, so viel Raum auch das gemeine materielle Leben gewinne, die Poesie, diese Erhebung in die Welt der Schönheit

sollte verdrängt werden und mit A. Grün wollen wir schließen, der in seinem letzten Dichter also singt:

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd?
Wann endlich ausgesungen
Ist's alte, ew'ge Lied?
Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft schon jeder Born?" —
So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;
So lang der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;
So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;
So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch ein Mensch die Züge
Der goldnen Schrift versteht;
So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;
So lang noch Lenze grünen,
Und Rosenlauben blüh'n;
So lang noch Augen lächeln
Und hell von Freuden sprüh'n;
So lang noch Gräber trauern,
Und die Cypressen dran,
So lang' ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann;
So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh;
Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus

Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.
Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.
Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenballe
Wie Blüthenstaub versprüht;
Erst dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd,
Ob endlich ausgesungen
Das alte ew'ge Lied.



Druck von Ernst Stange in Leipzig.



